This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

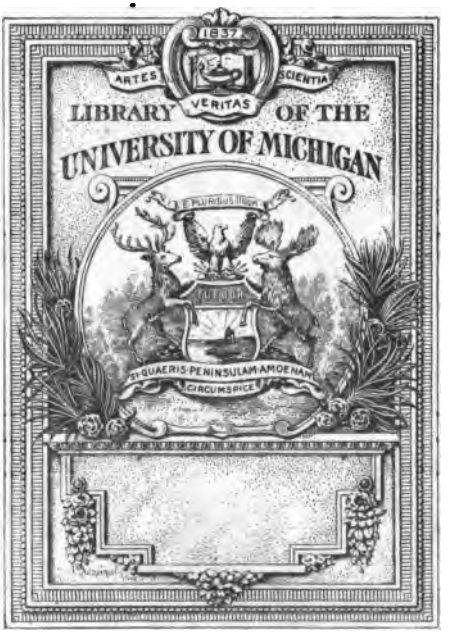
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 794,318



THE GIFT OF

Dr. H. L. C. Betz

830.6
B5-

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1884.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des zweiten Bandes.

	Seite
Klippen des Glücks. Roman von Adolph Streckfuß. (Fortsetzung)	5
Sieben Millionen. Novelle von Max Ring	103
Fürst Hermann v. Pückler-Muskau. Eine biographische Skizze von H. v. Spielberg	185
Die Adelskönige im Mittelalter. Von Hans Marschall	199
Hinterindien. Ein geographisches Charakterbild von H. Berka	213
Spanische Hof-Intriguen. Eine Geschichte aus der Geschichte. Mitgetheilt von Florian Greif	231
Das Perpetuum-mobile. Naturwissenschaftliche Skizze von P. Richter	243
Mannigfaltiges:	
Marie Preston und die Königin Marie von England	254
Mildthätigkeit im Alterthum	255
Kurze Rede	256

240379

Klippen des Glücks.

Roman

von

Adolph Streckfuß.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wieder wechselte Herr v. Osternau mit seiner Gattin einen Blick des Einverständnisses, hatten doch Beide fast dieselben Worte gebraucht, welche jetzt Lieschen brauchte, auch sie hatten darüber nachgedacht, wie ihnen der Fremde gefalle, und waren nicht im Stande gewesen, sich darüber eine klare Antwort zu geben.

„Dieser aus den Augen Geistesfunken sprühende Kandidat muß ja ein ganz besonderer Mensch sein!“ bemerkte Albrecht. „Wie heißt er denn? Du hast seinen Namen noch nicht genannt, Vetter!“

„Pechmayer!“

Der Name übte eine zauberhafte Wirkung. Albrecht lachte hell auf, auch Lieschen und Fritz stimmten in sein Gelächter ein, und selbst Frau v. Osternau konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Pechmayer oder Pechvogel! In der That ein köstlicher Name! Wer so heißt, muß auch ein Pechvogel

ſein. Ich bin wahrhaftig neugierig, ihn kennen zu lernen!"

„Du wirſt zu lachen aufhören, wirſt den lächerlichen Namen und das ſonderbare Aeußere des jungen Mannes ganz vergeſſen, wenn er am Flügel ſitzt, wenn Du mit Entzücken den wunderbaren Tönen lauſcheſt, welche er dem Inſtrument entlockt!" erwiederte Herr v. Oſternau auf Albrecht's Bemerkung. „Sein Spiel hat eine dämoniſche Gewalt; es hat mich tief ergriffen. Ich wagte kaum zu athmen, während er ſpielte, die Töne drangen mir in das Herz, und auch als ſie verklungen waren, hallten ſie noch nach in mir."

„Mich wird er nicht bezaubern!" erklärte Albrecht lachend. „Der Name Pechmayer übt ſicherlich auf mich einen viel gewaltigeren Zauber aus, als irgend eine Melodie, er fordert unwiderſtehlich das Gelächter heraus."

Lieschen ſtimmte dem Vetter bei, und auch Fritzchen ſchien gleicher Anſicht zu ſein, er ſprach viele Male leiſe den Namen Pechmayer vor ſich hin und lachte dann jedesmal hell auf. Nur mit Mühe dämpfte Frau v. Oſternau in etwas die allgemeine Heiterkeit, in welche ſie faſt geneigt war, ſelbſt einzuſtimmen, indem ſie mit gezwungen ernſtem Geſicht Fritzchen auf das Strengſte verbot, den Herrn Kandidaten durch ein unpaſſendes Lachen über ſeinen allerdings ſonderbaren Namen zu beleidigen. Am beſten ſei es, wenn er Herrn Pechmayer, ſo lange bis er ſich an den Namen gewöhnt habe, gar nicht mit dieſem, ſondern ſtets nur Herr Kandidat anrede; „auch Lieschen und Vetter Albrecht," ſo fügte ſie mit einem Seitenblick auf dieſe hinzu,

„würden gut thun, das gleiche Verfahren zu beobachten.“ Vetter Albrecht aber erklärte, dazu könne er sich nicht verpflichten, die lächerlichen Personen seien dazu in der Welt, um gefoppt zu werden, und wenn ein Kandidat Pechmayer heiße, müsse er es sich gefallen lassen, daß über seinen Namen gelacht werde. Im Uebrigen werde sich Herr Pechmayer darüber auch durchaus nicht beleidigt fühlen, dergleichen Leute müßten es als eine Ehre anerkennen, wenn sie überhaupt bemerkt würden, er würde sich sogar geschmeichelt dadurch fühlen, wenn man über ihn lache.

Herr v. Osternau verwies dem Vetter diese Bemerkung, Albrecht aber hielt sie aufrecht und vertheidigte sie mit Eifer. Es kam zwischen den beiden Vettern zu einem ziemlich scharfen Meinungsaustausch, bei welchem Albrecht sich als den schroffen, jeden, auch den hochgebildeten Bürgerlichen als tief unter sich stehend betrachtenden Aristokraten zeigte, der es nicht begreifen konnte, daß ein Kandidat überhaupt einen Anspruch darauf machen könne, in höhere Kreise zugelassen zu werden; während Herr v. Osternau mit viel größerem Eifer, als er sonst gewöhnlich zeigte, seine freisinnigen Lebensanschauungen aussprach, und erklärte, er verlange von dem Vetter, daß dieser den neuen Hausgenossen mit derjenigen Höflichkeit behandle, welche jeder gebildete Mann, welchem Stande er auch angehöre, verlangen könne.

Herr v. Osternau nahm auf den Vetter Albrecht stets besondere Rücksichten; er glaubte solche dem durch ihn in seinen Hoffnungen auf den einstigen Majoratsbesitz Getäuschten schuldig zu sein; nicht leicht gebrauchte er scharfe

Worte, wenn, wie es oft genug vorkam, sich seine und des Vetters grundverschiedene Anschauungen kreuzten; heute aber gerieth er bei der Vertheidigung der Rechte des Kandidaten selbst in Eifer. Er erklärte, er werde es nicht dulden, daß in seinem Hause ein junger Mann, dem er den Unterricht seiner Kinder anvertraue, irgendwie gekränkt und herabsetzend behandelt werde.

Albrecht antwortete hierauf, er werde sich keine Vorschriften machen lassen darüber, wie er sich gegen einen Menschen zu benehmen habe, der zu tief unter ihm stehe, um überhaupt eine Beachtung zu verdienen, keinenfalls werde er den Kandidaten als gleichberechtigtes Mitglied der Gesellschaft betrachten und behandeln, denn solche Leute müßten stets fühlen, daß sie eben nur geduldet würden.

Der Streit zwischen den beiden Vettern drohte heftig zu werden, da auch einige milde, begütigende Worte der Frau v. Osternau keine besänftigende Wirkung ausübten, da ertönte glücklicherweise von der großen Schloßuhr der Glockenschlag der dritten Stunde, und mit dem ersten Schlage wurde die Flügelthüre des Speisesaales geöffnet, Herr Storting und der Kandidat Pechmayer traten in den Saal, ihnen folgte der Bediente Johann, der die Suppenschüssel zum Speisetisch trug.

War denn der Eintretende aber auch wirklich der Kandidat Pechmayer? Herr und Frau v. Osternau vermochten es kaum zu glauben, mit höchstem Staunen schauten sie den zu einem ganz anderen Menschen Umgewandelten an, den sie kaum wieder zu erkennen vermochten. Die schlot-

terige, ihm nicht passende Kleidung hatte ihm etwas Unbeholfenes, Ungeschicktes gegeben, davon bemerkte man jetzt keine Spur mehr an ihm. Er bewegte sich in dem anständigen Sommeranzug, welchen ihm Herr Storting geliehen hatte, so leicht, vornehm und sicher, daß seine Erscheinung kaum mehr an die des Kandidaten Pechmayer erinnerte. Sein erster Blick beim Eintreten in den Saal galt Lieschen, seine erste Begrüßung natürlich aber der Frau v. Osternau. Er schritt unbefangen auf die Frau des Hauses zu und verbeugte sich vor ihr, dabei aber schaute er mehr nach Lieschen, als nach der von ihm Begrüßten, und er bemerkte es wohl, daß ein schelmisches Lächeln um den feinen Mund der kleinen Elfe spielte, als sie ihn neugierig betrachtete; sie war, dies sprach sich deutlich in ihrem Gesichtsausdruck aus, sehr wohl zufrieden mit der Metamorphose, welche sie durch ihr Machtgebot bewirkt hatte.

Herr v. Osternau begrüßte, veranlaßt durch den vorangegangenen Streit, den Kandidaten freundschaftlicher, als er es sonst vielleicht gethan haben würde, er reichte ihm die Hand zum Gruße.

„Sie sind herzlich willkommen in unserem kleinen Kreise, Herr Pechmayer," sagte er. „Die meisten Mitglieder desselben kennen Sie schon, meine Kinder haben sich Ihnen vorgestellt und auch mit Herrn Storting haben Sie, wie ich aus Ihrem gemeinschaftlichen Eintritt in den Saal schließe, sich bereits bekannt gemacht; ich habe Sie also nur meinem Vetter hier vorzustellen. Herr Kandidat Pechmayer — Herr Lieutenant Albrecht v. Osternau."

Egon war im Begriff, bei dieser förmlichen Vorstellung sich verbindlich zu verbeugen, mit scharfem Auge bemerkte er aber, daß der Lieutenant hochmüthig den Kopf zurückwarf und kaum durch eine halbe Neigung desselben einen Gruß andeutete, er erwiederte diesen in gleicher Weise, dafür traf ihn ein böser, feindseliger Blick Albrecht's, den er durch ein spöttisches Lächeln beantwortete. Es wurde kein Wort zwischen den beiden jungen Männern gewechselt, aber sie wußten Beide, daß sie von diesem Augenblick an unversöhnliche Feinde sein würden.

„Die Suppe steht auf dem Tisch," sagte Herr v. Osternau, der sehr mißfällig die feindselige Begrüßung der Beiden bei der Vorstellung bemerkt hatte, und absichtlich schnell ihnen die Möglichkeit abschnitt, ihrer offenbar gegenseitigen Abneigung Worte zu geben, „setzen wir uns. Ihr Platz ist hier zwischen Lieschen und Fritzchen, Herr Pechmayer."

Herr v. Osternau liebte es, sich während der Mittagstafel von seinen Inspektoren Bericht über die Vorkommnisse in der Wirthschaft erstatten zu lassen und ihnen etwaige Anordnungen für den folgenden Tag zu geben. Er hätte sich dabei naturgemäß an seinen Oberinspektor, den Vetter Albrecht, wenden sollen, aber er wußte wohl, daß er von diesem nur ungenügende Antworten erhalten würde; so pflegte er denn die Wirthschaftsangelegenheiten direkt mit Herrn Storting und dem dritten Inspektor, Herrn v. Wangen, zu besprechen; heute wendete er sich nur an Herrn Storting, da Herr v. Wangen, bei der Heuernte auf den Wiesen beschäftigt, sein Nichterscheinen bei der Tafel durch Storting entschuldigen ließ.

Für Egon waren die landwirthschaftlichen Erörterungen, welche sich um die Güte des Heues auf der oder jener Wiese, um die Zahl der Fuder, die zu erwarten seien, und um andere ähnliche, für den Landwirth sehr wichtige, für ihn aber sehr unbedeutende Fragen handelten, von gar keinem Interesse. Er hatte sich niemals um die Landwirthschaft bekümmert, er verstand daher nicht einmal die gewöhnlichsten technischen Ausdrücke. Daß Heu trocken gewordenes Gras sei und zum Füttern für Pferde und Ochsen verwendet werde, wußte er wohl, von der Bedeutung der Arbeit aber, welche nöthig war, um das kostbare Erzeugniß der Wiesenkultur zu gewinnen, hatte er gar keinen Begriff. Er war nicht einmal im Stande, dem Gange des Gespräches zu folgen, welches fast allein zwischen Herrn v. Osternau und Storting geführt wurde, nur hie und da warf auch der Vetter Albrecht eine Bemerkung ein, um doch als Oberinspektor auch etwas zu sagen. Er würde sich daher recht gründlich gelangweilt haben, wenn nicht sein Interesse durch seine Tischnachbarin zur Rechten vollständig in Anspruch genommen worden wäre.

Lieschen hatte ihm, als er den Platz bei Tisch neben ihr einnahm, mit einem allerliebsten schelmischen Lächeln zugenickt, dann, als ihr Vater das landwirthschaftliche Gespräch mit Herrn Storting begann, wendete sie sich zu ihm und sagte leise:

„Ich danke Ihnen, Herr Pech ...“ sie unterbrach sich, „Herr Kandidat,“ fügte sie hinzu.

„Weshalb unterbrechen Sie sich, gnädiges Fräulein?“

„Ich habe Ihnen versprochen, bei Tisch nicht über

Sie zu lachen, und will nicht wortbrüchig werden. Aber nehmen Sie es mir nicht übel, der Name Pechmayer ist gar zu komisch, ich müßte lachen, wenn ich ihn ausspräche, und das würde Sie kränken!"

„Nicht im Geringsten. Ich gebe Ihnen meinen wirklich lächerlichen Namen mit Vergnügen preis. Lachen Sie, wenn es Ihnen Vergnügen macht, und ich werde selbst mit Ihnen über den ‚Pechmayer' lachen. Wer solchen Namen führt, muß darauf gefaßt sein, daß man darüber lacht; er thut am besten, mitzulachen."

Lieschen schaute ihn überrascht, erstaunt an. „Das begreife ich nicht," sagte sie. „Wie ist es möglich, daß Jemand über den eigenen Namen lachen kann, möge er so sonderbar sein, wie nur möglich. Ein Name ist doch immer für den, der ihn trägt, etwas Heiliges, Ehrwürdiges, eine Erinnerung an die Eltern und Voreltern, die ihn getragen haben!"

„Wenn Sie dies fühlen, gnädiges Fräulein, sollten auch Sie nicht über einen lächerlichen Namen lachen!"

„Sie haben Recht, Herr Pechmayer! Ich werde Sie bei Ihrem Namen nennen und ich verspreche Ihnen, niemals dabei eine Miene zu verziehen."

„Nicht doch, gnädiges Fräulein, so ernst war mein Wort nicht gemeint. Sie kränken mich durchaus nicht, es freut mich im Gegentheil, wenn Ihnen der Name Pechmayer Veranlassung zur Heiterkeit gibt, und ich bin überzeugt, daß auch die seligen Pechmayer sich nicht durch ein Lachen aus einem reizenden Munde beleidigt fühlen werden."

„Sie spotten über Ihre Vorfahren! Das gefällt mir nicht von Ihnen. Man soll nicht spotten und scherzen über das Heilige. Ich weiß überhaupt nicht, was ich eigentlich von Ihnen denken soll. Als Sie mich soeben ernst tadelten, gefielen Sie mir ganz gut, aber der leichtfertige Spott über das, was doch jedem Menschen heilig sein muß, verdirbt Alles wieder. Ich glaube, Sie sind kein guter Mensch, Herr Pechmayer."

„Das glaube ich selbst, aber ich denke, zu den Schlechtesten gehöre ich auch nicht," erwiederte Egon leichthin, „nehmen Sie mit mir vorlieb, gnädiges Fräulein, wie ich eben bin; außerdem bin ich besserungsfähig, dafür habe ich Ihnen ja schon den Beweis gegeben. Ich habe Ihnen sogar meinen wunderschönen schwarzen Frack mit den geschmackvollen langen Schößen geopfert und erscheine vor Ihnen nicht mehr als Vogelscheuche, sondern als ein gewöhnlicher Sterblicher in dem von Herrn Storting geborgten Anzuge."

„Dafür habe ich Ihnen schon gedankt."

„Mit Unrecht, denn Dank verdiene ich nicht. Sie haben mir eine reizende Strafpredigt gehalten und ich verdiente sie, das sah ich ein und das Resultat haben Sie vor Augen. Ich habe sogar mit Herrn Storting, der sich mit unvergleichlicher Gefälligkeit meiner annehmen will, die Verabredung getroffen, daß wir morgen in aller Frühe nach Breslau reisen wollen, dort soll mein schöner, schwarzer Frack in einer Trödelbude bei einem menschenfreundlichen Kleiderhändler sein Grab finden, bis er durch irgend einen unglücklichen Bedürftigen zur Auferstehung berufen

wird. Ich werde aus Breslau zurückkehren, entkleidet der fremden Federn, mit denen ich in diesem Augenblick geschmückt bin, aber hoffentlich in einem Anzuge, der mir erlaubt, vor Ihren Augen zu erscheinen, ohne wieder von Ihnen als eine lächerlich häßliche Vogelscheuche betrachtet zu werden."

„Sie haben das unbedachte Wort nicht vergessen," erwiederte Lieschen erröthend.

„Nein, und ich werde es auch nicht vergessen; es war gerecht und hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Sie sehen, ich bin bildungsfähig; vielleicht haben Sie auch ferner die Liebenswürdigkeit, sich etwas mit meiner vernachlässigten Erziehung zu beschäftigen!"

Lieschen schaute ihn mit großen Augen an. „Dies scheint Ihnen wirklich Noth zu thun," sagte sie ernst. „Sie verspotten mich zwar, indem Sie mich, Ihre künftige Schülerin, ein unerfahrenes siebenzehnjähriges Mädchen, auffordern, mich mit Ihrer Erziehung zu beschäftigen, Eines aber können Sie doch von mir lernen — Offenheit! Der Papa hat mich zwar vor einer Viertelstunde erst getadelt, daß ich immer gerade heraus sage, was ich denke, aber ich kann nicht anders. Und so sage ich es Ihnen denn auch offen, ich finde es abscheulich, daß Sie über Alles spotten, über sich selbst, über Ihren Namen, über Ihre Eltern und Voreltern und über mich, daß ich es gewagt habe, Ihre geschmacklose Kleidung häßlich zu finden. Ihr Spott verletzt und beleidigt mich, wir werden niemals gute Freunde werden, wenn Sie in solcher Weise zu mir sprechen."

Der offene, scharfe Tadel, der sich in Lieschens Worten aussprach, überraschte Egon so sehr, daß er nicht gleich eine Antwort auf denselben hatte. Er war daran gewöhnt, in allen Gesellschaften von den jungen Damen, die er mit seiner Aufmerksamkeit beehrte, mit der höchsten Zuvorkommenheit behandelt zu werden; er kannte zwar den Grund derselben, er wußte, weshalb gerade ihm die gefeierten Schönen der Residenz so gern ihr Ohr geliehen, weshalb Alles, was er sagte, von ihnen geistreich und interessant gefunden worden, und er behandelte sie in diesem Bewußtsein von oben herab, aber die Gewohnheit war ihm doch zur anderen Natur geworden, und es war ihm deshalb so überraschend, daß heute schon zum zweiten Male ein kaum der Kindheit entwachsenes Mädchen ihm eine, er fühlte es, verdiente Strafpredigt hielt. Er wäre wirklich in Verlegenheit gekommen, wenn er eine Antwort auf dieselbe hätte geben müssen, aber diese wurde ihm erspart.

Die Erörterungen über die wichtigen landwirthschaftlichen Fragen, welche das Interesse des Herrn v. Osternau vollständig in Anspruch genommen hatten, und denen auch Frau v. Osternau mit so gespannter Aufmerksamkeit lauschte, daß sie gar nicht auf das Gespräch zwischen Lieschen und dem Kandidaten achtete, waren geschlossen, nachdem Herr v. Osternau seine Wirthschaftsanordnungen für den folgenden Tag gegeben hatte, er wandte sich nun zu Egon, indem er freundlich sagte:

„Sie werden sich etwas gelangweilt haben, Herr Pechmayer, denn schwerlich können Sie ein Interesse für den

Betrieb einer Ihnen unbekannten Wirthschaft haben, da Sie aber fortan auf Schloß Osternau leben werden, wird sich hoffentlich das Interesse für das, was uns Allen am nächsten liegt, auch bei Ihnen finden. Es erwacht mit dem Verständniß. Dem Städter, der gar keine Ahnung davon hat, welche tiefe geistige Bedeutung die Bewirthschaftung eines Landbesitzes hat, erscheint fast immer die Beschäftigung mit der Landwirthschaft als eine untergeordnete, geistlose. Der gewöhnliche Bauer ist ihm der Inbegriff der Dummheit, ein Mensch, der gedankenlos hinter seinem Pfluge hergeht, der als geistlose Maschine arbeitet; auch der Gutsbesitzer wird von ihm kaum viel anders betrachtet. Wenn in einer adeligen Beamtenfamilie ein Sohn zu wenig befähigt ist, um zu studiren, läßt man ihn Offizier werden, und glaubt man, daß er auch das Offiziersexamen nicht bestehen werde, dann meint man, zum Landwirth sei er immer noch klug genug. Man kauft ihm ein Gut; findet er dann einen leidlich tüchtigen Inspektor, kümmert er sich selbst nicht um die Wirthschaft, dann geht wohl die Maschine ihren Gang, und das Vorurtheil, auch der Dummste sei zur Landwirthschaft nicht zu dumm, findet auf's Neue eine Bestätigung. Daß unsere Landwirthschaft leider in vielen Gegenden unseres Vaterlandes noch auf einer tiefen Stufe der Entwickelung steht, hat in diesem unseligen Vorurtheil seinen Grund. Die große Mehrzahl der Gutsbesitzer hat selbst kaum eine Ahnung von der Bedeutung ihres Berufes, sie wirthschaftet, jeder Neuerung abhold, nach der hergebrachten Schablone, es fällt ihr nicht ein, darüber nachzudenken,

wie die volle Kraft des Bodens zu einer reichen Produktion zu erschließen ist, ohne sie zu erschöpfen, wie dem Boden auf dem billigsten Wege neue Kraft zuzuführen ist, die Natur der zu bauenden Gewächse zu studiren, ihren Anbau dem Klima und den besonderen Witterungsverhältnissen der Gegend anzupassen, das richtige Verhältniß zwischen Viehzucht und Ackerbau herzustellen, so daß beide sich gegenseitig unterstützen, die Viehrassen zu veredeln und nur diejenigen zu züchten, die den klimatischen und Bodenverhältnissen gemäß am besten gedeihen, die Industrie in den Dienst der Landwirthschaft zu nehmen, um deren Produkte auf das Höchste zu verwerthen, dabei aber auch wieder denjenigen Industriezweig zu wählen, der sich den Gutsverhältnissen am leichtesten anpaßt. Es gehört eine stete scharfe Beobachtung der Natur, ein unausgesetztes eifriges Denken und eine konsequente Thätigkeit dazu, um alle die großen Aufgaben einer rationellen Landwirthschaft zu erfüllen, ja sie erfordern einen scharfen, durchgebildeten Verstand, um sie nur zu erkennen. Es ist so leicht und mühelos, man braucht sich mit Denken nicht anzustrengen, wenn man weiter wirthschaftet, wie seit Jahren gewirthschaftet worden ist. Wer das thut, der nennt sich einen praktischen Landwirth, und als Praktiker verspottet er den Theoretiker, er weist auf die Mißerfolge hin, die unverständige Neuerungen hie und da ja oft genug gehabt haben, und beruft sich darauf, wie vortrefflich seine Felder, die des praktischen Landwirths, stehen, er hat keine Ahnung davon, daß er diesen fruchtbaren Feldern, ohne ihre Kraft zu erschöpfen, die doppelten Erträge abringen könnte. Und

doch sind diese sogenannten praktischen Landwirthe noch nicht die Schlimmsten, viel verhängnißvoller für die Entwickelung unserer Landwirthschaft ist die Zahl Derjenigen, welche mit einem halben Wissen aus den Städten auf das Land kommen, und die, nachdem sie einige Semester landwirthschaftliche Collegien gehört haben, überzeugt sind, sie hätten die ganze Summe des Wissens erschöpft und könnten nun auftreten als Reformatoren. Diese unseligen Halbwisser bringen die Theorie in Verruf, weil sie ohne Verständniß für die natürlichen Vorbedingungen ihre Bücherweisheit zur Durchführung bringen wollen. Die schwere Aufgabe des intelligenten Landwirthes ist es, sich die Wissenschaft dienstbar zu machen, der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen und dann, gestützt auf die aus einer scharfen Beobachtung hervorgegangenen Erfahrungen, die der Lage und den Bodenverhältnissen seines Gutes am meisten entsprechende vortheilhafte Bewirthschaftungsart zu wählen und konsequent durchzuführen. Die kleinsten Details der Wirthschaft sind dabei für ihn von Wichtigkeit, denn aus diesen Details ist das große Getriebe der Wirthschaft zusammengesetzt, und wer sie verachtet, wird schwerlich im Großen Erfolge erzielen. Ich habe Ihnen da eine kleine Vorlesung über Theorie und Praxis der Landwirthschaft gehalten. Ich hoffe, Herr Pechmayer, sie wird wenigstens den Erfolg haben, Ihnen zu beweisen, daß die Beschäftigung mit den Details einer großen Wirthschaft nicht ganz so geisttödtend und langweilig ist, wie Sie wohl bisher geglaubt haben. Gewinnen Sie durch längeren Aufenthalt in Schloß Osternau nach und nach

erst einen Einblick in das innere Räderwerk der großen Wirthschaftsmaschine, dann werden Sie auch Interesse gewinnen für die Besprechung der Wirthschaftsarbeiten, die täglich einen Theil unserer Mittagsunterhaltung bildet."

Egon hatte der langen Auseinandersetzung des Herrn v. Osternau mit großem Interesse zugehört, ein neuer Ideenkreis eröffnete sich ihm während derselben. Er besaß selbst ein recht bedeutendes Rittergut, Plagnitz in Westpreußen, welches ihm als Erbtheil von seiner Mutter zugefallen war, aber niemals hatte er sich um die Bewirthschaftung desselben im Geringsten bekümmert. Nur einmal hatte er sein Gut besucht. Er war einige Tage in Plagnitz geblieben, dann aber abgereist, um, wie er sich selbst zuschwor, niemals wieder zu kommen, denn etwas Langweiligeres, als der Aufenthalt in dem in landschaftlich durchaus reizloser Gegend gelegenen schloßartigen Herrenhaus konnte er sich kaum vorstellen. Der Administrator, dem die Bewirthschaftung des Gutes anvertraut war und der allgemein im Rufe stand, ein ausgezeichneter praktischer Landwirth zu sein, hatte kein anderes Interesse, als das für Weizen und Roggen, für Kühe und Schafe, kein vernünftiges Wort war mit ihm oder mit seiner Frau, einer ausgezeichneten Wirthschafterin, zu sprechen. Er hatte seinen jungen Herrn durch sämmtliche Ställe geführt, ihm die Lebensgeschichte jedes Pferdes, jedes Ochsens und jeder Kuh erzählt. Er wußte genau, wie viel Quart Milch die schwarzscheckige Kuh und wie viel die braune gab, die Zahl der Kälber, welche die weiße geboren hatte, und was sonst irgend von jedem Thier zu bemerken war, und mit größter

Ausführlichkeit setzte er Alles dem jungen Herrn auseinander. Dann schleppte er diesen nach dem Schafstalle, ein halbes Dutzend Böcke und ebenso viel Mutterschafe mußte der Schäfer aus der Menge herausgreifen, der Administrator pries die Feinheit der Wolle, die schöne Kräuselung derselben, die Dichtheit der Stoppeln und schwärmte von Merinos und Negrettis, er sprach mit Begeisterung von den herrlichen Zuchtböcken der Stammschäferei — Egon verstand davon kein Wort und langweilte sich entsetzlich. Dann ging's zu Pferde auf's Feld hinaus. Die ganze Feldmark wurde abgeritten. Egon mußte den üppig stehenden Weizen bewundern, er hatte keine Ahnung davon, ob es Weizen, Hafer, Roggen oder Gerste sei. Alles, was des Administrators höchste Begeisterung erregte, vermochte ihm nicht das geringste Interesse einzuflößen. Egon war ganz glücklich gewesen, als er nach dreitägigem Aufenthalt Plagnitz wieder verlassen konnte; etwas Faderes, Langweiligeres, Geisttödtenderes, als der Betrieb einer Landwirthschaft, erschien ihm nicht denkbar. Seit jenem Besuche auf seinem Gute hatte Egon nicht einmal die Briefe gelesen, welche ihm der Administrator schrieb, er hatte sie von dem Korrespondenten im Comptoir beantworten lassen, durch das Comptoir bezog er die Einnahmen, die aus der Wirthschaft flossen, er wußte nicht, ob sie hoch oder niedrig seien, es war ihm zu langweilig gewesen, sich um solche nichtige Details zu kümmern, Geld hatte er ja ohnehin im Ueberfluß, mehr als er verbrauchen konnte. Er hatte seit langer Zeit kaum mehr an sein westpreußisches Rittergut gedacht, jetzt plötzlich während der Rede des Herrn

v. Osternau stieg die Erinnerung an dasselbe in ihm auf, aber auch die Erinnerung an die trostlose Langeweile, welche er damals beim Besuch desselben empfunden hatte. Lag vielleicht die Schuld daran, daß ihm seine eigene Wirthschaft so öde und geistesarm erschienen war, an ihm selbst, an seiner Unwissenheit? War sein Administrator nur der Praktiker, von dem Herr v. Osternau sprach? Ließ sich vielleicht auch in Plagnitz eine geistigere Bewirthschaftung einführen, eine solche, die sich auf die Wissenschaft stützte und die ein Musterbild werden konnte für die Bewirthschaftung der benachbarten Güter? Er wollte daran denken, wenn er wieder nach Berlin zurückkehrte. Aber kehrte er denn überhaupt jemals dorthin zurück? Hatte er denn den Vorsatz, mit welchem er die Stadt verlassen, ganz aufgegeben? Seine jetzige Existenz sollte ja nur eine kurze Episode vor dem Abschluß eines nichtigen Lebens sein, und jetzt dachte er an die Zukunft, an ein Vornehmen in späterer Zeit. Es war eine Thorheit, nur der Gegenwart wollte er leben, eine Zukunft gab es ja nicht für ihn.

Nur einen Moment hatte er sich seiner Erinnerung und dem Fluge seiner Gedanken überlassen, er wurde durch eine hämische Bemerkung des Lieutenants in die Gegenwart zurückgeführt.

„Du predigst tauben Ohren, lieber Vetter," sagte der Lieutenant. „Herr Pechmayer scheint es nicht der Mühe werth zu halten, sich von Dir belehren zu lassen."

„Sie irren sich, Herr Lieutenant," erwiederte Egon schnell. „Ich habe nicht nur sehr aufmerksam zugehört, sondern auch Vortheil aus der erhaltenen Lehre gezogen,

und ich bin deshalb Herrn v. Osternau außerordentlich dankbar, daß er mir das Verständniß für die geistige Bedeutung einer Gutsbewirthschaftung aufgeschlossen hat. Bisher besaß ich es, ehrlich gestanden, nicht. Ob ich ein Interesse für die Landwirthschaft gewinnen werde? Ich weiß es nicht. Bis zu diesem Augenblicke ist sie mir so fremdartig, daß ich nicht einmal einen Begriff von der Bedeutung vieler Worte habe, die während der landwirthschaftlichen Unterhaltung mein Ohr aufgenommen hat, ohne daß ich sie verstanden hätte; da wurde zum Beispiel von einer dreischürigen Wiese, von einem verpedeten Feldstück, von einem Extirpator gesprochen, dies sind sämmtlich Worte, die für mich gar keinen Inhalt haben, weil ich sie nicht verstehe."

Herr v. Osternau lachte herzlich über das Unwissenheitsgeständniß, welches Egon so offenherzig ablegte, Frau v. Osternau aber war durch dasselbe sehr überrascht.

„Sie setzen mich in Erstaunen, Herr Pechmayer," sagte sie. „Herr Direktor Kramser hat mir doch geschrieben, daß Sie der Sohn eines Landpredigers, und auf dem Lande erzogen worden seien."

„Da habe ich eine verzweifelte Dummheit gesagt. Unverschämtheit hilf mir durch!" dachte Egon, aber er ließ es sich nicht anmerken, daß die Frage ihn in Verlegenheit brachte, lächelnd wendete er sich zu der Frau vom Hause. „Ich muß zu meiner Schande gestehen, gnädige Frau," erwiederte er, „daß ich als Knabe einen Widerwillen gegen jede andere Beschäftigung, als die mit den Büchern hatte. Die zu einer armseligen Pfarre gehörige Wirthschaft ist

übrigens meist fast ohne Bedeutung. Ich habe mich nie um den landwirthschaftlichen Betrieb auch nur im Geringsten bekümmert, er ist mir absolut fremd geblieben, und auch in späterer Zeit habe ich kein Interesse dafür gewonnen. Ein Lehrer, der nicht geistig untergehen will, muß, gleichviel ob er in einer Dorfschule oder einer Stadtschule unterrichtet, sich weiterzubilden suchen; es bleibt ihm dann wenig Zeit zu anderen Beschäftigungen."

„Ah, Sie haben also unabläßig studirt," fiel der Lieutenant spottend ein, „da müssen Sie ja ein grundgelehrtes Haus geworden sein!"

Egon beachtete die spöttische Bemerkung nicht, er war froh, daß er, ohne eine direkte Lüge gesagt zu haben, der Frau vom Hause befriedigend geantwortet hatte, er fühlte, daß er Sieger geblieben war, als Frau v. Osternau ihm zunickte und freundlich sagte:

„Sie haben Ihre Zeit wohl angewendet, Herr Pechmayer, das haben Sie heute schon durch Ihr wundervolles, meisterhaftes Klavierspiel bewiesen. Ich begreife es wohl, daß Jahre lange unabläßige fleißige Uebung dazu gehört, um eine so eminente Fingerfertigkeit zu gewinnen, die aus dem Genie entsprießende Meisterschaft freilich, deren Sie sich rühmen dürfen, wird auch durch die Uebung nicht erworben, sie ist eine Himmelsgabe, die nur dem von Gott Begnadigten verliehen wird. Mögen Sie wuchern mit dem kostbaren Ihnen geschenkten Gute! Sie werden mich sehr glücklich machen und mich zum höchsten Danke verpflichten, wenn es Ihnen gelingt, meine Kinder

auch nur mit einem Theil der Himmelsgabe zu beschenken."

„Herr Pechmayer ist also ein Künstler und ein Gelehrter zugleich!" bemerkte der Lieutenant. „Wahrhaftig, ich fange an Respekt zu bekommen und Fritzchen glücklich zu preisen, daß ein solches Licht ihm auf dem beschwerlichen Wege zum Lernen und Wissen leuchten wird. Schade, daß es sich für Fritzchen augenblicklich nur um das A-B-C handelt, sonst würde ihm Herr Pechmayer sicherlich mit Mathematik, Chemie und Physik, mit Lateinisch und Griechisch, mit Französisch und Englisch und Allem, was sonst des Wissens werth ist, regaliren können."

„Wenn Sie noch Italienisch hinzufügen, haben Sie allerdings alle die Gegenstände, in denen ich vielleicht Unterricht ertheilen könnte, wenn ich überhaupt dazu befähigt bin, getroffen!" erwiederte Egon sehr ruhig, er schien den Spott, der in des Lieutenants Worten lag, gar nicht zu erkennen.

„Sie verstehen Italienisch, Englisch, Französisch, Lateinisch und Griechisch, also fünf Sprachen außer der Muttersprache?" fragte Herr v. Osternau sehr erstaunt über diese umfassende Kenntniß eines Kandidaten. „Ich habe immer gehört, daß der Unterricht in neueren Sprachen auf unseren höheren Schulen ziemlich vernachlässigt werde."

„Ich habe sie auch nicht auf der Schule gelernt," entgegnete Egon lächelnd. „Schon als Knabe hatte ich den Drang, etwas mehr zu lernen, als das Pensum vorschrieb. War es Wißbegier, die mich trieb, war es

Ehrgeiz! Wollte ich vielleicht allen meinen Schulkameraden im Wissen überlegen sein? Vielleicht beides! Das Lernen wurde mir leicht, besonders leicht das der Sprachen. Es machte mir Freude, die Meisterwerke der Dichtkunst in der Ursprache zu lesen; ich hasse die flachen, geistlosen Uebersetzungen; deshalb trieb ich Englisch, um Shakespeare, Italienisch, um Dante, Ariost und Tasso zu lesen. Französisch muß ja jeder gebildete Mann kennen, Griechisch und Lateinisch aber gehören selbstverständlich zur klassischen Bildung."

Frau v. Osternau horchte mit steigendem Staunen. Entsprachen diese ruhigen Worte wirklich der Wahrheit, oder renommirte vielleicht Herr Pechmayer mit Kenntnissen, die er nicht besaß, um sich wichtig zu machen, in der Ueberzeugung, daß ihn auf Schloß Osternau Niemand in einer der von ihm erwähnten Sprachen prüfen könne. Wenn dies der Fall war, täuschte er sich. Wenn Frau v. Osternau auch weder Lateinisch, noch Griechisch, noch Italienisch verstand, so sprach sie doch fertig Englisch und Französisch. Sie redete ihn auf Englisch an und sagte ihm, daß sie sich über seine vielseitigen Kenntnisse freue, und er antwortete ihr in derselben Sprache, die er vortrefflich mit großer Geläufigkeit und mit so vorzüglicher Betonung sprach, daß sie glaubte, nicht einen Deutschen, sondern einen Engländer zu hören, und ebenso geläufig, ebenso rein sprach er das Französische. Frau v. Osternau konnte nicht umhin, ihm ihre Freude und ihre Bewunderung darüber auszudrücken, nachdem sie sich kurze Zeit mit ihm theils in englischer, theils in französischer Sprache

unterhalten hatte, und sie fühlte sich fast ein wenig beschämt, als er lächelnd deutsch bemerkte:

„Ich habe also ein kleines Examen zu bestehen gehabt. Vielleicht hat Herr Lieutenant v. Osternau die Güte, es fortzusetzen und mich im Lateinischen und Griechischen, in der Mathematik, Physik und Chemie zu prüfen. Ich stelle mich gern zur Verfügung!"

„Ich habe mich niemals an Schulmeisterprüfungen betheiligt und keine Veranlassung, dies heute zu thun," erwiederte der Lieutenant, dem unausstehlichen Pechmayer einen Blick zuwerfend, der strafend sein sollte, aber nur wüthend war.

„Daran thust Du Recht, Vetter Albrecht!" fiel Lieschen lachend ein, „denn Du würdest Dich sicherlich als Examinator unsterblich blamiren."

Der Lieutenant wollte eine heftige Antwort geben, aber Herr v. Osternau schnitt dieselbe ab, indem er sich erhob und gesegnete Mahlzeit wünschte, selbstverständlich mußte auch der Lieutenant wie alle übrigen Tischgenossen seinem Beispiel folgen.

Unmittelbar nach aufgehobener Tafel pflegten an Wochentagen die Inspektoren sich zu verabschieden, um zu ihren Geschäften zurückzukehren, Herr Storting aber zögerte heute, dies zu thun, er wendete sich an Herrn v. Osternau und bat diesen um Urlaub für den folgenden Vormittag. Die Bitte erregte die Verwunderung des Gutsherrn.

„Sind denn Ihre Geschäfte in Breslau so sehr dringend?" fragte er. „Sie wissen, daß ich Sie in der Heuteren ungern auch nur auf wenige Stunden entbehre."

„Ja, Papa, Herr Storting hat wirklich sehr dringende Geschäfte in Breslau," erwiederte Lieschen statt des Gefragten. „Er und Herr Pechmayer, Beide müssen morgen nach Breslau reisen. Bitte, Papa, frage jetzt nicht, weshalb sie dorthin müssen, nachher will ich es Dir sagen."

„Und weshalb jetzt nicht?"

„Weil Vetter Albrecht dabei steht und neugierig die Ohren aufsperrt, ihn aber die ganze Sache gar nichts angeht. Nicht wahr, Papachen, Du thust mir den Gefallen und erlaubst Herrn Storting und Herrn Pechmayer, daß sie morgen nach Breslau reisen, ohne daß Du weiter fragst! Sie kommen ja Beide schon Mittags wieder zurück."

„Man muß Dir schon den Willen thun, Du Schelm!" erwiederte Herr v. Osternau, liebkosend die goldenen Locken aus der Stirne seines Lieblings streichend. „Ich frage daher nicht weiter; übrigens würde ich selbstverständlich auch ohne Dein Fürwort Herrn Storting und Herrn Pechmayer keine Schwierigkeiten für Ihre beabsichtigte Reise gemacht haben. Ich weiß ja, daß Herr Storting ganz gewiß gute Gründe hat, wenn er zur Zeit der Heuernte der Wirthschaft auch nur ein paar Stunden seine Thätigkeit entzieht."

Storting wurde durch diese Worte in eine peinliche Verlegenheit gebracht.

„Sie sind zu gütig, Herr v. Osternau," sagte er zögernd, „ich glaube, daß ich mich übereilt habe, unbedingt nöthig ist es allerdings nicht, daß ich gerade morgen —"

„Glaub' ihm nicht, Papa! Es ist unbedingt nöthig;

ich will es Dir in's Ohr flüstern, weshalb. Nicht wahr, Herr Pechmayer, Sie erlauben es mir?"

„Nein, gnädiges Fräulein; ich bitte Sie im Gegentheil, von Ihrem Wunsche abzustehen," erwiederte Egon ernst. „Ich kann nicht gestatten, daß Herr Storting, um mir eine Gefälligkeit zu erweisen, sich seiner wichtigen Beschäftigung entziehe. Nur um eine Gefälligkeit für mich handelt es sich, Herr v. Osternau, und ich sehe keine Veranlassung, dies geheim zu halten. Ich konnte nicht in meinem für eine herrschaftliche Tafel nicht berechneten Anzuge bei Tisch erscheinen, Herr Storting hat mir durch seine eigene Kleidung ausgeholfen und mir angeboten, mir morgen bei einem kurzen Besuch in Breslau seine Hilfe und seinen Rath bei der Auswahl einer neuen, den Verhältnissen in Schloß Osternau angemessenen Equipirung zu leihen. Dies ist das ganze Geheimniß!"

„Welche lächerliche Bagatelle! Und deshalb soll Herr Storting in der Heuernte nach Breslau fahren? Dies ist in der That eine unerhörte Zumuthung!"

„Die ich nicht stelle," entgegnete Egon auf die scharfe Bemerkung des Lieutenants. „Herr Storting hat mir seine Begleitung angeboten und ich habe sie angenommen, weil ich keine Ahnung davon hatte, daß seine kurze Abwesenheit von wenigen Stunden Nachtheil für eine Wirthschaft haben könne, die unter der ausgezeichneten Oberleitung des Herrn Lieutenants v. Osternau steht. Jetzt, da ich eines Besseren belehrt bin, lehne ich sein freundlich gemeintes Anerbieten dankend ab und werde, wenn Herr v. Osternau es erlaubt, allein nach Breslau reisen."

„Um Gottes willen, erlaube es nicht, Papa!“ flüsterte Lieschen dem Vater zu. „Denk' nur an den schwarzen Frack! Nein, Sie dürfen nicht allein reisen, Herr Storting muß Sie begleiten und Ihnen rathen.“

Herr v. Osternau lachte herzlich über Lieschens Eifer. Die Erinnerung an den entsetzlichen schwarzen Frack Pechmayer's überwog jedes Bedenken, welches er gegen Storting's Reise erhoben hatte. Welche Kenntnisse und Talente der Kandidat Pechmayer auch haben mochte, das Talent, sich geschmackvoll zu kleiden, besaß er sicherlich nicht, dafür gab der schwarze Frack den unwiderleglichen Beweis. Die Auswahl eines neuen Anzuges durfte seinem Geschmack nicht überlassen werden, Storting's sachkundiger Rath war dazu unbedingt erforderlich. Herr v. Osternau sprach dies zwar nicht direkt aus, um den Kandidaten nicht in Verlegenheit zu setzen, aber er erklärte, daß er jetzt nach der erhaltenen Auskunft die Reise des Herrn Storting nicht nur gestatte, sondern selbst wünsche. Einen Widerspruch, den der Lieutenant erhob, schnitt er kurz ab, die Sache sei erledigt, Herr Storting und Herr Pechmayer würden ihre gemeinschaftliche Reise morgen antreten, lasse sich ihr Geschäft nicht in wenigen Stunden abmachen, dann sollten sie sich nicht beeilen, sondern ruhig den ganzen Tag in Breslau bleiben, und als der Lieutenant noch immer sich nicht beruhigen wollte und darauf hinwies, daß gerade jetzt Herr v. Wangen nicht allein die bei der Heuernte beschäftigten Leute beaufsichtigen könne, bemerkte Herr v. Osternau mit scharfer Betonung:

„Dann wirst Du, Vetter Albrecht, vielleicht die Güte haben, Herrn Storting zu vertreten, jedenfalls reist dieser. Und nun kein Wort weiter über eine abgemachte Sache. Wir wollen unseren Kaffee im Billardzimmer trinken. Spielen Sie Billard, Herr Pechmayer? Ja? Desto besser, dann können Sie Theil nehmen an unserer Parthie. Bisher haben wir immer nur zu Dreien, Vetter Albrecht, Lieschen und ich, gespielt, aber bei einer etwas größeren Spielerzahl ist das Spiel amüsanter und weniger anstrengend. Eine Stunde widmen wir täglich dem edlen Billardspiel, es ist für mich, wenn ich wie heute an das Zimmer gefesselt bin, eine angenehme und gesunde Bewegung. Sie können sich übrigens auf einen harten Kampf gefaßt machen, Herr Pechmayer, denn Vetter Albrecht ist ein Meister auf dem Billard. Glücklicherweise spielen wir nicht um Geld, sondern nur um die Ehre des Sieges, diese aber müssen wir Beide, Lieschen und ich, dem Vetter stets lassen."

„Herr Pechmayer wird sie mir vielleicht streitig machen, denn ich setze voraus, daß er auch ein Meister auf dem Billard ist!" erwiederte der Lieutenant.

Er war wirklich ein guter Billardspieler, im Offizierkasino hatte er seiner Zeit sich den Ruf eines „Matadors" verschafft, und es erschien ihm lächerlich, daß Herr v. Osternau ihm diesen Kandidaten entgegenstellte, einen Menschen, der bisher wohl wenig Gelegenheit gehabt hatte, sich im Billardspiel eine Fertigkeit anzueignen, die viel Zeit und Geld erforderte. Er hoffte, den ungeschickten Spieler gründlich auslachen und verhöhnen

zu können, aber er wurde in seinen Erwartungen vollständig getäuscht.

Das Loos hatte bei der Kegelboule Egon den vierten Platz hinter dem Lieutenant angewiesen. „Ein böser Platz," meinte Herr v. Osternau, denn der Vetter Albrecht gebe seinem Hintermann immer schwierige Stellungen, und dies that der Lieutenant auch wirklich. Er hatte seinen eigenen Ball so sehr in der Gewalt, daß Egon schon beim ersten Stoß, den er zu machen hatte, eine Maske, und zwar eine recht schwierige erhielt.

Albrecht lachte darüber.

„Jetzt können Sie zeigen, ob Sie Billard spielen können, Herr Pechmayer," höhnte er, aber schon im nächsten Moment erstaunte er, denn mit unfehlbarer Sicherheit traf Egon den versteckten Ball mit einem Kunststoß und jagte ihn durch die Kegel.

„Meisterhaft!" rief Herr v. Osternau bewundernd, der Lieutenant aber sprach von einem „Fuchs", von fabelhaftem Glück und bemühte sich, beim nächsten Stoß seinen Hintermann noch schlechter zu setzen, gab ihm aber hiedurch nur Gelegenheit, durch einen noch glänzenderen Ball seine Meisterschaft im Spiel zu zeigen.

„Nun, Vetter Albrecht, war das auch ein Glückszufall?" fragte Lieschen spottend, und bei jedem folgenden kunstvoll von Egon gespielten Ball wiederholte sie die Frage, auf welche sie keine Antwort erhielt, denn der Lieutenant biß sich wüthend auf die Lippen. Er fühlte wohl, daß er seinen Meister gefunden habe; er hatte sich bisher etwas darauf eingebildet, zu den besten Billard-

spielern zu gehören, es kränkte ihn tief, daß er sich durch den Kandidaten weit überflügelt sah und daß er sich Lieschens Neckereien gefallen lassen mußte. Als die Parthie zu Ende war, weigerte er sich, weiter zu spielen. Er müsse nothwendig nach den Wiesen hinausreiten, sagte er, und er ließ sich auch nicht zur Theilnahme an einer zweiten Boule bewegen, obgleich Herr v. Osternau ihn dringend dazu einlud; seine gute Laune wurde nicht dadurch erhöht, daß Lieschen lachend sagte:

„Quäle doch den Vetter nicht, Papa! Wie kannst Du nur verlangen, daß er nach seiner Niederlage noch ferner spiele. Er muß sich Ruh' erreiten! Es wird ihm hier zu eng im Schloß, er muß hinaus in's Weite!"

„Dein witzig sein sollendes Schulcitat trifft mich nicht," erwiederte der Lieutenant empfindlich. „Ich bin keineswegs ärgerlich, habe auch keine Niederlage erlitten; aber wenn dies auch der Fall wäre, wenn dieser Herr, der seine Studienzeit trefflich benutzt zu haben scheint, mir wirklich im Billard überlegen wäre, so würde ich auch dadurch nicht aufgeregt werden. Ich bin eben kein Billardspieler von Profession und habe mich deshalb nie auf die Kunststücke verlegt, in denen Herr Pechmayer, wie ich anerkenne, Meister ist. Solche Kunststückchen überlasse ich den professionsmäßigen Spielern."

Er legte auf das letzte Wort den Ausdruck tiefster Verachtung und schaute dabei Egon an, der bisher schweigend dem kleinen Streit zugehört hatte, jetzt aber sich mit zornblitzenden Augen zu dem Lieutenant wendete, indem er mit erzwungen-ruhiger, aber zornbebender Stimme sagte:

„Sie haben da ein Wort gesprochen, Herr Lieutenant, welches ich Sie auffordere, zurückzunehmen. Ich habe bisher aus Achtung vor den Damen und vor Herrn v. Osternau, nicht aus Rücksicht gegen Sie, alle Ihre höhnischen Bemerkungen unerwiedert gelassen; Ihr letztes Wort aber enthält eine ehrenrührige Beleidigung, Sie werden es zurücknehmen oder mir Genugthuung geben."

„Ich glaube, der Mensch ist verrückt geworden! Er unterfängt sich, mich zu coramiren und Genugthuung von mir zu fordern!"

„Du wirst sie dem Herrn geben, Vetter Albrecht!„ sagte Herr v. Osternau mit scharfer Stimme, ehe Egon auf die neue Beleidigung zu antworten vermochte. „Du wirst sie geben und zwar augenblicklich, indem Du ihn um Entschuldigung bittest. Antworte kein unüberlegtes Wort, welches Du vielleicht nicht zurücknehmen könntest, Vetter! Ueberlege, ehe Du Dich entscheidest. Ich habe Dir erst vor einer Stunde gesagt, ich dulde es nicht, daß in meinem Hause der Mann, dem ich den Unterricht meiner Kinder anvertraue, unwürdig behandelt werde. Du hast Herrn Pechmayer ohne jede Veranlassung schwer beleidigt, das dulde ich nicht und ich lasse Dir die Wahl, entweder Dein unüberlegtes Wort sofort zurückzunehmen, indem Du Herrn Pechmayer um Entschuldigung bittest, oder Schloß Osternau noch am heutigen Tage zu verlassen. Glaube nicht, daß ich scherze, Vetter Albrecht, mein Wort ist unerschütterlich. Du hast *mich* beleidigt, indem Du Herrn Pechmayer beleidigtest. Ich fordere, daß Du zur Genug-

thuung nicht nur für ihn, sondern auch für mich Dich entschuldigst!"

War der Sprechende der gutmüthige schwache Mann, der seit Jahren nie ein hartes Wort zu dem Vetter, den er in sein Haus aufgenommen, gesagt hatte? Er stand, die sonst meist gebeugte, hagere Gestalt hoch aufrichtend, vor dem auf's Höchste erstaunten Vetter, er schaute diesen mit funkelnden Augen an, seine sonst so farblosen Wangen waren geröthet, aus seinen Worten sprach eine keinen Widerspruch duldende Entschiedenheit.

„Sie sind in Ihrer Parteinahme für mich zu gütig, Herr v. Osternau," fiel Egon ein. „Es kann mir nicht in den Sinn kommen, durch meinen Eintritt in Ihr Haus Sie mit einem nahen Verwandten entzweien zu wollen. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie so großmüthig sich meiner annahmen, umsomehr aber fühle ich mich verpflichtet, dadurch diesen unglücklichen Streit zu beenden, daß ich Schloß Osternau wieder verlasse. Ich fühle es jetzt klar, daß ich mich nicht für die Stellung eines Informators, die ich nie hätte antreten sollen, eigne. Von Herrn Lieutenant v. Osternau werde ich selbst mir später die geforderte Genugthuung zu verschaffen wissen, Ihnen aber, verehrter Herr, danke ich nochmals und sage Ihnen zugleich Lebewohl."

„Davon kann gar keine Rede sein!" erwiederte Herr v. Osternau. „Sie haben eine Verpflichtung übernommen, welche Sie einseitig nicht lösen können und von welcher ich Sie nicht entbinde. Sie werden, wie Sie versprochen haben, den Versuch machen, ob Sie sich zum Informator

meiner Kinder eignen. So lange, bis der Versuch gemacht ist, halte ich Sie beim Wort und gebe Sie nicht frei. Auch haben Sie wohl überhört, daß ich nicht nur für Sie, sondern ebenso auch für mich Genugthuung gefordert habe. Vetter Albrecht wird sie geben, und zwar noch in dieser Minute, oder Schloß Osternau für immer verlassen. Für immer, Vetter Albrecht! — Bedenke wohl, was Du thust!"

Der Lieutenant wagte nicht, dem Vetter in das funkelnde Auge zu schauen, er blickte scheu zu Boden. Sein schnell aufgeflammter Zorn war verraucht; aber er haßte diesen plebejischen, unverschämten Kandidaten, der ihm solche Demüthigung bereitet hatte, aus voller Seele. Und ihn sollte er um Entschuldigung bitten! Und doch, er mußte es thun, er durfte sich nicht weigern! Nur einmal, vor Jahren, hatte er den Vetter ebenso ernst entschieden gesehen, die Erinnerung an jenen Moment stieg plötzlich in ihm auf. Auch damals war Herr v. Osternau eingetreten für das gekränkte Recht eines Anderen, eines jungen Burschen, der von dem bisher bei der Herrschaft hochangesehenen Förster fälschlich eines Diebstahls beschuldigt worden war. Der Förster war von Herrn v. Osternau aufgefordert worden, dem Unschuldigen durch eine öffentliche Ehrenerklärung die geforderte Genugthuung zu geben, er hatte sich geweigert, der Aufforderung zu genügen, auch nachdem Herr v. Osternau ihm zuerst dringende Vorstellungen gemacht und ihm endlich mit Dienstentlassung gedroht hatte. Der Drohung war die Ausführung auf dem Fuße gefolgt, obgleich der Förster fast unentbehrlich

war, obgleich Frau v. Osternau für ihn ein Wort der Fürbitte einlegte, obgleich selbst der Beleidigte auf die geforderte Genugthuung verzichtete. Herr v. Osternau war gegen alle Bitten und Vorstellungen unerschütterlich fest geblieben, er, der sonst so gütig und nachgiebig fast bis zur Schwäche war, hatte unbeugsam festgehalten an dem einmal ausgesprochenen Worte.

So ruhig, ernst und entschieden, wie damals, sprach auch heute Herr v. Osternau; der Lieutenant fühlte, daß sein Wort unwiderruflich sei, er mußte sich ihm beugen oder Schloß Osternau verlassen für immer, ohne Aussicht auf Rückkehr, ohne Aussicht auf Versöhnung. Er hatte keine Wahl. Was sollte er beginnen, wenn der großmüthige Vetter ihn verstieß? Mit Grauen dachte er an die Zukunft. Er hatte stets das reiche Gehalt, welches Herr v. Osternau ihm für seine geringen Dienste zahlte, bei Besuchen in Berlin am Spieltisch verschwendet und noch Schulden gemacht. Schon jetzt drängten ihn die Gläubiger, obgleich sie wußten, daß der großmüthige Majoratsherr, wie schon mehrfach geschehen, für den leichtfertigen Verwandten die Schulden bezahlen werde; wie sollte er sie befriedigen, wenn er aus Schloß Osternau verstoßen wurde?

„Nun, Vetter Albrecht? Ich erwarte Deine Entscheidung."

Der Lieutenant biß sich auf die Lippen, er durfte nicht länger zögern, er mußte sich der Demüthigung unterziehen, aber er gab sich selbst das Wort, daß er sich für dieselbe rächen werde an Dem, der sie ihm auferlegte und

an Dem, der sie verursacht hatte. Er hatte sich entschlossen, nur darauf kam es noch an, die Demüthigung so wenig augenscheinlich wie möglich zu machen; zu diesem Zwecke zwang er sich, obgleich das Blut ihm in den Adern rollte, recht ruhig zu erscheinen, als er dem Vetter antwortete:

„Es hätte Deiner wahrlich nicht freundlichen Worte nicht bedurft, Vetter Fritz, um mich zur Zurücknahme eines unbedachten Wortes, welches ich bedauerte, als ich hörte, wie falsch es verstanden wurde, zu veranlassen; ich habe gar nicht daran gedacht, Herrn Pechmayer als professionsmäßigen Spieler bezeichnen zu wollen, und ich würde ihm dies gesagt, ihn sogar um Entschuldigung für meine mißverstandene Aeußerung gebeten haben, wenn er nicht von mir in so drohendem Tone eine Genugthuung gefordert hätte, die ich doch bei der Verschiedenheit unseres Standes ihm selbstverständlich nicht geben kann. Mit dieser Erklärung, der ich hinzufüge, daß mir jede beleidigende Absicht fern gelegen hat, daß ich gern jedes etwa beleidigende Wort zurücknehme und Herrn Pechmayer um Entschuldigung bitte, glaube ich Deinem Wunsche Genüge geleistet zu haben."

„Vollkommen, und ich glaube, auch Herr Pechmayer wird zufriedengestellt sein," sagte Herr v. Osternau, wieder freundlich dem Vetter die Hand bietend.

Egon verbeugte sich. Er war nicht zufrieden gestellt, aber der Kandidat Pechmayer mußte es sein, da Herr v. Osternau es war. Egon v. Ernau würde die erzwungene Entschuldigung zurückgewiesen und die verweigerte

Genugthuung drohend gefordert, ja er würde in der Hindeutung auf die Unmöglichkeit, sie aus Standesrücksichten zu gewähren, eine neue Beleidigung gefunden haben, aber der Kandidat Pechmayer hatte hiezu keine Berechtigung, ihm mußte die Entschuldigung genügen. Er war sogar gezwungen, anzuerkennen, daß der Lieutenant weiter gegangen war, als füglich von ihm gefordert werden konnte; ließ sich doch der stolze Lieutenant v. Osternau sogar herbei, dem Kandidaten zum Zeichen der Versöhnung die Hand zu reichen, als er den Billardsaal verließ, um nach den Wiesen hinauszureiten.

6.

Es ist doch nicht leicht, Informator zu sein! Egon saß vor dem Buch, welches er sich gestern in Breslau gekauft hatte, um wenigstens einen Begriff davon zu bekommen, wie man es anzufangen habe, einem Kinde die ersten Elemente des Wissens beizubringen. Es war ein vortreffliches Buch, der Buchhändler hatte es dem Käufer mit gutem Gewissen als das beste Werk über die neuesten Methoden des ersten elementaren Unterrichtes empfehlen können; aber es war geschrieben für junge Leute, die eine Vorbildung für ihren Beruf empfangen hatten, oder für solche ältere, die noch nach einer von der neueren Wissenschaft überholten Methode unterrichteten; es setzte daher Vorkenntnisse voraus, welche Egon fehlten.

Egon hatte, nachdem der Lieutenant das Billardzimmer verlassen hatte, mit Herrn und Frau v. Osternau noch eine längere Unterredung über den Unterrichtsplan gehabt,

welchen die Eltern für Fritzchen im Auge hatten. Frau v. Osternau wünschte, daß der geistig sehr geweckte Knabe nicht viele Stunden am Tage an die Bücher gefesselt werde, sie meinte, daß er bei einem zweistündigen täglichen Unterricht schnell lesen, schreiben und rechnen lernen werde, und hierauf komme es zuerst ja allein an. Wolle ihm Herr Pechmayer dann täglich noch eine Klavierstunde geben, so sei wenigstens für die ersten Monate Fritzchen fast übermäßig lange mit Lernen beschäftigt. Jedes „zu viel" wirke schädlich auf die körperliche und damit auch endlich auf die geistige Ausbildung eines Kindes, einen kräftigen gesunden Körper auszubilden, sei mindestens eine ebenso wichtige Aufgabe der Kindererziehung, als die Ausbildung des Geistes durch Unterricht.

Egon konnte diesen Ansichten nur beipflichten, sie wichen zwar weit ab von denen, nach denen einst sein Lehrer seine eigene Erziehung geleitet hatte, aber sie erschienen ihm höchst vernünftig, und er übernahm es, da Frau v. Osternau dies wünschte, noch heute Fritzchen die erste Unterrichtsstunde zu geben.

Auf diese erste Stunde, welche um fünf Uhr beginnen sollte, bereitete Egon sich vor. Es war ihm plötzlich, als er nach seinem Zimmer zurückgekehrt war, schwer auf's Herz gefallen, daß er doch eigentlich gar keinen Begriff davon habe, wie einem Knaben das Lesen und Schreiben beizubringen sei. Von der Lautirmethode, nach welcher er selbst einst als Kind lesen gelernt hatte, war ihm nur eine schwache Erinnerung geblieben, und sie nützte ihm nicht einmal etwas, denn die längst veraltete Methode

durfte er nicht anwenden; er hatte ja zufällig vor einiger Zeit gehört, daß jetzt allgemein nach einer neuen Methode gelehrt werde, daß die Kinder nicht mehr zuerst lesen und dann schreiben, sondern beides zu gleicher Zeit mit überraschender Schnelligkeit lernten. Wie aber wurde diese Lehrmethode ausgeübt? Er hatte keinen Begriff davon.

Sein Buch mußte ihm Aufschluß geben. Um fünf Uhr sollte Fritzchen zum Unterricht kommen, noch eine halbe Stunde hatte daher Egon zur Vorbereitung, und richtig, da fand er Aufschluß über die neue Schreiblehrmethode, da wurden ihm Regeln über die Benutzung derselben gegeben, aber ganz klar wurde ihm die Ausübung dieser Regeln nicht, da er überhaupt keine Ahnung davon hatte, wie ein Kind beim Unterricht zu behandeln sei. Sein Lehrbuch verwies auf eine Fibel, glücklicherweise hatte diese der Buchhändler in Breslau dem Lehrbuch beigelegt, und mit Hilfe der Fibel machte Egon seine ersten Lehrstudien, er suchte sich in die Seele eines nichts wissenden Kindes hineinzudenken; leicht aber wurde ihm dies nicht.

Es ist doch nicht so leicht, ein Informator zu sein! Wie unbedeutend war Egon früher die Thätigkeit eines solchen vorgekommen! Jetzt stand er selbst vor der Aufgabe, einem Kinde das A-B-C beizubringen, und sie erschien ihm unermeßlich schwer. Als dann die halbe Stunde mit unglaublicher Schnelligkeit verflossen war, als ein zarter Finger leise an die Thüre pochte, als Fritzchen schüchtern eintrat, da fühlte Egon, daß sein Herz heftig klopfte. Vor keinem der schwierigen Examen, die er sämmtlich glänzend bestanden hatte, war ihm so ängst-

lich zu Muthe gewesen, hatte er das Unzureichende seines Wissens und Könnens so sehr gefühlt, wie vor der Prüfung, die er jetzt durch die erste Unterrichtsstunde ablegen sollte. Er mußte lächeln, als er sich seiner Muthlosigkeit bewußt wurde. Er begriff sich selbst nicht. Wie konnte er nur den tollen Scherz, zu dem ihn die Laune eines Augenblickes bewegt hatte, so ernst nehmen? „Man soll nicht spotten und scherzen mit dem Heiligen!" Ein reizendes Kind hatte das Wort heute gesprochen, und es war ihm zum Herzen gedrungen. Einen tollen Scherz hatte er beabsichtigt, aber aus dem Scherz war Ernst geworden. Er sollte jetzt wirklich den Beruf eines Lehrers erfüllen, und dieser Beruf erschien ihm heilig und groß, als er den schönen Knaben anschaute, der lächelnd und doch ein wenig befangen zu ihm aufblickte.

Der Lehrer war kaum weniger befangen als der Schüler, aber er wußte sich zu beherrschen, zog den schönen Knaben an sich, ihm liebevoll die goldenen Locken aus der Stirne streichend, sagte er freundlich:

„Nun, Fritzchen, willst Du recht fleißig und artig sein?"

„Ja, ich habe es der Mama versprochen, und Lieschen habe ich versprochen, daß ich gar nicht lachen will, wenn ich Dich Herr Pechmayer nenne."

„Das ist recht, Fritzchen, folge nur immer hübsch Deiner Schwester! Und nun setze Dich hier zu mir! Hier ist die schöne Fibel, aus der Du das Lesen lernen sollst, eine Tafel und einen Schieferstift hast Du mitgebracht, da können wir also unsere erste Stunde beginnen."

Und sie begann. Es ging besser und leichter, als Egon es sich vorgestellt hatte. Es gelang ihm, sich in den Gedankenkreis des Kindes hineinzudenken, ihm nach den einfachen Regeln, die das Lehrbuch vorschrieb, das erste Zeichen, das gedruckte, das geschriebene, das gemalte „Ei" zu erklären. Fritzchen schaute dabei den Lehrer mit hellen Augen verständnißvoll an, er begriff schnell und es machte ihm ein außerordentliches Vergnügen, das gedruckte „Ei" in der Fibel zu suchen und das geschriebene auf der Tafel nachzumalen. Er jubelte laut, als er mit der geschickten kleinen Hand schon beim ersten Versuch Buchstaben malte, die eine Aehnlichkeit mit den ihm vorgeschriebenen hatten.

Die Lust des Knaben wirkte ansteckend auf Egon, die Stunde verging ihm so schnell, nicht einen Augenblick langweilte er sich, mit wahrer Freude bemühte er sich, seinem kleinen Schüler, ohne ihn zu ermüden, die ersten Anfänge des Wissens zu lehren. Er wollte es kaum glauben, daß eine Stunde verflossen sei und daß für heute seine Lehrthätigkeit zu Ende sein müsse, als von der Schloßuhr der Glockenschlag der sechsten Stunde ertönte. Er würde gern Fritzchens lebhaft geäußerte Bitte um eine Verlängerung der ersten Unterrichtsstunde erfüllt haben, aber mit dem letzten Glockenschlage erschien Lieschen als Abgesandte der Frau v. Osternau, um Fritzchen abzuholen.

„Wir wollen auf's Feld hinaus nach den Wiesen an der Oster," sagte Lieschen zur Beruhigung des Bruders, der gar nicht zufrieden mit der Beendigung seines Unterrichtes war. „Da geht es heute lustig zu, die Mägde singen beim Harken des Heues. Bei solch' herrlichem

Wetter ist die Heuernte ein wahres Fest. Wenn Sie uns begleiten wollen, Herr Pechmayer, dann kann ich vielleicht Ihren heute Mittag im Spott geäußerten Wunsch erfüllen und mich etwas mit Ihrer vernachlässigten Erziehung beschäftigen. Sie mögen ja sehr gelehrt sein, Griechisch und Lateinisch ebensogut sprechen wie Englisch und Französisch, hier aber auf dem Lande lacht Sie jeder Bauernbursche aus, wenn Sie keinen Begriff von den einfachsten landwirthschaftlichen Arbeiten haben; da kann ich unwissendes Landkind Ihre Lehrerin sein."

„Sie sollen einen aufmerksamen und dankbaren Schüler finden, gnädiges Fräulein!"

„Dann begleiten Sie uns also auf unserem Spaziergang, damit ich gleich mein neues Amt als Erzieherin antreten kann!"

„Wollen wir denn gehen?" fragte Fritzchen. „Nein, Lieschen, wir wollen reiten. Wir sind heute noch gar nicht spazieren geritten. Nicht wahr, Herr Pechmayer, Du reitest auch lieber?"

„Du darfst Herrn Pechmayer nicht ‚Du' nennen, Fritzchen, das schickt sich nicht."

„Wehren Sie ihm nicht, gnädiges Fräulein; es macht mir Freude, daß mein lieber kleiner Schüler auch zu mir das trauliche ‚Du' gebraucht, wie zu seinen Eltern."

„Wenn Sie dies wünschen, kann ich natürlich nichts dagegen haben."

„Nicht wahr, Herr Pechmayer, Du reitest auch lieber?" so wiederholte Fritzchen beharrlich seine nicht beantwortete Frage.

„Ich reite recht gern, aber da ich kein Pferd besitze —"

„Sie können reiten?" unterbrach ihn Lieschen erstaunt. „Lernt man denn dies auch auf der Schule? Wenn Sie gern reiten, wird sich wohl auch ein Pferd finden; aber nein, da fällt mir ein, Papa's Reitpferd darf ich Ihnen nicht anbieten, Papa sieht es nicht gern und erlaubt niemals, daß einer der Inspektoren oder auch Vetter Albrecht es gebraucht, Herr Storting und Herr v. Wangen aber benutzen heute Beide ihre Pferde. Es ist also nur noch das zweite Pferd des Vetters Albrecht da, und ich weiß nicht, ob Vetter Albrecht erlauben würde —"

„Ich würde, auch wenn es der Fall wäre, von seiner Erlaubniß keinen Gebrauch machen."

„Aber der Soliman steht noch im Stalle!" fiel Fritzchen ein.

„Den Soliman können wir Herrn Pechmayer nicht anbieten," erwiederte Lieschen, „er ist zu wild und unbändig. Er duldet keinen anderen Reiter, als den Vetter Albrecht, der ihn für Papa zureitet, und selbst den Vetter hat er zweimal abgeworfen."

„Mich würde Soliman wohl dulden müssen," erwiederte Egon lächelnd.

„Sie kennen das tückische Thier nicht," erwiederte Lieschen bedenklich. „Selbst Vetter Albrecht, der doch ein ganz vorzüglicher Reiter ist, hat seine Noth mit dem Soliman; er hat dem Papa schon gerathen, das schöne Thier um jeden Preis zu verkaufen, denn ganz werde es seine Tücken niemals ablegen."

„Sie machen mir immer größere Lust, mein Glück mit

diesem bösartigen Soliman zu versuchen. Ein frommes Pferd zu reiten, ist ein langweiliges Vergnügen. Nur wenn der Reiter jeden Muskel anstrengen muß im Kampfe mit dem widerspenstigen muthigen Roß, wenn er durch seine überlegene Kraft und durch die Festigkeit seines Willens es besiegt und zum Gehorsam zwingt, dann ist es eine Lust, auf dem Pferde zu sitzen."

„Ich darf es nicht wagen, den Soliman für Sie satteln zu lassen. Die Gefahr ist zu groß," sagte Lieschen noch immer bedenklich.

„Wäre wirklich eine Gefahr, dann könnte sie mich nur umsomehr reizen. Es gibt nichts Langweiligeres, als das ruhige, sichere Dahinleben im ewigen Sonnenschein des Glücks. Eine wirkliche Gefahr, deren Ueberwindung körperliche und geistige Anstrengung kostet, ist die schönste Würze des Lebens; aber leider wird sie uns in dem unerträglich langweiligen Alltagsleben nur zu selten beschieden. Ich würde sie freudig aufsuchen, wenn ich sie nur zu finden wüßte. Ich könnte vielleicht das Leben auch noch einmal liebgewinnen, wenn ich es mir erkämpfen müßte, es würde mir dann nicht so jämmerlich schaal, so trübselig langweilig erscheinen."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Pechmayer," erwiederte Lieschen, Egon verwundert mit großen Augen anschauend. „Was reden Sie da wieder für wirre Ungereimtheiten durcheinander. Was Sie eigentlich wollen, verstehe ich nicht, nur das weiß ich, daß ein gutes Theil Gottlosigkeit in ihren frevelhaften Worten liegt, und daß Sie solche Worte in Fritzchens Gegenwart nicht sprechen sollten."

Wieder eine Strafpredigt und eine verdiente! Aber sie verletzte Egon nicht. Die kleine Moralpredigerin war zu reizend, wenn sie mit den dunkelblauen Augen ihn so ernst und vorwurfsvoll anschaute; wenn sie lachte, erschien sie ihm wie eine neckische, liebliche Elfe, wenn sie so ernst und eindringlich sprach, wie ein Engel.

„Ich werde versuchen, mich zu bessern und meine Zunge zu hüten," entgegnete Egon demüthig. „Hätten Sie nur nicht von Gefahr gesprochen, gnädiges Fräulein, damit haben Sie die Worte, die Sie verletzten, heraufbeschworen. Es ist für mich gar keine Gefahr dabei, ein unbändiges Pferd zu reiten. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich es bändigen werde!"

Noch war Lieschen nicht überzeugt, als aber Egon ihr wiederholt versicherte, daß er seines Erfolges sicher sei, verfehlte die Bestimmtheit, mit welcher er sprach, doch ihre Wirkung nicht; sie gab nach, Fritzchen erhielt den Auftrag, dem alten Reitknecht den Befehl zum Satteln des Soliman, des Damenpferdes und des kleinen Shetländers zu überbringen. Während die Pferde gesattelt würden, wollte Lieschen sich umkleiden, in fünf Minuten sei sie fertig und werde Herrn Pechmayer und Fritzchen auf dem Hofe vor dem kleinen Portal treffen.

Jubelnd sprang Fritzchen fort, um seinen Auftrag auszurichten. Der alte Wenzel schüttelte recht bedenklich den Kopf, als er hörte, daß der Soliman für den Herrn Kandidaten gesattelt werden solle. Das könne im Leben nicht gut gehen, meinte er, aber Fräulein Lieschen hatte es befohlen, da mußte es unter allen Umständen geschehen.

Er war eben im Begriff, dem unruhigen, tänzelnden Thiere vor der Stallthüre den Sattel aufzulegen, als der Lieutenant, von der Wiese zurückkehrend, über den Hof ritt.

„Halloh, alter Wenzel, was fällt Dir denn ein?“ rief er schon von Weitem. „Du sattelst den Soliman? Wer soll denn die Bestie reiten? Dies ist doch hoffentlich nicht die Idee meines Vetters?“

„Nein, Herr Lieutenant, der gnädige Herr fühlt sich zu unwohl, um heute überhaupt auszureiten. Der Herr Kandidat soll den Soliman reiten.“

„Der?! Das ist ja Unsinn. Wer hat es befohlen?“

„Fräulein Lieschen hat es mir durch Fritzchen befehlen lassen.“

„Das ist wieder eine ihrer tollen Ideen! Glaubt sie etwa, ihr Kandidat habe sechs Genicke, so daß er ungestraft eines davon brechen könne? Der Soliman wirft ihn ab, ehe er noch recht im Sattel sitzt.“

„Das meine ich auch, Herr Lieutenant. Dies kann nicht gut enden. Aber Fräulein Lieschen hat es befohlen!“

„Du hast Recht, Alter, dann muß es geschehen!“ erwiederte der Lieutenant boshaft lächelnd. „Sattle nur den Soliman für den Kandidaten. Das wird ein interessantes Schauspiel geben. — Mir kann's recht sein,“ murmelte er vor sich hin, „wenn sich der freche Patron einen Arm oder ein Bein bricht, er wird dann wohl etwas demüthiger werden.“

Er trabte über den Hof nach dem Schloßportal, in welchem schon Egon und Lieschen, die sich mit wunderbarer Schnelligkeit umgekleidet hatte, warteten. Lieschen

sah wunderreizend aus. Das enganschließende schwarze Reitkleid und der kleine runde Hut, unter dem die goldenen Locken in üppiger Fülle hervorquollen, standen ihr ganz vortrefflich.

„Es ist gut, daß Du kommst, Vetter Albrecht!“ rief sie dem Lieutenant entgegen. „Herr Pechmayer hat es sich in den Kopf gesetzt, den Soliman zu reiten, weil außer dem Deinigen kein anderes Pferd im Stalle ist. Ich habe mich überreden lassen, aber ich fühle, es war unrecht von mir. Nun kannst Du mich aus der Verlegenheit ziehen, Vetter, wenn Du selbst Herrn Pechmayer Dein zweites Pferd anbietest.“

„Das würde ich mit Vergnügen thun,“ erwiederte der Lieutenant, den herzutretenden Egon spöttisch betrachtend, „wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Herr Pechmayer ebensogut reitet, wie er Billard spielt. Es wäre eine Beleidigung für ihn, wollte ich ihn abhalten, den Soliman zu reiten, der zwar feurig, aber viel besser ist als sein Ruf. Wenn aber Herr Pechmayer Furcht haben sollte —“

„Ich bitte, sprechen Sie das Wort Furcht nicht in Verbindung mit meinem Namen aus!“ sagte Egon scharf.

„Ich bitte um Entschuldigung, ich wollte Sie nicht beleidigen, Ihnen nur mein lammfrommes Reitpferd anbieten, falls Ihnen der Soliman zu feurig ist?“

„Ich danke, ich ziehe den Soliman vor.“

„Ich wünsche Ihnen Glück zu dieser Wahl, Sie werden Freude von derselben haben. Sie haben keine Sporen, nehmen Sie meine Reitpeitsche. Ein tüchtiger Hieb zur rechten Zeit wird dem Soliman wohl Respekt einflößen.“

„Du bist abscheulich, Vetter Albrecht, daß Du Herrn Pechmayer noch zuredest," fiel Lieschen ein. Ihre Besorgniß, daß dem Kandidaten ein Unglück zustoßen könne, stieg von Minute zu Minute. Sie machte sich Vorwürfe darüber, daß sie ihm eine Zusage ertheilt hatte, die sie jetzt nicht wohl wieder zurückziehen konnte, und sie wurde in ihrer Besorgniß noch mehr bestärkt, als sie das tückische, schadenfrohe Lächeln bemerkte, mit welchem der Vetter Egon's festen Entschluß, den Soliman zu reiten, begrüßte.

Es war nicht mehr zu ändern, schon führte der alte Wenzel den Soliman herbei, er hatte das feurige schöne Thier kurz am Zügel gefaßt und schenkte ihm die größte Aufmerksamkeit, weil er fürchtete, es könne sich losreißen wollen.

„Die Bestie ist heute ganz toll, heute würde sie selbst den Herrn Lieutenant nicht dulden," murmelte der Alte in den Bart; er sprach absichtlich so laut, daß Lieschen ihn verstehen konnte, dabei blickte er sie so vorwurfsvoll an, als wolle er sagen: „Wenn ein Unglück geschieht, dann trägst Du allein die Schuld!"

„Ich bitte Sie recht inständigst, Herr Pechmayer," rief Lieschen, deren Angst auf das Höchste gestiegen war, „verzichten Sie auf den Soliman. Lassen Sie uns zu Fuß gehen; ich bitte Sie, thun Sie es mir zu Liebe!"

„Gegen solches Wort bin ich waffenlos," erwiederte Egon, der schon an das schöne Thier getreten war und es sanft liebkosend auf den Hals klopfte, jetzt aber zurücktrat.

„Recht so, sehr klug und vorsichtig!" rief der Lieutenant höhnisch. „Führe nur den Soliman ein wenig auf

dem Hofe umher, alter Wenzel, Du hast nicht nöthig ihn abzusatteln, ich werde nachher einen Spazierritt auf ihm machen, um Herrn Pechmayer zu beweisen, daß er gar nicht so böse ist, wie er scheint. Aber Sie haben ganz Recht, Herr Pechmayer, daß Sie Lieschens Bitte erfüllen; für einen Sonntagsreiter dürfte der Soliman doch vielleicht gefährlich sein. Ich überlasse Ihnen für den Spazierritt mit Lieschen hier meine Iduna, sie ist lammfromm und wird Sie sicherlich nicht abwerfen, Sie brauchen gar keine Sorge zu haben."

Egon biß sich zornig auf die Lippen, seine Augen funkelten, das Blut stieg ihm siedend in die Wangen.

„Halten Sie Ihren Wunsch noch aufrecht, gnädiges Fräulein?" sagte er mit bebender Stimme. „Verlangen Sie, daß ich mich verhöhnen, der Feigheit beschuldigen lassen muß? Ich halte mein Wort, wenn Sie es verlangen, aber denken Sie sich in meine Seele hinein, verlangen Sie es nicht!"

„Nein, ich verlange es nicht!" erwiederte Lieschen, den Vetter mit zornigen Blicken betrachtend. „Du trägst die Schuld, Vetter Albrecht, wenn ein Unglück geschieht. Das verzeihe ich Dir im Leben nicht."

Ein tückisches, frohlockendes Lächeln war des Lieutenants einzige Antwort, aber schon im nächsten Augenblick war es von seinen Lippen verschwunden, um dem Ausdruck starren Staunens zu weichen. Was er nicht für möglich gehalten hatte, geschah. Der verachtete Kandidat hatte sich mit bewundernswürdiger Schnelligkeit und Geschicklichkeit auf das Pferd geschwungen, mit fester Hand

hielt er die Zügel, die der alte Wenzel losließ, und als nun Soliman sich wild emporbäumte, saß er so ruhig und fest im Sattel, als ob er auf dem frommsten Thiere reite; mit einem Lächeln blickte er nieder zu Lieschen, die bleich vor Angst zu ihm empor schaute.

„Seien Sie ganz unbesorgt, gnädiges Fräulein," rief er herab, „Freund Soliman wird augenblicklich erkennen, daß er seinen Herrn gefunden hat!"

„Wart' nur, bis er seine Kunststückchen macht!" flüsterte der Lieutenant ingrimmig.

Soliman machte seine Kunststückchen, noch war er nicht gebändigt, dieselben Kunststückchen, denen zweimal selbst der Lieutenant nicht hatte widerstehen können, durch die er unsanft in den Sand geworfen worden war; dieselben Kunststückchen, durch welche sein früherer Besitzer veranlaßt worden war, das stolze wunderschöne Thier für den billigsten Preis zu verkaufen. Er bäumte sich abermals und abermals hoch auf, drehte sich dann aufgebäumt mehrmals schnell im Kreise, um im nächsten Augenblick einige weite Sätze zu machen und dann ebenso plötzlich wild hoch hinten auszuschlagen.

Zweimal war der Lieutenant bei diesem letzten Kunststückchen Soliman's über dessen Kopf fortgeschleudert worden, die letzten beide Male war es ihm gelungen, keuchend, erschöpft von der seine ganze Kraft erfordernden Anstrengung sich im Sattel zu halten, seitdem hatte Soliman unter ihm sein Kunststückchen nicht wieder versucht. Unter dem neuen unbekannten Reiter versuchte er es abermals, indessen ohne allen Erfolg, Egon saß so ruhig und fest

im Sattel, als sei er mit dem wüthenden Thiere zusammengewachsen, mit eiserner Faust hielt er die Zügel, sie nachlassend und anziehend, und mit den Schenkeln die Flanken des Thieres so fest zusammenpressend, daß dieses, als es den letzten verunglückten Versuch des Ausschlagens gemacht hatte, keuchend und schäumend stille stehen mußte. Der Reiter aber zeigte keine Spur einer körperlichen Anstrengung, er nickte lächelnd dem Lieutenant zu, dessen letztes leise geflüstertes Wort er gehört und verstanden hatte.

„Sie haben Recht, Herr Lieutenant," sagte er scheinbar ganz harmlos, „für einen Sonntagsreiter ist der Soliman etwas zu feurig, aber auch nur ein jämmerlicher Sonntagsreiter läßt sich durch seine Kunststückchen" — er betonte das Wort — „aus dem Sattel werfen. Freund Soliman wird sie nicht wieder probiren, er kennt jetzt seinen Herrn und soll ihn noch besser kennen lernen! — Er ist übrigens ein prächtiges Thier!"

Liebkosend klopfte er dem keuchenden Roß den Hals, dann aber, nachdem er ihm kaum einen Moment der Ruhe gegönnt hatte, nahm er es wieder fest in den Zügel und mit einer Kunstfertigkeit, welche dem Lieutenant bei einem Kandidaten geradezu wunderbar erschien, zwang er es zu einem Schulritt, in welchem er alle Gangarten probirte, indem er einen großen Kreis auf dem weiten Hofe beschrieb. Soliman versuchte keinen Widerstand mehr, er war gebändigt, und als Egon wieder vor dem Schloßportal anlangte, konnte er mit voller Zuversicht, sich an Lieschen wendend, versprechen, daß ihr Spazierritt durch keine Extravaganz des wilden Thieres gestört werden würde.

Lieschen hatte mit wahrer Bewunderung den kühnen Reiter verfolgt. Als Soliman seine Kunststückchen machte, war sie marmorbleich geworden, sie hatte die Hand auf das hochklopfende Herz gelegt, aber schon im nächsten Moment schwand ihre Angst, für diesen Mann gab es keine Gefahr! Der Vetter Albrecht war wohl auch ein tüchtiger, kühner Reiter, der beste, den sie vorher je gesehen; aber seine Glorie verschwand zu einem Schatten, wenn sie ihn verglich mit Jenem. Wie hatte sie nur den stolzen, ritterlichen Mann jemals häßlich finden können! Wie edel und stolz war seine Haltung! Die Bändigung des wüthenden Thieres schien ihm gar keine Anstrengung zu kosten. Er konnte lächeln, während Allen, die ihm athemlos zuschauten, das Herz in banger Furcht bebte.

Und als er nun zurückkehrte, da empfing ihn Lieschen mit einem vor Freude strahlenden Gesicht, während ihm Fritzchen laut zujubelte und der alte Wenzel schmunzelnd sagte:

„Der versteht's! Der wird dem Soliman seine Mucken schon abgewöhnen, nicht wahr, Herr Lieutenant?"

Der Lieutenant antwortete nicht. Mit finsterer Miene schaute er den kühnen Reiter an; er konnte ihm seine Bewunderung nicht versagen, aber er haßte ihn darum nur noch mehr. Er fühlte sich abermals besiegt, besiegt in der Kunst, auf die er den höchsten Werth legte. Er war stolz darauf gewesen, daß er der beste Reiter in der ganzen Gegend war, und nun kam dieser elende Kandidat und machte ihm seinen Ruhm streitig!

Lieschen lud ihn ein, als der Vierte sich dem Spazier-

ritt nach den Osterwiesen anzuschließen, aber mißmuthig lehnte er die Einladung ab, und als nun der verhaßte Fremde aus dem Sattel sprang und dem alten Wenzel die Zügel zuwarf, um Lieschen auf ihr Pferd zu heben, da biß er wüthend die Zähne zusammen und murmelte einen wilden Fluch, dann riß er sein Pferd herum und jagte über den Hof fort zum Thore hinaus nach der den Osterwiesen entgegengesetzten Richtung. Lieschen aber ritt zwischen Egon und Fritzchen hinaus in's Freie, fröhlich lachend und scherzend, nachdem sie dem Vater, der am Fenster stand, einen Gruß zugewinkt hatte. Sie fühlte sich so froh, sie hätte gar nicht sagen können, wie froh und glücklich!

7.

Eine wonnige Lust, wie er sie nie im Leben gefühlt hatte, erfüllte auch Egon, als er neben Lieschen auf dem nach den Osterwiesen führenden Feldwege im leichten Galop einherritt. Sie machte ihn aufmerksam auf die Umgebung des Schlosses, auf die Dörfer und Vorwerke, welche man vom Wege aus sah, indem sie mit der Reitgerte nach den von ihr genannten Punkten hinzeigte, er mußte dann wohl mit dem Blick der Richtung der Gerte folgen, aber er hatte gar keinen Sinn für die nicht sonderlich reizvolle Gegend, nur seine reizende Begleiterin sah er, ihr liebliches Bild stand auch vor seinen Augen, wenn er gehorsam nach den ihm gezeigten Landschaftspunkten hinzublicken schien.

Wie ein liebliches Engelsbild erschien sie ihm, wenn sie ihn anschaute mit den klaren, leuchtenden blauen

Augen. Ein strahlendes, glückliches Lächeln verklärte ihre schönen Züge, sie machte ihm kein Hehl daraus, daß sie ihn bewunderte, seinen Muth, seine Kraft und die unvergleichliche Reitkunst, mit welcher er den wilden, tückischen Soliman gebändigt hatte. Sie sprach es ihm offen aus, wie glücklich sie darüber sei, sie erzählte ihm, daß die Angst um ihn ihr das Herz beben gemacht habe und daß es ihr noch jetzt bebe, wenn sie daran denke, daß er durch ihre Schuld einer solchen Gefahr ausgesetzt gewesen sei.

Ihr reizendes, unbefangenes Plaudern, die Offenheit, mit welcher sie rückhaltlos aussprach, was sie dachte und fühlte, bezauberte Egon, er fühlte sich in einer ihm neuen Welt. Wenn er früher oft bewundernde Worte von schönen Lippen gehört hatte, Worte, die seinem meisterhaften Klavierspiel, seinem Gesang oder einer der Kunstfertigkeiten galten, durch die er sich einen Ruf unter den Elegants der Residenz geschaffen hatte, dann war er stets von einem tiefen Mißtrauen erfüllt worden. Dem reichen Egon v. Ernau galten solche Worte, sie waren berechnet, seiner Eitelkeit zu schmeicheln, jedes Wort war eine Falle, aufgestellt zum Einfangen des Vielbegehrten! Mit spöttischem Danke hatte Egon solche Aeußerungen der Bewunderung aufgenommen, er wußte ja, was er von denselben zu halten hatte, in ihrem Uebermaß hatten sie ihm oft sogar Widerwillen eingeflößt, bewegten sie sich aber in der gewöhnlichen Grenze, dann waren sie ihm langweilig gewesen.

Wie anders bewegten ihn heute Lieschens freimüthige

Worte! Er fühlte sich durch dieselben gehoben, sie galten ja wirklich ihm und sie kamen von Herzen, die Worte der Bewunderung ebensowohl, wie die Worte des Tadels, welche er bisher hatte hören müssen.

Wie seltsam, daß ihn solch' Lob aus Kindermund so erfreuen konnte! Er hatte geglaubt, ganz gleichgiltig gegen Lob und Tadel zu sein, und jetzt fühlte er sich wonneberauscht, weil Lieschen ihn bewunderte und es ihm offen aussprach!

Willenlos, ohne darüber nachzudenken, gab er sich dem Zauber, der ihn umfangen hielt, hin, er hätte sonst wohl selbst spöttisch darüber gelächelt, daß der von Lob und Bewunderung Uebersättigte eine Befriedigung seiner Eitelkeit in den Worten eines halben Kindes finden könne.

„Dort sind die Osterwiesen!" rief Fritzchen, der vorausgejagt war, von der Spitze eines kleinen Hügels den langsamer ihm Folgenden zu.

Egon seufzte. Er war dem Ziele des Spazierrittes nahe; wie gern wäre er noch Stunden und Stunden an Lieschens Seite auf dem einsamen Feldwege einher geritten!

„Ist die Aussicht von hier nicht reizend?" fragte Lieschen, als sie ebenfalls mit Egon die Spitze des Hügels erreicht hatte.

Er mußte jetzt wohl eine Antwort geben und, um sie geben zu können, sich umschauen, obwohl er am liebsten keinen Blick verwendet hätte von der reizenden, graziösen Gestalt, von dem lieblichen Angesicht seiner Begleiterin. Wie aus einem Traume erwachend schaute er nieder auf ein anmuthiges, wenn auch nicht großartiges Landschafts-

bild. Ein weites grünes Thal, in deſſen Mitte ein kleiner Fluß, die Oſter, ſich in zahlloſen Windungen hinſchlängelte, lag unter ihm, jenſeit des Thales erhob ſich ſanft anſteigend eine Kette niedriger Hügel, und über denſelben in der Ferne der mächtige dunkle Kamm des Rieſengebirges.

Ein bunt bewegtes Leben herrſchte auf den üppigen Wieſen, welche zu beiden Seiten der Oſter lagen. Hier waren die Mäher eifrig beſchäftigt, dort harkten und wendeten Frauen, Mädchen und Kinder mit langen Harken das Heu, auf einer anderen Wieſe wurden große Wagen ſo hoch beladen, daß vier ſtarke Pferde alle ihre Kraft aufbieten mußten, um die ſchweren Fuder auf den weichen Wieſenwegen hügelan nach dem feſteren Landwege zum Gutshof hinzuziehen. Alle Arbeitskräfte aus Schloß Oſternau und den dazu gehörigen Vorwerken und Dörfern waren aufgeboten, um den reichen Segen der diesjährigen trefflichen Heuernte in Sicherheit zu bringen; mit raſtloſem Eifer arbeiteten die Leute, Männer, Weiber und Kinder, trotz der glühenden Hitze, galt es doch ſchnell zu ſchaffen, um das gewonnene köſtliche Heu zu ſichern, denn ſchon ſeit einigen Tagen waren allabendlich am Horizont düſtere Wolken aufgetaucht, die ſich zwar wieder verzogen hatten, ſo daß am Morgen wieder die Sonne am wolkenloſen Himmel ſtrahlte, die aber doch ein baldiges ſchweres Wetter prophezeiten und zu eifriger Arbeit mahnten. Auch heute erhoben ſich wieder ſchwarze Wolken und ballten ſich über der weſtlichen Hügelkette zuſammen; oft blickten die Arbeiter beſorgt nach ihnen hin und ſtrengten ſich dann noch mehr an, als bisher.

„Heute wird es hoffentlich noch nichts werden, aber morgen oder spätestens übermorgen kommt es sicher!“ antwortete ein alter Arbeiter auf die bange Frage, die nicht durch Worte, sondern durch Blicke an ihn gerichtet war. „Wenn es nur noch zwei Tage hält, dann haben wir gewonnen!“

Ja, es galt alle Kräfte anzustrengen, um die Ernte in Sicherheit zu bringen, denn die Oster war ein tückischer Fluß. Sie floß so friedlich und ruhig durch das üppig grüne Wiesenland, wenn aber die schwarzen Wetterwolken sich im Gebirge in schweren Regengüssen entluden, dann stürzte sie sich plötzlich als ein wilder, mächtiger Strom in das Thal nieder und überschwemmte die ihren Lauf begrenzenden großen Wiesen, alle berechtigten Erntehoffnungen vernichtend.

Dem drohenden Unheil galt es vorzubeugen, die reiche Ernte vor dem wilden Strome zu bergen, deshalb arbeiteten die Leute mit Aufbietung aller ihrer Kräfte; der Inspektor Storting, der von Wiese zu Wiese ritt, hatte nicht nöthig, sie anzufeuern, die dunklen Wolken, welche sich über der westlichen Hügelkette lagerten, sprachen beredter, als er mit Worten auszudrücken vermochte.

„Ist die Aussicht von hier nicht reizend?“ hatte Lieschen gefragt. „Wunderreizend!“ erwiederte Egon, er sprach aus, was er in diesem Augenblick fühlte, das breite, lachende Thal mit dem im hellen Sonnenlicht glitzernden Fluß erschien ihm wirklich wunderschön, aber er hatte das Wort kaum gesprochen, als es ihm zum Bewußtsein kam, daß er sich mit demselben in Widerspruch gesetzt

hatte mit sich selbst. Er hatte niemals Geschmack finden können an freundlichen, lieblichen Landschaftsbildern, ein von der Sonne hell beleuchteter, friedlicher schöner Thalgrund war ihm stets als der Inbegriff der landschaftlichen Langweiligkeit erschienen, mit wahrem Genuß hatte er nur die wildromantischen Felsenparthien des Gebirges, die großartigen weiten Aussichten von den höchsten Berggipfeln auf die Eisriesen der Gletscherwelt in den Alpen betrachtet. Je wilder und großartiger die Natur war, um so schöner erschien sie ihm. Die höchste Wonne gewährte ihm ein Gewitter in den Bergen. Wenn die Blitze um ihn her niederzuckten, der Donner krachte und der Sturm raste, dann fühlte er sich gehoben, dann schlug ihm schneller das Herz! Und heute? — Wie konnte ihm nur die einfache, freundliche Landschaft, auf welche er mit Lieschen hinabschaute, so überaus reizend erscheinen? War er denn ein anderer Mensch geworden im Laufe weniger Stunden? War in seine eigene Seele vielleicht ein leuchtender, wärmender Sonnenstrahl gefallen und hatte ihn empfänglich gemacht für die Reize einer lachenden freundlichen Landschaft, eines Bildes, von welchem er sich gestern noch gelangweilt, ohne es eines längeren Blickes zu würdigen, abgewendet haben würde. Ein Gefühl der Beschämung überkam ihn darüber, daß er so willenlos sich der Macht des Augenblickes hingab, daß dieser eine solche Gewalt über ihn ausüben konnte. Ja, er schämte sich, daß er sich selbst, seiner ganzen früheren Geschmacksrichtung untreu geworden war, weil — nun weil ein Paar strahlende blaue Kinderaugen mit Entzücken auf dem kleinlichen,

langweiligen Bilde da unten weilten; ja kleinlich und langweilig erschien es ihm plötzlich, der Zauber, der es verklärt hatte, war verschwunden, der Lichtstrahl, der in seine Seele gefallen war, erloschen.

Ein Reiter sprengte von dem Wiesengrunde herauf dem Hügel zu. Herr Storting war es, schon von ferne rief er einen fröhlichen Willkommengruß, als er aber die Spitze des Hügels erreicht hatte und nun neben Egon hielt, schaute er diesen mit maßlosem Staunen an.

„Sehe ich denn recht, Herr Pechmayer? Ist es denn möglich? Sie machen einen Spazierritt auf dem Soliman!"

„Wie Sie sehen!" erwiederte Egon kurz, dessen gute Laune plötzlich verflogen war.

„Ich sehe es allerdings, aber ich begreife es nicht!" fuhr Storting kopfschüttelnd fort. „Selbst der Lieutenant würde es nicht wagen, das tückische, unberechenbare Thier zu einem weiteren Spazierritt zu benutzen, er reitet es nur auf dem großen Waideplatz hinter dem Schloßgarten. Verzeihen Sie mir die Bemerkung, gnädiges Fräulein, aber ich muß es sagen, es ist nicht recht, daß Sie Herrn Pechmayer gestattet haben, sich einer Gefahr auszusetzen, von deren Größe er keine Ahnung haben kann, da er die Tücken Soliman's nicht kennt."

Lieschen wollte sich entschuldigen, aber Egon unterbrach sie.

„Sie wenden sich mit Ihrem Vorwurf an eine falsche Adresse, Herr Storting," entgegnete er. „Ich bestand darauf, den Soliman zu reiten; gerade die Gefahr, von

der Sie sprechen, reizte mich. Im Uebrigen kennen wir uns Beide, Freund Soliman und ich, er fürchtet mich, ich aber nicht ihn. Sie dürfen meinetwegen ganz unbesorgt sein."

Egon's Worte beruhigten Storting nicht. „Sie müssen ein vorzüglicher Reiter sein, da die widerspenstige Bestie Sie bis hieher getragen hat, aber dennoch haben Sie die Gefahr nicht eher überstanden, ehe der Soliman nicht wieder in Schloß Osternau im Stalle steht. Ich bitte Sie, kehren Sie nach dem Schloß zurück, reiten Sie wenigstens nicht nach den Wiesen hinunter. Das Thier ist menschenscheu; wenn es die vielen Leute sieht, wird es unruhig, und vielleicht genügt irgend eine unvermuthete Bewegung, das Aufheben einer Harke, das Flattern eines weißen Kopftuches einer Arbeiterin, oder sonst eine nicht vorher zu berechnende Kleinigkeit, um es rasend zu machen, dann vermag es auch der beste Reiter nicht zu bändigen; es geht unaufhaltsam mit Ihnen durch! In seiner Tollwuth kennt es keine Hindernisse!"

Ein spöttisches Lächeln flog bei dieser Warnung über Egon's Gesicht.

„Bist Du wirklich so unbändig, mein guter Soliman?" sagte er scherzend, sich vorn überbeugend und dem schönen Thier zärtlich den schlanken Hals klopfend. „Ich wünschte, Du machtest den Versuch, damit ich zeigen könnte, daß es doch noch einen Willen gibt, der mächtiger ist als der Deine."

„Das ist ein übermüthiges, frevelhaftes Wort!" bemerkte Storting finster. „Ich bitte Sie noch einmal,

kehren Sie um! Wenn Sie nach der Wiese hinunterreiten, riskiren Sie, daß der Soliman mit Ihnen in rasendem Laufe sich in die Oster stürzt. Ein solcher Spazierritt auf dem tückischen Thier ist Tollkühnheit, ja er gleicht fast einem Selbstmordversuch!"

„Wollen Sie mich durch das fürchterliche Wort erschrecken?" fragte Egon höhnisch. „Habe ich nicht ein Recht auf meinen eigenen Körper, mein eigenes Leben? Ob ich es freiwillig ende durch eine Kugel in das Herz oder auf andere Weise, wer will es wagen, darüber mit mir zu rechten? — Vorwärts, Soliman, wir wollen unsere Kräfte messen, und siegst Du, dann will ich Dich segnen, wenn Du mich im rasenden Lauf nach dem Flusse führst, wenn die wilden Wogen über uns zusammenschlagen und uns fortreißen zur ewigen Ruhe!"

Ein kräftiger Hieb mit der Reitgerte begleitete die letzten Worte, er übte auf das wilde Roß, welches kaum von seinem gewaltigen Reiter gebändigt worden war, eine fürchterliche Wirkung. Soliman senkte den Kopf und in toller Wuth jagte er den Hügel hinunter den Osterwiesen zu.

„Großer Gott, welcher Wahnsinn!" rief Storting entsetzt. Seine gebräunten Wangen wurden bleich, mit weit geöffneten Augen schaute er dem Reiter nach, der in fast gerader Linie von dem wüthenden Thier der Stelle zugetragen wurde, an welcher die Oster am tiefsten und reißendsten war. Er hielt den Reiter für verloren, der, wie er meinte, keine Herrschaft mehr über das tückische Pferd besaß. Wie konnte auch der Kandidat den Soliman

reiten wollen! Es war ein Wunder, daß er sich überhaupt bei der rasenden Carrière noch im Sattel erhielt.

Aber er hielt sich im Sattel, und jetzt, da er ganz nahe dem Flusse war, in dem Augenblick, als Storting überzeugt war, die nächste Minute werde für sein Schicksal entscheidend sein, zeigte er, daß er der Herr des wüthenden Thieres geblieben war. Mitten im schnellsten Laufe hielt er fast unmittelbar am Ufer des Flusses.

Storting war starr vor Staunen. Mit seinem scharfen Auge konnte er jede Muskelbewegung des Pferdes und des Reiters erkennen, und doch glaubte er seinen Augen nicht trauen zu dürfen. War wirklich der gewaltige Reiter, der auf dem wüthend den weichen Wiesenboden mit den Hufen zerstampfenden schnaubenden Roß so ruhig saß, als gebe es für ihn keine Gefahr, der mit eiserner Faust das unbändige Thier im Zügel hielt, jener lächerliche, unbeholfene, tölpische Informator, den er heute Mittag erst durch das Leihen seines eigenen Anzuges zum Menschen gemacht hatte?

Auch Lieschen war für einen Moment erschreckt worden, als Egon den Soliman so plötzlich durch den Gertenhieb zum wilden Jagen antrieb, aber sie hatte Storting's Entsetzen nicht getheilt, sie war ja Augenzeugin von der Bändigung Soliman's auf dem Schloßhofe gewesen, und so schaute sie denn im vollen Vertrauen auf die Kraft und die Kunst Egon's diesem nach, aber eine Wolke lag dabei auf ihrer klaren Stirne, es war kein freundlicher Blick, der dem kühnen Reiter folgte. Als er jetzt das Pferd parirte und unten am Flußufer hielt, sagte sie

kurz: „Laſſen Sie uns folgen, Herr Storting.“ Und ohne weiter ein Wort zu verlieren, ritt ſie neben Storting — Fritzchen war ſchon vorausgeritten, um ſeinen bewunderten Lehrer einzuholen — hinunter nach den Oſterwieſen.

Egon erwartete unten die Nahenden. Das wilde Jagen, der ſeine ganze Kraft und Aufmerkſamkeit erfordernde Kampf mit dem wüthenden Roß hatte ihm wohl gethan und ſchnell die üble Laune zerſtreut, die ihn ſo plötzlich ergriffen hatte. Ein Lächeln ſchwebte auf ſeinen Lippen, als er Storting heiter zurief:

„Nun, Herr Storting, meinen Sie noch, daß ich Gefahr laufe bei einem Spazierritt auf dem Soliman? Das herrliche Thier iſt weit beſſer, als ſein Ruf. Es gehorcht jedem Schenkeldruck, wenn nur ein geübter Reiter es mit feſter Hand im Zügel hält. Mein prächtiger Soliman kennt mich, ich ſtehe Ihnen dafür, er wird nicht ſcheu werden, nicht durchgehen, ſo lange er meine Hand fühlt. Sie werden jetzt wohl einſehen, daß der Vorwurf, den Sie dem gnädigen Fräulein gemacht haben, ohne Grund war! Wenn der Soliman wirklich menſchenſcheu iſt, werde ich ſchon dafür ſorgen, daß er dieſe Scheu verliert. Sprechen wir alſo nicht mehr von einer Gefahr, die, auf mein Wort, nicht exiſtirt. Erlauben Sie mir, daß ich Sie zu den Leuten, die dort auf den Wieſen ſo fleißig arbeiten, begleite? Fräulein v. Oſternau hat mir verſprochen, meine Lehrerin zu ſein und mich in die Grundelemente der Landwirthſchaft einzuweihen, mir den Zweck und die Art der Arbeiten zu erklären, und ich brenne vor Luſt, zu beweiſen, daß ich ein lernbegieriger und ge-

lehriger Schüler bin. Laſſen Sie uns Frieden ſchließen, Herr Storting! Nicht wahr, Sie ſind mir nicht mehr böſe, daß ich Ihre gut gemeinte Warnung durch einen tollen Ritt beantwortet habe?"

Er bot bei dieſen Worten Storting freundlich die Hand, und dieſer mußte ſie wohl annehmen, er durfte nach einem ſolchen liebenswürdigen Entgegenkommen nicht mehr zürnen; aber ganz befriedigt war er doch nicht, und auch Lieschen nicht. Storting bemühte ſich, die Mißſtimmung zu verbergen, die in ihm zurückgeblieben war, und es gelang ihm; Lieschen aber verſuchte gar nicht zu verhehlen, daß ſie noch immer Herrn Pechmayer ernſtlich zürne. Sie nahm zwar wieder den Platz an ſeiner Seite ein, aber ſie antwortete kaum mit wenigen kurzen Worten, wenn er ſie fragte, und überließ es Storting, ihm Auskunft zu geben über alle die bei der Heuernte nothwendigen Arbeiten. Er hätte gerne, während ſie auf den Wieſen umher ritten, von ihr die ihm verſprochene Belehrung empfangen, das zeigte er, indem er immer wieder an ſie mit ſeinen Fragen ſich wendete, aber ſie erfüllte ſeinen Wunſch nicht. „Herr Storting wird Ihnen dies erklären," war ihre ſtete Antwort. Sie konnte nicht freundlich ſein, denn immer noch hallten die letzten Worte, die er auf dem Hügel geſprochen hatte und durch die ſie in tiefſter Seele verletzt worden war, in ihr nach.

Lieschens Schweigſamkeit zerſtörte bald Egon's wieder erwachte heitere Laune, das Intereſſe, welches er, mit ſeinen Begleitern von einer Gruppe der arbeitenden Leute zur andern reitend, für landwirthſchaftliche Arbeiten ge-

zeigt hatte, erloſch, er fragte nicht mehr und ſchaute kaum mehr nach dem lebendigen Treiben, welches auf den Wieſen herrſchte. Nur um Herrn Storting nicht zu beleidigen, zwang er ſich zur Aufmerkſamkeit bei deſſen Auseinanderſetzungen; der fröhliche Geſang der harkenden Mädchen, der ihn anfangs ſo heiter angemuthet hatte, tönte ihm jetzt grell und ſchneidend in's Ohr, und es war ihm daher ſehr angenehm, daß nach etwa einer halben Stunde Lieschen erklärte, es ſei Zeit zum Heimritt.

Herr Storting mußte noch bei den Arbeitern auf den Oſterwieſen bleiben, Fritzchen ritt im Galop voran dem Schloſſe zu, er liebte es nicht, im Schritte zu reiten, ſo blieb denn auf dem Heimwege Egon mit Lieschen allein, und er erhielt jetzt die erſehnte Gelegenheit, ſie offen zu fragen, weshalb ſie plötzlich ſo ſchweigſam geworden ſei, ob ſie ihm zürne und weshalb, er glaube ihr doch dazu keine Veranlaſſung gegeben zu haben.

Sie ſchaute bei ſeiner Frage ihn mit großen Augen erſtaunt an; ſehr ernſt ſagte ſie:

„Sie wiſſen nicht, weshalb ich Ihnen zürne. Sie haben alſo keine Ahnung davon, wie tief Ihre frevelhaften Worte mich verletzt haben? Ja, ich zürne Ihnen! Ich kann es Ihnen nicht verzeihen, daß Sie mit frivolem Spott ſich gegen das Heiligſte wenden. Heute Mittag habe ich Ihnen das ſchon geſagt! Sie ſind kein guter Menſch, Herr Pechmayer, ich fürchte mich faſt vor Ihnen!“

„Was habe ich denn gethan oder geſagt, um ſolchen herben Vorwurf gerade von Ihnen zu verdienen?“ fragte ihn beſtürzt.

„Sie wissen es nicht? Um so schlimmer! Sie haben dann nicht einmal ein Gefühl dafür, daß das, was Sie sagten, frevelhaft war! — Erinnern Sie sich nicht mehr Ihrer letzten Worte, die Sie hier auf dem Hügel, gerade hier auf dieser Stelle, sagten, unmittelbar ehe Sie dem Soliman den Hieb mit der Gerte gaben? — Sie sprachen aus, Sie würden den Soliman segnen, wenn er sich mit Ihnen in die reißende Oster stürze und Ihnen den Tod bringe; ja, Sie behaupteten, Sie hätten ein Recht, sich das Leben zu nehmen, es freiwillig durch eine Kugel oder auf andere Weise zu beenden!"

„Und deshalb zürnen Sie?" rief Egon erstaunt. „Habe ich etwa nicht das Recht, mein eigenes elendes Leben zu beenden, wenn es mir zu schwer wird, es zu ertragen?"

„Nein, Sie haben dies Recht nicht, und ein Frevel ist es, dies nur zu denken!" entgegnete Lieschen, mit ihren hellen, klaren Augen Egon recht ernst und vorwurfsvoll anschauend. „Ihre Worte haben mich tief empört. Gehört etwa viel Muth dazu, ein unerträgliches Leben durch die That eines Augenblicks zu beenden? Die jämmerlichsten Feiglinge beweisen diesen Muth, den Muth aber, dem Unglück die Stirne zu bieten, haben sie nicht. Feigheit, eine unwürdige Feigheit ist es, entsprungen aus verachtungswürdiger Charakterlosigkeit, sich zu flüchten vor dem Kampf mit dem Leben! Ich habe oft gehört, daß die Unglücklichen, die in der Verzweiflung sich selbst den Tod gaben, tief bedauert worden sind; ich aber habe niemals Mitleiden, nur Verachtung für sie fühlen können,

und ich begreife es nicht, wie ein Mann nur ein Wort der Entschuldigung oder gar der Rechtfertigung für solche Feigheit haben kann!"

Weder neu noch geistreich war das, was Lieschen sagte, und doch machten ihre einfachen Worte einen tiefen Eindruck auf Egon. Er hatte früher einmal eine gelehrte Abhandlung über das Recht zur Selbsttödtung gelesen, in welcher mit dem Aufgebot aller nur denkbaren Gründe der Beweis geführt wurde, daß der Selbstmord eine nur dem Wahnsinnigen zu verzeihende Sünde sei; die scharfsinnige, gelehrte Beweisführung hatte nur ein Lächeln auf seine Lippen gerufen, die wenigen einfachen Worte des jungen Mädchens aber machten ihn irre in der Anschauung, die er bisher gehabt hatte. Er mußte unwillkürlich an den wahren Pechmayer denken, das Bild des lächerlichen Menschen stieg vor ihm auf, er sah ihn wieder singend auf dem grünen Hügel am See knieen, dann sich plötzlich aufraffen und in's Wasser hinabspringen. Dann wechselte das Bild seiner Phantasie, von Wasser triefend stand Pechmayer vor ihm, die Hände ringend und ihn anflehend, er möge ihm sein elendes Leben durch einen Revolverschuß nehmen, er selbst wage die That nicht! Der Feigling hatte doch den Muth gehabt, in's Wasser zu springen! Gehörte wirklich mehr Muth dazu, ein trauriges Leben zu ertragen, als es durch einen Revolverschuß zu beenden? War es eine Feigheit, dem öden, langweiligen Leben zu entfliehen? — Nicht Mitleid, nur Verachtung fühlte Lieschen mit dem Selbstmörder. Sie ahnte nicht, daß sie mit ihrem harten Wort Egon selbst traf,

denn nur ein Zufall hatte es gefügt, daß er den Vorsatz noch nicht zur That hatte werden lassen. Er konnte ihr nicht in die klaren Augen schauen, er mußte den Blick senken, war es ihm doch, als müsse sie in seiner Seele lesen, was er gewollt.

Es war eine Charaktereigenthümlichkeit Egon's, daß er nur zu leicht sich der augenblicklich ihn beherrschenden Stimmung überließ, auch jetzt folgte er derselben, indem er nach kurzem Schweigen traurig sagte:

„Sie urtheilen sehr, sehr hart, aber vielleicht gerecht. Sie können nicht ahnen, wie tief Ihre Worte mich erschüttert haben. Ich verspreche Ihnen, ich will nachdenken über das, was Sie gesagt haben, nun aber bitte ich Sie, zürnen Sie mir nicht mehr. Ich kann es nicht ertragen, daß Sie so ernst und vorwurfsvoll mich anschauen. Ich will es versuchen, Sie nicht wieder durch unbedachte Worte, die Ihnen wie ein Spott auf das Heilige erscheinen, zu kränken; aber ich bitte Sie, haben Sie ein wenig Geduld mit mir. Sie haben ja versprochen, meine Lehrerin zu sein, eine Lehrerin aber darf nicht ungeduldig werden!"

„Spotten Sie schon wieder?" rief Lieschen erzürnt.

„Nein, wahrlich, ich schwöre es Ihnen zu, ich spotte nicht! Was ich heute Mittag halb im Scherz zu Ihnen sagte, wiederhole ich jetzt im vollen Ernst. Ich fühle es in tiefster Seele — heute zum ersten Male — daß in der trostlosen Oede meines bisherigen Lebens mein Herz erkrankt ist. Betrachten Sie mich als einen Kranken, und wenn etwa wider meinen Willen ein schlimmes Wort von mir Sie verletzt, dann zürnen Sie mir nicht, aber sprechen

Sie zu mir offen, ohne Rückhalt, wie Sie es soeben gethan haben. Tadeln Sie mich, schelten Sie mich aus, ich werde es Ihnen immer danken."

Lieschen schaute Ihren Begleiter mit zweifelhaftem Blicke an.

„Ich weiß gar nicht, was ich von Ihnen denken soll, Herr Pechmayer," erwiederte sie, das liebliche Köpfchen bedenklich schüttelnd. „In jedem Augenblick sind Sie ein Anderer. Vor wenigen Minuten noch ergossen Sie Ihren bösartigen Spott über das Heiligste, als Sie dann todesverachtend in wilder Tollkühnheit auf dem Soliman dem Flusse zujagten, fürchtete ich mich vor Ihnen, und jetzt plötzlich sprechen Sie so sanft und traurig, daß ich fast Ihnen glauben möchte. Da Sie weiter nichts von mir verlangen, als daß ich ohne Rückhalt Ihnen sagen soll, was ich denke, so kann ich auf Ihren Wunsch schon eingehen. Ich würde es thun auch ohne Ihre Bitte, denn ich sage immer, was ich denke, ich kann gar nicht anders."

8.

Während Egon mit Lieschen und Fritzchen den Spazierritt nach den Osterwiesen machte, ging Herr v. Osternau in seinem Wohnzimmer mit großen Schritten auf und nieder.

Er hatte von seinem Fenster aus gesehen, daß der alte Wenzel den Soliman sattelte, aber natürlich geglaubt, der Vetter Albrecht habe dies befohlen; er war in diesem Glauben bestärkt worden, als er Albrecht mit dem Reitknecht sprechen sah; auf den Gedanken, daß das wilde,

unbändige Thier für den Kandidaten Pechmayer bestimmt sei, war er gar nicht gekommen, er würde sonst sofort ein ernstes Veto eingelegt haben.

Erst in dem Augenblick, als Egon sich leicht in den Sattel schwang, hatte Herr v. Osternau erkannt, wer den Soliman reiten solle, da aber war es zu spät, dies zu verbieten, und im nächsten Moment schon war er ein Augenzeuge der wunderbaren Bändigung des wüthenden Thieres. Mit starren Augen hatte er dem merkwürdigen Vorgang zugeschaut, unwillkürlich hatte er einen Schreckensruf ausgestoßen und durch diesen auch Frau v. Osternau an's Fenster gerufen, auch sie hatte mit wahrer Todesangst den wilden Rundritt des Kandidaten um den Hof beobachtet, ihre Angst aber hatte sich in wortlose Bewunderung verwandelt, als sie sah, wie unerschütterlich fest der Reiter im Sattel saß, wie er den berüchtigten Kunststückchen Soliman's Trotz bot.

Sprachlos vor Staunen standen Herr und Frau v. Osternau am Fenster, erst als Egon mit Lieschen und Fritzchen über den Hof sprengte, fand Herr v. Osternau wieder Worte.

„Das übersteigt die Grenzen des Glaublichen!" sagte er. „Hätte ich es nicht mit meinen eigenen beiden Augen gesehen, dann würde ich meinen, es sei nicht möglich. Ein einfacher Kandidat, von dem man glauben sollte, er habe nie zuvor auf einem Pferde gesessen, reitet den Soliman! Und wie reitet er ihn! Dieser Mensch ist mir ein Räthsel. Wüßte ich es nicht durch die Empfehlung Deines alten Freundes Kramser, daß er wirklich ein Kan-

didat ist, ich würde es niemals glauben, es für ganz unmöglich halten. Er ist aus inneren Widersprüchen zusammengesetzt, in jedem Moment erscheint er anders. Als er Vormittags über den Hof dem Schloß zuschritt, als ich ihn zuerst erblickte, erschreckte er mich durch seine Häßlichkeit. Eine Vogelscheuche nannte ich ihn, eine Vogelscheuche hat ihn auch Lieschen genannt, als sie ihn zuerst sah, so unbegreiflich lächerlich erschien er uns, und nach wenigen Minuten schon hatte er mein Vorurtheil überwunden. Als er dort am Flügel saß, als ich seinem wunderbaren Spiel mit Entzücken lauschte, erschien er mir als ein von Gott begnadeter Künstler. Der Mensch kann kein gewöhnlicher Kandidat sein! So, wie er, kann ein Mensch, der niemals sich in vornehmen Kreisen hat bewegen können, nicht auftreten! Die gesellschaftlichen Formen müssen durch die Gewohnheit, in der Gesellschaft zu leben, erlernt werden. Erinnere Dich nur, wie er im Billardzimmer bei dem Streit mit dem Vetter Albrecht diesem entgegentrat. Wie ein Cavalier forderte er Genugthuung, wie ein Cavalier nahm er Albrecht's Ehrenerklärung entgegen. Er spricht englisch und französisch mit solcher Geläufigkeit und mit so reiner Aussprache, wie sie nur der beste Unterricht erzeugen kann, er spielt Klavier mit einer Fertigkeit, welche nur durch die besten Lehrer und durch langjährige eifrige Uebung erzeugt werden kann, er spielt Billard mit einer Meisterschaft, die fast Albrecht's Spottwort des professionsmäßigen Spieles berechtigt erscheinen ließe, und nun zeigt er sich gar als ein Reiter ersten Ranges. Ein Kunstreiter hätte nicht regelrechter

auf dem Soliman den Schulritt ausführen können. In der That, dieser Mensch ist mir ein unlösbares Räthsel!"

Herr v. Osternau war, während er zu seiner Frau sprach, im Zimmer auf und nieder gegangen, jetzt blieb er stehen und schaute Frau v. Osternau fragend an; als er keine andere Antwort als ein bestätigendes Kopfnicken erhielt, sagte er, seinen Spaziergang fortsetzend:

„Je mehr ich nachdenke, je unbegreiflicher wird es mir, daß Dein alter Freund Kramser uns gerade diesen Menschen hat empfehlen können, daß gerade er uns einen ihm in seinem ganzen Wesen so diametral entgegengesetzten jungen Mann zuweisen konnte, welcher dem Bilde, welches Kramser selbst in seinem an Dich gerichteten Briefe entwirft, in keiner Weise entspricht."

„Ich begreife es ebenso wenig," erwiederte Frau v. Osternau kleinlaut.

„Hol' doch Kramser's Brief. Wir wollen ihn noch einmal lesen, ob er uns irgend eine Andeutung zur Lösung des Räthsels gibt."

Frau v. Osternau ging an ihren Schreibsekretär und holte den Brief, auf den Wunsch ihres Gatten las sie laut:

„Hochwohlgeborene, hochverehrte gnädigste Frau!

Eine wahre Herzensfreude hat es mir gemacht, daß Sie sich meiner noch erinnern, daß Sie mir, nachdem so viele Jahre seit der glücklichen Jugendzeit vergangen sind, noch ein so großes Vertrauen bewahrt haben, wie es sich in Ihrem mich beglückenden Briefe ausspricht. Ich bin erfüllt vom innigsten Dankgefühl, daß es mir verstattet

ist, einer von mir so hochverehrten Dame einen kleinen Dienst leisten zu können.

Ich habe ernst und eifrig darüber nachgedacht, welchen meiner zahlreichen Schüler ich Ihnen, hochverehrte Frau, als Lehrer für Ihren Sohn empfehlen könnte, welcher alle die von Ihnen gewünschten Eigenschaften besitzen mag?

Sie verlangen einen jungen Mann, der die genügenden Kenntnisse besitzt, um einem Knaben von sechs Jahren den ersten Unterricht zu ertheilen, der zugleich musikalisch und befähigt ist, Klavierunterricht zu geben, womöglich auch Ihrem erwachsenen siebenzehnjährigen Fräulein Tochter. Sie wünschen endlich, daß der junge Mann sich nicht durch körperliche Schönheit auszeichne, ja, Sie wünschen sogar, daß er möglichst häßlich sei, damit Ihr Fräulein Tochter nicht etwa Wohlgefallen an der Gestalt des Lehrers finde.

Ich fühle mit der sorgsamen Mutter und habe deshalb mich umgeschaut unter meinen Schülern, und alle Diejenigen, welche durch körperliche Wohlgestalt sich auszeichneten, habe ich sogleich aus meiner Liste gestrichen; von denen, die übrig blieben, erfüllten wohl Alle die Anforderung an ihr Wissen, waren Alle befähigt, einem sechsjährigen Knaben den ersten Unterricht zu geben, aber nur Wenige musikalisch so durchgebildet, um einer jungen Dame Musikunterricht ertheilen zu können. Einen endlich, der früher mein Lieblingsschüler gewesen ist, habe ich gefunden, und ihn kann ich Ihnen, hochwohlgeborene, hochverehrte gnädige Frau, mit dem festen Vertrauen empfeh-

len, daß er Ihnen ein ergebener Diener, Ihrem Sohne ein treuer Lehrer sein werde.

Der Kandidat Gottlieb Pechmayer besitzt alle von Ihnen geforderten Eigenschaften im höchsten Maße. Er ist häßlich, aber in dem unschönen Körper wohnt eine fromme Seele, die stark ist im Glauben an den Herrn! In seinem weltlichen Wissen sind allerdings Lücken, aber es genügt vollständig für den Unterricht eines sechsjährigen Knaben, und seine musikalische Ausbildung übertrifft bei weitem die aller meiner übrigen Schüler. Er spielt vortrefflich Klavier und außerdem hat ihm der Herr die Gabe des Gesanges mit einer außerordentlich klangvollen Stimme gewährt.

Pechmayer hat etwa drei Jahre bereits als Hilfslehrer fungirt, seit einem Jahre unterrichtet er in Berlin an einer Knabenschule, und zwar, wie ich von dem Vorsteher der Schule gehört habe, mit treuer Gewissenhaftigkeit und gutem Erfolg. Von allen meinen Schülern ist er derjenige, den ich Ihnen, hochwohlgeborene, hochverehrte gnädige Frau, am meisten empfehlen kann.

Ich habe an Gottlieb Pechmayer geschrieben, er ist freudig bereit, das ihm angetragene ehrenvolle Amt unter den von Ihnen gestellten Bedingungen anzunehmen, kann dasselbe aber erst am 6. Juli antreten, da sein Schulvorsteher ihn nicht vor dem 3. Juli aus seiner jetzigen Stellung entlassen will. Wenn Sie, hochverehrte gnädige Frau, hiemit einverstanden sind, bitte ich, dies mir umgehend zu schreiben, es wird dann der Kandidat Gottlieb Pechmayer

am 6. Juli pünktlich sich Ihnen in Schloß Osternau vorstellen.

In vorzüglicher Verehrung Ihr stets dankbar ergebener

Kramser."

„Kann man einen größeren Widerspruch als den zwischen der Wirklichkeit und der Empfehlung Deines Freundes Kramser denken?" fragte Herr v. Osternau, als die Vorlesung des Briefes beendet war. „Begründet ist nur das Lob der musikalischen Ausbildung des Menschen, sonst stimmt nichts in dieser Empfehlung. Sein weltliches Wissen soll lückenhaft, aber genügend für den Unterricht eines sechsjährigen Knaben sein, dabei spricht er geläufig englisch und französisch! Er soll unbeholfen sein und bewegt sich in der Gesellschaft frei und unbefangen, wie ein Cavalier. Und endlich seine Häßlichkeit! Ja, häßlich erschien er, so lange er den entsetzlichen schwarzen Leibrock trug, aber seitdem er diesen abgeworfen hat, ist er ein anderer Mensch geworden. Ich begreife Deinen Freund Kramser nicht!"

Frau v. Osternau stimmte der Ansicht ihres Gatten vollständig zu. „Du hast Recht," sagte sie nachdenkend, „auch ich begreife ihn nicht; als heut' bei dem Streit mit dem Vetter Albrecht der junge Mann mit flammensprühenden Augen dem Vetter gegenüber stand, erschien er mir fast schön, und als ich ihn so stolz und kühn auf dem Soliman über den Hof sprengen sah, mußte ich ihn bewundern. Ich kann mich einer unbestimmten Sorge nicht erwehren. Es wäre doch schrecklich, wenn auch Lieschen

ihn bewunderte! Er hat Dir selbst angeboten, daß er Schloß Osternau verlassen wolle, um nicht Unfrieden in unsere Familie zu bringen, wie wäre es —"

„Sprich nicht weiter, Emma," unterbrach sie Herr v. Osternau, „davon, ihn jetzt zu entlassen, kann nach seinem Streit mit dem Vetter Albrecht nicht die Rede sein. Er hat sich bei dem unliebsamen Rencontre so korrekt benommen, daß es eine empörende Ungerechtigkeit wäre, ihn zu entlassen, nachdem ich erklärt habe, er müsse bleiben, bis er den Versuch gemacht habe, ob er sich zum Informator für unseren Knaben eigne."

„Aber Lieschen? Du hast früher oft geäußert, Du werdest Dich freuen, wenn der Vetter Albrecht und Lieschen einmal ein Paar würden, willst Du jetzt Deinem eigenen Wunsch entgegen handeln? Wenn Lieschen nun eine Neigung für den Kandidaten gewönne?"

„Das haben wir gewiß nicht zu fürchten," erwiederte Herr v. Osternau lächelnd. „Der kleine Tollkopf denkt noch nicht daran, sich zu verlieben, und was meinen früheren Wunsch anbelangt, so muß ich Dir gestehen, daß ich ihn kaum mehr habe. Er ist entstanden aus dem Wunsch, den Vetter für den Verlust des Majorats zu entschädigen, aber höher als diese Pflicht steht mir doch Lieschens Glück, und ich glaube, der Vetter ist nicht der Mann, um eine Frau glücklich zu machen. Es fehlt ihm an Kraft des Charakters. Er kann das wilde Residenzleben noch immer nicht vergessen, ich fürchte sogar, daß er bei seinen häufigen Besuchen in Berlin sein früheres Leben fortführt und daß er neue Schulden gemacht hat. Aber wozu zerbrechen wir

uns den Kopf über Sachen, die noch in weiter Zukunft liegen! Bis Lieschen daran denken kann, zu heirathen, wird es sich gewiß zeigen, ob der Vetter Albrecht die Jugendthorheiten überwunden hat und ob ich mit gutem Gewissen ihm mein Kind anvertrauen kann, bis dahin wollen wir uns darüber keine Sorgen machen, und auch darüber nicht, daß Herr Gottlieb Pechmayer unserem Kinde gefährlich werden könnte, denn daran ist ja gar nicht zu denken. Durch eine so thörichte Sorge werde ich mich niemals bewegen lassen, eine Ungerechtigkeit zu begehen und meinem Worte untreu zu werden. Ich leugne Dir nicht, es ist mir ein unbequemes Gefühl, daß ich mit meinem Urtheil über den seltsamen Menschen nicht in's Klare kommen kann, die Widersprüche in seiner Erscheinung und in seinem Wesen machen mich bedenklich, ich wünschte, wir hätten einen anderen Informator als ihn, selbst einen weniger gebildeten, unbeholfenen jungen Mann für unser Fritzchen gewonnen, aber da er einmal bei uns ist, da ich Pflichten gegen ihn übernommen habe, müssen diese erfüllt werden. Wir müssen dem Informator unseres Kindes die Achtung erweisen, welche Fritzchen für ihn fühlen soll, müssen ihn in unseren Familienkreis ziehen, damit er sich wohl bei uns fühle und mit Lust und Liebe sich Fritzchens annehme; dabei aber wollen wir ihn scharf beobachten, und zeigt es sich, daß er seine Pflicht nicht erfüllt, daß er den Unterricht vernachlässigt oder für denselben nicht befähigt ist, dann können wir nach dem mit ihm getroffenen Abkommen ihn jeder Zeit entlassen."

„Aber Lieschen —?"

„Wird von ihm Klavierstunden erhalten. Mache Dir deshalb keine unnöthigen Sorgen. Willst Du übervorsichtig sein, dann kannst Du ja Lieschens Musikstunden überwachen. Nothwendig ist es nicht, aber es wird Dich beruhigen, Du wirst Dich bald überzeugen, daß Herr Pechmayer unserem kleinen Springinsfeld ganz ungefährlich ist.“

Frau v. Osternau war nicht so unbesorgt, wie ihr Gatte; aber sie widersprach ihm nicht mehr, nur nahm sie sich vor, nicht nur bei den Musikstunden, sondern fortwährend auch beim täglichen Verkehr Lieschen und Herrn Pechmayer scharf zu beobachten. Es war ihr doch der Gedanke sehr unbehaglich, daß ihre Tochter für den Kandidaten ein wärmeres Gefühl gewinnen könnte als das, welches die Schülerin dem Lehrer widmen soll. Ihre Sorge wurde erhöht, als bald nach dem ernsten Gespräch, welches sie mit ihrem Gatten geführt hatte, Lieschen und Herr Pechmayer von ihrem Spazierritt zurückkehrten, und als sie vom Fenster aus sah, wie dienstbefliffen und cavaliermäßig der Kandidat Lieschen aus dem Sattel hob, als sie bemerken mußte, daß Lieschen ihm zum Abschiede mit einem ganz eigenen, lieblich freundlichen Lächeln die Hand gab. Es schien der Frau v. Osternau, als sei im Laufe weniger Stunden Lieschen vom fröhlichen unbefangenen Kinde plötzlich zur Jungfrau herangereift.

Fritzchen, der vorausgeritten war, aber einige Zeit gebraucht hatte, um sein liebes kleines Pferd in den Stall zu bringen und sich zu überzeugen, daß es gut gefüttert werde, stürmte jetzt in das Wohnzimmer. Er wußte der

Egon einlud, sich als ein Mitglied der Familie zu betrachten und nicht wieder auf eine Einladung zu warten, um Abends zum Thee zu erscheinen.

Für den Herrn Lieutenant v. Osternau war die folgende Stunde eine recht unangenehme Zeit. Bisher war er selbst in dem kleinen Familienkreise das belebende Element gewesen, er hatte gewissermaßen den Mittelpunkt der Unterhaltung gebildet, jetzt aber sah er sich plötzlich verdrängt durch den Kandidaten, der mit einer bei einem solchen Menschen ganz unbegreiflichen Sicherheit sich in dem neuen Kreise bewegte, der das gnädige Entgegenkommen des Herrn v. Osternau als etwas so Selbstverständliches hinnahm und sich dann so ruhig und unbefangen an der Unterhaltung betheiligte, als wenn er stets in so vornehmer Gesellschaft gelebt hätte.

Und doch, das mußte der Lieutenant sich mit Aerger selbst sagen, drängte sich der Kandidat nicht in den Vordergrund, er suchte die Unterhaltung nicht zu beherrschen; als diese sich naturgemäß auf seinen Bravourritt mit dem Soliman lenkte, war er in keiner Weise bemüht, sie zu seinen Gunsten auszubeuten, er lehnte im Gegentheil mit seiner Höflichkeit die seinem Muth und seiner Reitkunst gespendeten Lobeserhebungen ab und wußte geschickt das Gespräch von seiner Person abzulenken, indem er erzählte, wie interessant ihm die Arbeit der Heuernte gewesen sei, die er heut' zum ersten Male in der Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Er gab hiedurch Herrn v. Osternau Gelegenheit, sich recht eingehend über sein Lieblingsthema, die rationelle Landwirthschaft, zu äußern.

Wenn Herr v. Osternau über dies Thema sprechen konnte, pflegte er gern sich in ziemlich langen Vorträgen zu ergehen, heute aber erinnerte er sich, während er von der Lust der Arbeiter und Arbeiterinnen bei der Heuernte, von den fröhlichen Gesängen, durch welche die Mädchen beim Harken sich unterhielten, sprach, daß der Direktor Kramser in seinem Brief die schöne klangvolle Stimme des Lehrers Pechmayer besonders lobend erwähnt hatte; er unterbrach plötzlich seinen Vortrag mit der Bitte, Herr Pechmayer möge ihn doch durch den Gesang eines Liedes erfreuen.

Mit freundlicher Bereitwilligkeit ging Egon sofort auf den Wunsch des Herrn v. Osternau ein, er setzte sich an den Flügel und sich selbst begleitend sang er mit einer wirklich klangvollen Baritonstimme ein einfaches schönes Volkslied.

Mit wahrem Ingrimm beobachtete der Lieutenant die Wirkung, welche der Gesang auf alle Mitglieder der Familie ausübte. Frau v. Osternau, die es sich niemals nehmen ließ, am Theetisch die Pflichten der Hausfrau selbst zu erfüllen und die eben noch eifrig mit der Bereitung des Thee's beschäftigt gewesen war, ließ die Hände sinken, als die ersten mächtigen Töne erklangen, mit wahrer Andacht lauschte sie, mit starren Augen den Sänger ansehend. Herr v. Osternau saß still vor sich niederblickend regungslos in seinem Lehnstuhl, er wagte es nicht, sich zu bewegen, um nur keinen der wundervollen Töne zu verlieren. Lieschen aber beugte sich weit vorn über, ihr Auge strahlte, die kleine Hand drückte sie fest auf's Herz,

und als nun der letzte Ton verklungen war, als Egon vom Flügel aufstand und als Herr v. Osternau ihm die Hand drückte und ihm in warmen Worten dankte, da schaute sie mit einem eigenthümlich träumerischen Blick zu Egon auf, der seinen Platz am Theetisch wieder neben ihr einnahm. Sie sagte nichts, aber in dem einen Blick sprach sich ihr Dank und ihre Bewunderung inniger und wärmer als durch Worte aus.

„Herrlich! Wundervoll!“ rief jetzt Herr v. Osternau. „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Noch niemals habe ich das schöne Volkslied mit solchem Entzücken gehört; durch Ihren Gesang ist mir erst ein Verständniß für dasselbe aufgegangen. Sie haben nicht mit der Stimme, sondern mit dem Herzen gesungen, und deshalb drangen die Töne bezaubernd bis tief in's Herz hinein! Nur so, ohne alle musikalische Künstelei, ohne den leidigen Firlefanz der modernen Ausschmückung sollten immer unsere köstlichen Volkslieder gesungen werden, ihr Werth liegt ja in ihrer Einfachheit, in der tiefen Innigkeit des Gefühles.“

Egon verbeugte sich leicht, die anerkennenden, aus dem Herzen kommenden Worte des Herrn v. Osternau thaten ihm wohl, der Blick aber, mit welchem Lieschen zu ihm aufschaute, erfüllte ihn mit einem süßen Wonnerausch, der indessen schnell verflog, als auch der Lieutenant sich veranlaßt sah, seinen inneren Grimm zu verbeißen und ein paar lobende Worte zu sagen, um sein Verständniß für die Musik zu erweisen. Das Lob aus diesem Munde ernüchterte Egon, er hätte es gern mit einer scharfen Be-

merkung zurückgewiesen, aber aus Rücksicht für Herrn v. Osternau schwieg er. Es war ihm sehr angenehm, als weitere Bemerkungen über seinen Gesang dadurch unterbrochen wurden, daß der alte Hildebrandt die soeben von der Station Mirbach eingetroffene Posttasche brachte.

Herr v. Osternau öffnete die Tasche, sie enthielt außer den Zeitungen nur zwei Briefe, von denen einer an Herrn v. Osternau selbst, der andere an den Herrn Kandidaten Gottlieb Pechmayer zu Schloß Osternau bei Mirbach gerichtet war.

„Schon ein Brief an Sie, Herr Pechmayer," sagte Herr v. Osternau, Egon das Schreiben überreichend.

Egon zögerte, den Brief, der nicht an ihn gerichtet sein konnte, zu nehmen; er hatte ja kein Recht auf denselben und doch durfte er ihn nicht zurückweisen, er durfte ja nicht bekennen, daß der Brief nicht für ihn bestimmt sei; deshalb nahm er nach kurzem Besinnen das Schreiben.

„Lassen Sie sich nicht stören, Herr Pechmayer, lesen Sie Ihren Brief," fuhr Herr v. Osternau freundlich fort. „Auf dem Lande hat ein ankommender Brief eine ganz andere Bedeutung, als in der Großstadt. Wir leben hier einsam, abgeschlossen von der Welt, nur durch Briefe verkehren wir mit ihr, bleiben wir in Verbindung mit unseren Freunden; da fühlen wir denn natürlich den Drang, jeden ankommenden Brief so schnell wie möglich zu öffnen und zu lesen. Hieher nach Schloß Osternau kommt die Posttasche immer erst des Abends; sie trifft regelmäßig ein, während wir am Theetisch sitzen, da erhält dann jedes Mitglied unseres kleinen Kreises die etwa für ihn ein-

laufenden Briefe, sie werden sofort geöffnet und gelesen und oft geben sie uns den Stoff zu einer anregenden Unterhaltung, in die eine Abwechslung durch die von außen her zu uns dringenden Nachrichten gebracht wird. Ich bitte Sie, lesen Sie Ihren Brief, ich werde Ihnen dadurch mit gutem Beispiel voran gehen, daß ich den meinigen lese, während meine Frau, der Vetter Albrecht und Lieschen einen Blick in die neuen Zeitungen werfen."

Er öffnete bei diesen Worten das Couvert des für ihn bestimmten Briefes, in dessen Inhalt er bald so vertieft war, daß er gar nicht auf Egon achtete, der statt seinen Brief zu lesen, diesen uneröffnet in die Brusttasche steckte.

Es war ein langes Schreiben, welches Herr v. Osternau erhalten hatte, und eine geraume Zeit verging, ehe er mit dem Lesen zu Ende war; während dieser Zeit ruhte am Theetisch die Unterhaltung, der Lieutenant und Frau v. Osternau durchflogen die neu angekommenen Zeitungen, auch Lieschen hatte ein Blatt derselben genommen, aber ihr Blick flog über dasselbe fort, sie las nicht, es war ihr unmöglich, sich zur Aufmerksamkeit zu zwingen, denn noch immer ertönte in ihrem Ohr die Melodie des schönen Volksliedes.

„Das ist ein sehr merkwürdiger, unerquicklicher Brief vom Onkel Sastrow," sagte nach einer langen Pause Herr v. Osternau, sich zu seiner Gattin wendend. „Der Onkel fordert mich auf, Bertha Massenburg zu einem längeren Aufenthalt bei uns in Schloß Osternau einzuladen, und ich werde kaum umhin können, seinem Wunsche Folge zu leisten."

Egon, der während Herr v. Osternau seinen Brief las, sich ungestört dem Nachdenken darüber, was er mit dem an Gottlieb Pechmayer gerichteten Schreiben beginnen solle, überlassen hatte, fuhr plötzlich aus seinem Sinnen auf, als der Name Bertha Massenburg an sein Ohr tönte. Mit einem Blick, in welchem sich seine hochgespannte Aufmerksamkeit aussprach, schaute er Herrn v. Osternau an, der fortfuhr:

„Es sind da in Berlin unangenehme Dinge passirt, ein Familienskandal, der auch uns berührt, denn wenn auch nur entfernt, so sind wir doch immerhin mit den Massenburgs verwandt, und darauf stützt sich der Onkel Sastrow. Bertha muß dem Gerede der Leute durch einen längeren Aufenthalt in einer entfernten Gegend entzogen werden, das beste Asyl finde sie bei uns, meint der Onkel, und er fordert mich deshalb auf, ihm möglichst umgehend eine Einladung zu schicken."

„Was ist denn geschehen?" fragte Frau v. Osternau.

„Eine häßliche, unangenehme Geschichte. Es ist am besten, ich lese Dir den Brief des Onkel Sastrow ganz und gar vor. Er lautet: Mein lieber Fritz —"

Egon erhob sich, als Herr v. Osternau mit der Vorlesung des Briefes begann. Wie hochgespannt auch seine Neugier war, so wollte er sich doch keiner Indiskretion schuldig machen. Herr v. Osternau hatte offenbar vergessen, daß heute an seinem Tisch ein Fremder als Gast saß, der kein Recht hatte, in die Geheimnisse der Familie eingeweiht zu werden. Egon wollte sich deshalb zurückziehen; aber Herr v. Osternau winkte ihm freundlich zu, sitzen zu bleiben.

„Ich achte Ihre Diskretion, Herr Pechmayer," sagte er, „aber ich bitte Sie, bleiben Sie ruhig bei uns. Der Brief, den ich vorlesen werde, enthält allerdings eine unangenehme Familienangelegenheit, die aber leider kein Geheimniß bleiben, sondern im Gegentheil der Gegenstand eines öffentlichen Skandals werden wird. Die Entfernungen verschwinden jetzt, ein Skandal, der in Berlin in der Gesellschaft beklatscht wird, dringt in unglaublich kurzer Zeit auch in unsere Gegend und wird ein beliebter Unterhaltungsgegenstand. Da Bertha v. Massenburg zu uns kommen wird, verfolgt sie unzweifelhaft der Skandal, an welchem sie ganz unschuldig ist, hieher; auf allen unseren Nachbargütern wird man in kürzester Zeit von Bertha und ihrer unglückseligen Verlobung sprechen, übertriebene falsche Gerüchte werden sich verbreiten und bald von anderer Seite her erzählt werden. Da ist es besser, Sie erfahren aus erster und bester Quelle die wirkliche Wahrheit, zumal da Sie ja fortan in gewisser Beziehung zu unserer Familie gehören. Sie können dann mit gutem Gewissen mir und dem Vetter Albrecht in dem Bemühen beistehen, der Verbreitung falscher Gerüchte und der Entstellung der Thatsachen entgegenzutreten. Ich werde deshalb den Brief in Ihrer Gegenwart vorlesen. Er lautet also:

Mein lieber Fritz!

Es muß eine gewichtige Veranlassung sein, die mich alten philisterhaften Mann veranlassen kann, jetzt mitten in der Nacht noch am Schreibtisch zu sitzen, Dir eine lange Epistel zu schreiben und diese morgen mit dem Frühesten

nach dem schlesischen Bahnhof zu tragen, damit Du jedenfalls am Abend schon im Besitz dieses Briefes Dich befindest! Ja, eine gewichtige Veranlassung ist es, der Wunsch, einen leider nicht vermeidlichen Familienskandal in seinen Folgen so viel wie möglich abzuschwächen.

Ich will keine lange Vorrede machen, sondern Dir die häßliche Geschichte genau so erzählen, wie sie ist, sie betrifft natürlich unseren Vetter Massenburg; von wem in unserer Familie sollte auch sonst wohl ein Skandal ausgehen?

Du hast bei Werner v. Massenburg selbst genug Geld verloren und kennst ihn daher, wenn auch nicht so genau, wie ich ihn leider kenne. Daß er sich in steter Geldverlegenheit befindet, versteht sich bei ihm von selbst, daß er aber den Versuch machen würde, durch den Verkauf — ich kann keinen anderen Ausdruck gebrauchen — durch den Verkauf seiner Tochter sich aus der Verlegenheit zu befreien, hätte selbst ich ihm nicht zugetraut, obgleich ich niemals eine hohe Achtung vor ihm gehabt habe, und doch verhält sich die Sache leider so.

Vor ungefähr vierzehn Tagen kam Werner zu mir und theilte mir mit, daß er beabsichtige, Bertha mit einem eminent reichen jungen Manne, dem Doktor Egon v. Ernau, dem Sohne des geheimen Kommerzienraths v. Ernau zu verloben. Mit dem Vater sei die Sache bereits abgemacht, und wie dieser erklärt habe, werde auch sein Sohn nichts gegen eine solche Heirath einwenden. Es komme daher nur darauf an, den Doktor v. Ernau und Bertha zusammenzuführen und ihre Bekanntschaft zu vermitteln,

keit geerbt, die sich allerdings in anderer Weise als beim Vater zeigt. Er gefällt sich darin, nichts auf das Urtheil der Welt zu geben, gleichgiltig gegen Lob und Tadel, gefühllos gegen äußere Ehren zu erscheinen. Alle Vergnügungen, jeden Genuß, den der Reichthum gewähren kann, hat er bis zur Hefe ausgekostet, und nun ist er blasirt im höchsten Grade. Ueberzeugt von seiner Unübertrefflichkeit verachtet er alle übrigen Menschenkinder und behandelt sie hiernach. Er ist ein Mensch von Talent, aber ohne Charakter, vor Allem fehlt ihm die Selbstbeherrschung!

Daß ein solcher Mensch nicht geeignet ist, eine Frau zu beglücken, liegt wohl auf der Hand; ich hielt es deshalb für meine Pflicht, vor der Entscheidung noch einmal mit dem Vetter Massenburg ernst zu sprechen, aber es war zu spät, er konnte nicht mehr zurück, selbst wenn er gewollt hätte. Er hatte sich schon in feste, bindende Verpflichtungen gegen den Geheimrath Ernau eingelassen, die Verlobung war, wenn auch noch nicht proklamirt, doch schon allgemein bekannt. Geheimrath v. Ernau hatte allen seinen Freunden an der Börse erzählt, in den nächsten Tagen werde die Verlobung seines Sohnes, des Doktors, mit dem altadeligen Fräulein Bertha v. Massenburg durch ein großes Fest gefeiert werden, und auch Werner war so unvorsichtig gewesen, auf viele Anfragen bejahend zu antworten. Die Verlobung war bereits ein öffentliches Geheimniß, über welches in den Gesellschaften der Aristokratie, sowohl des Geldes als des Blutes, viel gesprochen wurde. Man bedauerte das arme Mädchen, welches einem

herzlosen, eiteln, blasirten Wüstling geopfert werden sollte. Werner v. Massenburg mußte im Club manche anzügliche Bemerkung über die Verbindung alter Geschlechter mit dem Kaufmannsadel anhören, aber er blieb fest bei seinem Vorsatz; das allgemeine Gerede bewirkte nur, daß er die möglichste Beschleunigung der öffentlichen Verlobung wünschte. Da auch der Geheimrath v. Ernau damit einverstanden war, wurde verabredet, Herr Doktor Egon v. Ernau solle gestern mir seine Visite abstatten und dann von mir zu einem Abendbesuch eingeladen werden; unmittelbar nach der ersten Vorstellung der jungen Leute solle bei einem großen Gartenfest, welches der Geheimrath in seiner Villa arrangiren wollte, die Verlobung feierlich proklamirt werden.

Es war mir sehr unangenehm, daß in meinem Hause sich die Vorbereitung zu einer meinen Wünschen so wenig entsprechenden Verbindung abspielen sollten; aber ich mußte nothgedrungen meine Einwilligung geben, that es jedoch nur unter der Bedingung, daß ich unmittelbar nach Bertha's Ankunft mit ihr sprechen und ihr das Bedenkliche der ganzen Sache vorstellen dürfe. Weigere sie sich, auf die Pläne ihres Vaters einzugehen, dann dürfe, so erklärte ich, in meinem Hause kein Zwang auf sie ausgeübt werden; ich würde dann den jungen Ernau nicht empfangen.

Gestern Morgen in aller Frühe, der Kurierzug von Königsberg kommt um sechs Uhr hier in Berlin an, erwartete ich Bertha auf dem Bahnhof. Ich erkannte sie, als sie aus dem Eisenbahnwagen stieg, zuerst nicht, ich hatte sie ja mehrere Jahre nicht gesehen und sie war in-

zwiſchen von einem niedlichen kleinen Backfiſch zur gr
eleganten Dame herangewachſen. Sie aber erkannte
augenblicklich, flog mir an den Hals, nannte mich li
Onkel und Du, kurz ſie war ſo liebenswürdig und reiz
daß ſie augenblicklich mein Herz gewann. Ich hiel
daher um ſo mehr für meine Pflicht, ſie vor der unſel
Verbindung zu warnen.

Ich that es ſchon unterwegs, als wir vom Bah
nach Haus fuhren. Wir waren allein und auf dem w
Wege hatte ich ja hinreichende Zeit, um recht einge
mit ihr zu ſprechen.

Zu meinem größten Staunen fand ich, daß ſie
keinen Widerwillen gegen die ihr aufgedrungene Ver
dung zeigte, ſie hatte ohne irgend ein Widerſtreben il
Vater geſchrieben, daß ſie bereit ſei, dem Herrn v. E
ihre Hand zu reichen. Auch meine keineswegs ſchmei
hafte Schilderung des jungen Mannes vermochte ſi
ihrem Entſchluß nicht wankend zu machen. Mit ei
kühlen Gleichmuth, der mir bei einem ſo jungen Mäi
geradezu unnatürlich erſchien, erklärte ſie, daß die Fe
welche nach meiner Schilderung der Doktor v. Ernau
ſitze, von allen jungen reichen Männern, die das Leben
noſſen hätten, getheilt würden, ſie fürchte ſich vor
ſelben nicht. Jedenfalls ſei nach Allem, was ſie von
gehört habe, Egon v. Ernau ein Mann von Ehre,
geiſtreicher und zugleich ein ſehr reicher junger Mann
verzeihe ſie ihm gern kleine Fehler, die übrigens im L
der Zeit ſich wohl abſchleifen würden. Sie habe bi
im Hauſe ihrer Tante Maſſenburg in einer traurigen

hängigkeit gelebt und sehne sich nach Freiheit. Auch einem weniger ausgezeichneten Bewerber würde sie ihre Hand nicht versagt haben, um nur aus ihrem bisherigen trostlosen Leben erlöst zu werden.

Nach der Lebendigkeit und Herzlichkeit, mit welcher Bertha mich begrüßt hatte, war ich nicht darauf vorbereitet, bei ihr eine so kühle, geschäftsmäßige Auffassung zu finden, ich sagte ihr dies, sie aber erwiederte mir lächelnd, sie sei zu alt — sie ist neunzehn Jahre alt! — um sich noch Illusionen über ein geträumtes Liebesglück hinzugeben, ein solches finde man ja nur noch in Romanen, im reellen Leben müsse ein armes Fräulein aus altadeliger Familie mit der Wirklichkeit rechnen und die Vernunft walten lassen. Eine bessere Parthie, als die von ihrem Vater für sie gewünschte, werde sie nie finden, und da sie gar keine Lust habe, eine alte Jungfer zu werden, werde sie die Thorheit, ein solches Glück zurückzuweisen, nicht begehen.

Etwas verstimmt ließ ich den unerquicklichen Gesprächsgegenstand fallen, Bertha erschien mir nicht mehr so reizend, wie zuvor; die nüchterne Verständigkeit, die kühle Berechnung, welche in ihren Worten lag, machten auf mich einen unangenehmen Eindruck, aber dieser verschwand bald wieder, als ich mit ihr von ihrem Vater sprach. Sie zeigte eine so aufrichtige Freude darüber, daß sie ihn aus der drückenden Verlegenheit, in welcher er sich befinde, befreien könne, daß er wieder in den Genuß der Einkünfte des Majorats kommen werde, und es sprach sich in dieser Freude ein so warmes Gefühl, eine solche Liebe für den Vater aus, daß

ich bald wieder ganz mit ihr versöhnt war. Und meiner Frau erging es ebenso, auch ihr Herz gewann Bertha im Sturme, auch sie fühlte sich, als beim Frühstück das Gespräch auf Egon v. Ernau kam, ebenso verletzt wie ich durch Bertha's, ich möchte fast sagen cynische Lebensanschauung, aber auch bei ihr war die Mißstimmung nur eine vorübergehende, Bertha besiegte sie schnell wieder durch ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit.

Mit Bangen erwartete ich den Besuch des Herrn Doktor v. Ernau; gegen zwölf Uhr, so hatte Werner v. Massenburg mir gemeldet, werde der junge Herr mir seine Visite machen, aber er kam nicht; Stunden lang wartete ich vergeblich, dann kam statt seiner Nachmittags gegen vier Uhr Werner selbst. Bertha flog ihm an den Hals, sie war entzückend in ihrer innigen Freude, den Vater wieder zu sehen, in dem Augenblick erschien sie mir wie ein wunderliebliches Kind, so unbefangen, so natürlich war die Zärtlichkeit, mit welcher sie den Vater liebkoste.

Du kennst Werner; er verdient solche Liebe nicht, hat auch kein Gefühl dafür. Ich glaube ein schönes Rennpferd ist ihm mehr an das Herz gewachsen, als seine reizende Tochter, deren Liebkosungen ihm offenbar unbequem waren, er ließ sie sich eben nur gefallen, ohne sie zu erwiedern, nur einen kalten Kuß drückte er auf Bertha's Stirn, dann sagte er mir, er müsse mich allein sprechen.

Und nun, als wir in meinem Zimmer allein waren, brach das Gewitter, dessen Wolken auf seiner Stirn gelegen hatten, mit Donner und Blitz los, er wetterte und fluchte, er sprach davon, daß er sich eine Kugel durch den

Kopf schießen müsse, und erst als er eine ganze Weile getobt hatte, konnte ich von ihm erfahren, was ihn denn eigentlich so wüthend mache.

Die Sache war allerdings schlimm genug, sein gehoffter Schwiegersohn war plötzlich verschwunden und hiedurch der schöne Plan, auf welchen er alle seine Hoffnungen gesetzt hatte, rettungslos zerstört.

Der Geheimrath v. Ernau war seiner Gewohnheit gemäß gegen acht Uhr Morgens aufgestanden, sehr gegen seine Gewohnheit fühlte er das Bedürfniß, heute das Frühstück in Gesellschaft seines Sohnes einzunehmen, um sich mit diesem über die Arrangements zu dem bevorstehenden Verlobungsfest zu besprechen, er ließ deshalb Herrn Egon ersuchen, zu ihm zu kommen. Nach kaum fünf Minuten kehrte der ausgesendete Diener in Begleitung von Egon's Kammerdiener zurück und dieser meldete, der junge Herr sei heute Nacht gar nicht nach Haus gekommen, sein Bett sei unberührt, auf seinem Schreibtisch aber habe ein versiegelter Brief, adressirt: „An meinen Vater", gelegen. Den Brief übergab der Kammerdiener dem Geheimrath.

Der Geheimrath erbrach, wie er selbst sagte, mit zitternder Hand, erfüllt von bangen Ahnungen, das Siegel — ob es aber wahr ist, daß seine Hand gezittert habe, ist sehr fraglich. Der Brief enthielt nur die wenigen Worte: „Leb' wohl! Egon!"

„Er hat sich das Leben genommen!" rief der Geheimrath, er eilte nach Egon's Zimmern, in Gemeinschaft mit dem Kammerdiener durchsuchte er sie, ob sich vielleicht noch irgend ein Schriftstück zur Erklärung des lakonischen

Briefes vorfinden möge. Ein Schriftstück fand sich nicht, wohl aber manche Andeutung, welche darauf hinwies, daß wohl der Verdacht begründet sein möge, den der Geheimrath durch die Worte: „Er hat sich das Leben genommen," ausgesprochen hatte.

Verreist konnte Egon nicht sein; zu einer Reise hätte er doch jedenfalls sich von dem Kammerdiener wenigstens die nothwendigste Wäsche und einige Kleidungsstücke in einen Reisekoffer packen lassen, wie er es immer gethan hatte, wenn er eine kleine Vergnügungsreise antreten wollte; heute war seine Wäsche unberührt, die Reisetasche lag wohlverwahrt an dem bestimmten Orte, von den Kleidungsstücken fehlten nur diejenigen, welche Egon trug; dagegen aber fehlte ein kostbarer Revolver, Egon's Lieblingswaffe. Eine andere nicht minder bezeichnende Andeutung gab ein Zeitungsblatt, welches mit anderen Zeitungen im Wohnzimmer auf dem Tische neben dem Sopha lag. Egon hatte die Angewohnheit, in den Zeitungen solche Stellen, welche ihn besonders interessirten, blau anzustreichen, um sie später, wenn er sie vielleicht noch einmal lesen wollte, leicht wieder zu finden; er las deshalb stets mit dem Blaustift in der Hand.

In dem Zeitungsblatt, welches auf dem Sophatische lag, war eine Stelle blau angestrichen, sie enthielt eine kurze Notiz, daß ein bekannter junger Bankier durch einen sicheren Schuß in das Herz sich das Leben genommen habe.

Durch diese blau angestrichene Zeitungsnotiz wurde der Geheimrath noch mehr in der Ueberzeugung, daß sein Sohn einen Selbstmord begangen habe, bestärkt. Er hatte

sich bisher niemals viel um seinen Sohn bekümmert, ihm niemals eine besondere Liebe gezeigt, ja ihn oft Wochen lang kaum gesehen — Vater und Sohn lebten nicht miteinander, sondern nebeneinander, jetzt plötzlich spielte der Geheimrath den zärtlichen, auf das Tiefste bekümmerten Vater. Er erging sich in lauten Klagen über das schreckliche Ende seines theuern, hoffnungsvollen Sohnes, er machte sich bittere Vorwürfe darüber, daß er selbst ihn in den Tod getrieben habe. Nur in der Verzweiflung darüber, daß er ein ungeliebtes Mädchen heirathen solle, sei Egon zu dem entsetzlichen Entschluß gekommen, sich der bevorstehenden Verlobung durch einen Schuß in's Herz zu entziehen. —

Seinen Klagen gab der Geheimrath die größte Oeffentlichkeit, er gefiel sich in der Rolle des zärtlichen, verzweifelten Vaters; er spielte sie vor seinen Dienern und im Comptoir vor seinen Buchhaltern und Disponenten. Vergeblich suchten diese ihn zu beruhigen, vergeblich stellten sie ihm vor, daß noch durchaus kein Beweis für eine so traurige Annahme vorliege, vergeblich theilte ihm auch der Kassier mit, der Herr Doktor v. Ernau habe gestern an der Kasse die Summe von zwanzigtausend Mark erhoben, dies würde er doch keinenfalls gethan haben, wenn er mit Gedanken an einen Selbstmord umgegangen wäre — der Geheimrath blieb dabei, sein Sohn habe sich erschossen, gerade die Erhebung der zwanzigtausend Mark sei ein neuer Beweis dafür. Vor seinem Tode habe Egon noch alle etwaigen Verpflichtungen ausgleichen wollen, deshalb habe er sich das Geld zahlen lassen.

Nur um ſeiner Eitelkeit Genüge zu leiſten, ſo meinte Werner v. Maſſenburg, habe der Geheimrath ſo laut und jämmerlich geklagt. Seine Eitelkeit habe ihn getrieben, Aufſehen zu erregen um jeden Preis, in den Zeitungen genannt, der Gegenſtand des öffentlichen Intereſſes zu werden, deshalb habe er ſchon um neun Uhr ſich in ſeine Equipage geworfen und ſei umhergefahren bei allen ſeinen Bekannten, Allen habe er dieſelbe Scene vorgeſpielt, Allen mit tiefer Verzweiflung erzählt, die unglückſelige bevorſtehende Verlobung habe Egon in den Tod getrieben. So ſei dann ſchon Mittags an der Börſe von nichts als von dem Selbſtmord des jungen Ernau und von der Veranlaſſung zu demſelben geſprochen worden, und von der Börſe habe ſich mit unglaublicher Schnelligkeit ſtrahlenförmig das Gerücht über die ganze Stadt verbreitet. Erſt vor einer Stunde ſei es Werner ſelbſt durch einen Bekannten zugetragen worden, er ſei ſofort zu dem Geheimrath geeilt, zwiſchen dieſem und ihm ſei es zu einer heftigen Scene gekommen. Der Geheimrath habe in ſeinem gemachten, komödiantenhaft zur Schau getragenen Schmerz die unſelige projektirte Verlobung verwünſcht und Werner heftige Vorwürfe gemacht, die natürlich nicht ohne herbe Entgegnung geblieben ſeien, bis endlich der Geheimrath wüthend erklärt habe, wenn wirklich noch ſeine ſchwache Hoffnung ſich erfülle, wenn Egon noch lebe, ſo ſolle doch dieſe verhaßte Verlobung niemals ſtattfinden.

Dies war der Inhalt von Werner's oft durch Wuthausbrüche unterbrochener Erzählung, er fluchte den Ernaus, Vater und Sohn, in ſeinem bodenloſen Egoismus klagte

er sogar Bertha an, daß sie ihn durch ihr allzu williges Eingehen auf seine Pläne in diese abscheuliche Lage gebracht habe. Ihr Ruf werde durch den Skandal, der jetzt schon stadtbekannt sei, vernichtet, in den nächsten Tagen würden in allen Gesellschaftskreisen die Namen Ernau und Massenburg mit giftigem Hohn genannt, würde die Geschichte vom Selbstmorde des jungen Ernau mit gehässigen Ausschmückungen entstellt erzählt werden.

Ich suchte Werner zu beruhigen, aber es gelang mir nicht, er verließ mich endlich, indem er mir den Auftrag ertheilte, Bertha mit dem unseligen Vorfall bekannt zu machen.

Es war eine unangenehme Aufgabe, aber sie machte mir weniger Schwierigkeiten, als ich geglaubt hatte. Bertha nahm sehr ruhig und gefaßt das Geschehene als unabänderlich hin, nur darüber sprach sie ihr Bedauern aus, daß ihr armer Vater in seinen theuersten Hoffnungen getäuscht worden sei. Als meine Frau sich erbittert über den jungen Ernau aussprach, zuckte sie die Achseln. „Er thut mir leid," sagte sie in einem Tone, in welchem sich ebenso viel Verachtung als Mitleid aussprach. „Er gehört zu den vielen unglücklichen Schwächlingen, welche im Reichthum aufgewachsen, jede Kraft des Charakters, jede Widerstandsfähigkeit gegen das Schicksal verlieren. Daß er als ein Feigling aus dem Leben scheidet, statt als ein Mann dem Willen des Vaters entgegenzutreten, ist wohl mehr ein Unglück, als eine Schuld."

Ich war sehr zufrieden, daß sie so leicht sich in das Unabänderliche fügte, und ich hoffte, Werner's Furcht, daß

aus dem unglücklichen Vorfall ein Bertha's Ruf vernichtender Skandal sich entwickeln könne, werde sich als unbegründet erweisen. Der heutige Tag aber hat mir leider die Ueberzeugung vom Gegentheil gebracht.

Der Familienskandal steht in voller Blüthe! Mit unbegreiflicher Schnelligkeit ist die ganze Geschichte stadtbekannt geworden, heute bringt sie schon eine Morgenzeitung in aller Ausführlichkeit und natürlich versehen mit gehässigen Ausschmückungen. Es wird angedeutet, Herr Egon v. Ernau sei das Opfer der gemeinen Geldspekulation einer hochadeligen Familie; Fräulein B. v. M. habe gewußt, daß er ein armes bürgerliches Mädchen liebe, sei aber trotzdem nicht zurückgetreten, weil sie den reichen Freier nicht habe verlieren wollen. Herr E. v. E. habe sich durch seinen Vater aus Liebe zu diesem verleiten lassen, seine Einwilligung zu der Verlobung zu geben, in der Hoffnung, Fräulein v. M. werde seine Hand zurückweisen, wenn sie erfahre, daß er eine Andere liebe. In dieser Hoffnung getäuscht, habe er in der Verzweiflung zum Revolver gegriffen.

Obgleich alle Welt weiß, wie wenig glaubwürdig solche romantische, der Phantasie von Zeitungsreportern entsprungene Geschichten sind, glaubt sie doch alle Welt, davon habe ich im Laufe des heutigen Tages leider schon den Beweis bekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Sieben Millionen.

Novelle

von

Max Ring.

1.

(Nachdruck verboten.)

Das beliebte Ostseebad mit seinem herrlichen Strand und der schönen waldigen Umgebung war, wie alljährlich, so auch in diesem Sommer von Gästen überfüllt, die theils wirklich Heilung ihrer Leiden und Kräftigung, theils nur Zerstreuung und Vergnügen suchten. Letztere drängten sich in den großen Hotels und Pensionen zusammen, welche, an den günstigsten Punkten errichtet, alle Annehmlichkeiten boten, die man füglicherweise fern von den Großstädten erwarten konnte. Wem es dagegen um Erholung, um Ruhe und Zurückgezogenheit zu thun war, der fand kleine, reinliche und nicht zu theure Wohnungen in den zahlreichen weitzerstreuten Häuschen der Fischer, die sämmtlich ihre besten Zimmer an die Badegäste vermietheten.

In eines dieser Fischerhäuschen, das etwas abseits am Rande des Buchenwaldes gelegen und von dem aus man eine entzückende Fernsicht auf das Meer genoß, war vor wenigen Tagen der Ingenieur-Offizier Kurt v. Bergen eingezogen. Anhaltender nervöser Kopfschmerz hatte ihn

gezwungen, zu seiner Wiederherstellung einen längeren Urlaub zu nehmen, und da weder seine bescheidenen Mittel, noch sein leidender Zustand ihm gestatteten, an den rauschenden Vergnügungen der vornehmen Badewelt Theil zu nehmen, so hatte er mit Absicht jenes etwas abgelegene Häuschen zur Wohnung gewählt, wo er unbemerkt und unbeachtet ganz seinen Neigungen und Bedürfnissen leben konnte. Bei ihm befand sich seine Mutter, die verwittwete Frau Major v. Bergen, eine würdige, nur etwas auf ihren alten Adel, ihre ehrenwerthe Familie und besonders auf ihren trefflichen Sohn stolze Dame, welche die ihr auferlegten Einschränkungen und den Mangel an passender Gesellschaft nur schwer ertrug. Indessen bekam der Genuß der frischen Seeluft und der Gebrauch der stärkenden Bäder dem leidenden Offizier so gut, daß er sich in kurzer Zeit zusehends erholte.

In demselben Maße aber, wie sein Gesundheitszustand sich günstiger gestaltete, drang die Frau Major in Kurt, die bisher von ihm gemiedene Gesellschaft aufzusuchen und sich unter den anwesenden Badegästen nach einem standesgemäßen Umgang umzusehen.

„An Deiner Stelle," sagte sie eines Morgens beim Frühstück in dem vor der Thüre gelegenen Gärtchen, „würde ich heute einmal nach dem Kurhaus gehen."

„Wozu?" versetzte Kurt. „Ich weiß nicht, was ich dort thun soll."

„Mein Gott! Du wirst da einen oder den anderen Kameraden finden und Dich unterhalten können. Wie ich aus den Badelisten ersehen habe, sind mehrere adelige

Familien hier, denen man sich vorstellen und anschließen kann."

„Du weißt, daß ich kein sonderlicher Freund von solchen Badebekanntschaften bin, die sich meist nicht der Mühe lohnen. Die Ruhe thut mir wohl und ich fürchte, daß mein Kopfschmerz wiederkehrt, wenn ich mich in der Gesellschaft aufrege."

„Der Sanitätsrath," entgegnete sie mit der ihr eigenen Hartnäckigkeit, „hat Dir eine kleine Zerstreuung keineswegs verboten, sondern sogar sehr empfohlen."

„Daran fehlt es mir auch nicht. Ich bade, promenire täglich einige Stunden im Walde und am Strand, lese, zeichne, rudere im Boot unseres Wirthes auf das Meer hinaus, so daß die Zeit mir schnell genug vergeht. Ich habe nur den einzigen Wunsch: so lange als möglich allein zu bleiben und von keinem Menschen gestört zu werden."

Damit war jedoch die Mutter nicht einverstanden, sondern bot ihre ganze weibliche Beredtsamkeit auf, ihren menschenscheuen Sohn zu bekehren und ihn von der Nothwendigkeit und den Annehmlichkeiten einer passenden Gesellschaft zu überzeugen.

„Ein junger Offizier," sagte sie, indem sie sich eine frische Tasse Kaffee einschenkte, „darf sich nicht von der Welt zurückziehen und nicht wie ein Einsiedler leben. Wenn Du nirgends hingehst und keine Bekanntschaften suchst, wirst Du auch niemals Dein Glück machen. Mit Deiner Figur, Deinem Namen und Deinen Verdiensten hättest Du schon längst eine glänzende Parthie —"

„Liebe Mama!" unterbrach sie Kurt mißmuthig. „Ich

muß Dich dringend bitten, mich mit Deinen Heirathsplänen zu verschonen, die mir, wie Du weißt, durchaus zuwider sind."

Zugleich erhob er sich, um alle weitere Erörterungen abzuschneiden, und schlug den Weg nach dem nahen Wald ein.

Trotz seines Widerwillens gegen alle derartige Zumuthungen war Kurt keineswegs ein Menschenfeind, noch weniger ein Verächter weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit, sondern nur ein zu ernster und gediegener Charakter, um Gefallen an der gewöhnlichen Badegesellschaft zu finden, eine zu ideale Natur, um die Ansichten seiner praktischen Mutter zu theilen, die in einer reichen Heirath das höchste Glück für ihn sah.

Dazu kamen noch andere gewichtige Gründe, um Kurt in seinen einsiedlerischen Neigungen zu bestärken. Als Offizier ohne Vermögen kannte er nur zu gut das glänzende Elend seines Standes und die unter der schimmernden Außenseite sich verbergende Misère eines armen Lieutenants. Seine kleine Gage und die mäßige Pension einer Majorswittwe reichten kaum für die nothwendigsten Bedürfnisse und den Unterhalt seiner bei Verwandten untergebrachten unmündigen Geschwister hin.

Unter solchen Verhältnissen blieb ihm nichts übrig, als sich, um nicht leichtsinnig Schulden machen zu müssen, so sehr als möglich einzuschränken und allen Vergnügungen zu entsagen, unbekümmert darum, daß er sich dadurch dem Ruf eines misanthropischen Sonderlings, eines ungeselligen Hypochonders aussetzte. Seit einiger Zeit dachte er sogar

ernstlich daran, eine andere, minder glänzende, aber einträglichere Laufbahn einzuschlagen und als Civil-Ingenieur oder Techniker seine bedeutenden mathematischen und physikalischen Kenntnisse zu verwerthen.

Wenn Kurt noch schwankte und zögerte, seinen Abschied zu nehmen, so hielt ihn lediglich die Rücksicht auf seine Mutter zurück, welche mit ganzer Seele an den adelig-militärischen Traditionen ihrer Familie hing.

In Gedanken versunken ging Kurt jetzt durch den schönen Wald, ohne auf seine Umgebung zu achten, als ihn plötzlich das laute Wiehern trabender Pferde aus diesen ernsten Betrachtungen riß. Indem er sich unwillkürlich umwendete, bemerkte er zwischen den Stämmen der hohen Buchen eine Cavalcade eleganter Herren und Damen, unter denen er einen früheren Kriegsgefährten, den Grafen Bodo v. Randau, erkannte.

In seiner augenblicklichen Stimmung war ihm die Begegnung mit dem eleganten, vom Glück begünstigten Gardehusaren um so weniger angenehm, als dieser sich in größerer Gesellschaft befand. Aus diesem Grunde wollte auch Kurt mit flüchtigem Gruß vorübereilen, als der laute Zuruf des Grafen ihn nöthigte, stehen zu bleiben, um nicht unhöflich zu erscheinen.

„Guten Tag, Bergen, alter Freund! Schon lange hier?"

„Seit drei Wochen."

„Und ich seit vier Tagen. Wie geht es denn mit Ihrer Gesundheit?"

„Danke, so ziemlich. Und Ihnen?"

„Süperb! Bin nur zu meinem Vergnügen im Bade, amüsire mich kostbar. Famose Gesellschaft, charmante Damen. Will Sie gleich bekannt machen und vorstellen: mein Vetter, Rittergutsbesitzer v. Reibnitz auf Hannow — meine schöne Cousine mit reizender Schwester, Fräulein v. Fallerstein — Legationssekretär v. Rohr, großer Diplomat und künftiger Reichskanzler — Hauptmann v. Faldern — Herr v. Wolkwitz und hier Kamerad v. Bergen, Premierlieutenant vom Genie und selbst Genie," fügte der Graf hinzu, laut über seinen eigenen Witz lachend.

Kurt verneigte sich vorschriftsmäßig und wechselte die üblichen höflichen Redensarten mit den ihm gleichgiltigen Herren und den ihn ebensowenig interessirenden Damen.

„Aeußerst angenehm gewesen," sagte der Graf, sich von ihm verabschiedend. „Müssen uns beeilen, damit wir nicht zu spät zur Table d'hôte kommen. Sehen Sie doch Abends im Kurhause wieder? Apropos! Künftige Woche große Reunion, habe das Arrangement übernommen. Adel aus der ganzen Umgegend, Kameraden aus Stettin und Swinemünde anwesend. Regimentsmusik, brillante Ueberraschungen, wahres Zauberfest. Rechnen natürlich auf Sie."

„Ich bedaure," erwiederte Kurt, „da ich mich noch zu angegriffen fühle und mich schonen muß."

„Entschuldigungen gelten nicht! Dürfen nicht fehlen, flotte Tänzer stark begehrt. Wird Ihnen nicht schaden, müssen sich herausreißen, werden sonst zum Hypochonder, wozu ja schon Anlage vorhanden. Also auf Wiedersehen!"

Die unwillkommene Begegnung hatte Kurt's Verstimmung noch vermehrt und seine Laune wurde wo möglich

noch schlechter, als ihn die Mutter bei seiner Rückkehr mit der unerwarteten Nachricht empfing, daß die Wirthin während seiner Abwesenheit die andere, größere und bisher leer stehende Hälfte ihres Häuschens an eine neuangekommene Familie vermiethet habe.

„Das ist mir wirklich sehr unangenehm," sagte er verdrießlich. „Ich hatte gehofft, daß wir bis zu unserer Abreise allein bleiben würden."

„Wenn man nur wenigstens wüßte," meinte die Frau Major, „wer die Leute sind und ob man mit ihnen verkehren kann?"

„Das ist mir gleichgiltig. Wir werden am besten thun, wenn wir uns darum nicht kümmern und von den Fremden so wenig als möglich Notiz nehmen."

Nichtsdestoweniger beeilte sich die Mutter, die alte Fischerfrau aufzusuchen, um die gewünschten Erkundigungen einzuziehen. Leider entsprach die erhaltene Auskunft nicht ihren Erwartungen, da, wie sie zu ihrem Bedauern erfuhr, die neuen Miether nur drei bürgerliche Damen, eine Frau Oberamtmann Grund aus Oberschlesien mit ihrer Nichte und Gesellschafterin waren.

„Keine Gesellschaft für uns," bemerkte die anspruchsvolle Frau Major. „Landpomeranzen aus Oberpodolien, wo, wie Dein seliger Vater zu sagen pflegte, die Füchse einander gute Nacht sagen. Ich bin auch dafür, daß wir die Leute ignoriren."

Da die Fremden diesen Wunsch zu theilen schienen und fast noch ängstlicher als Kurt und seine Mutter jede vertrauliche Berührung mit ihren Hausbewohnern ver-

mieden, so beschränkte sich der ganze gegenseitige Verkehr nur auf die unvermeidliche höfliche, aber kalte Begrüßung, wenn man einander auf dem Flur oder in dem gemeinschaftlichen Gärtchen vor der Thür zufällig begegnete.

Dennoch konnte selbst die kritische Frau Major nicht in Abrede stellen, daß die drei Damen bei aller Einfachheit ihrer Toiletten und Bescheidenheit in ihrem Auftreten feine Manieren, etwas Distinguirtes hatten, wogegen dem Lieutenant ihr reservirtes Wesen und ihre Zurückhaltung besonders sympathisch war.

Auch machte die kleine, behäbige Frau Oberamtmann mit dem runden, freundlichen Apfelgesicht den Eindruck einer höchst ehrenwerthen, augenscheinlich gut situirten, dabei anspruchslosen und gemüthlichen Matrone. Dagegen war ihre Nichte, Fräulein Marie Richter, eine interessante, imponirende Erscheinung von schlanker, hoher Figur, mit scharfen, geistvollen Zügen, deren durchdringende graublaue Augen einen nicht gewöhnlichen Verstand, gepaart mit einem starken Selbstbewußtsein und einer fast männlichen Energie, verriethen.

Um so weiblicher, sanfter und anmuthiger erschien ihre Gesellschafterin, Flora Engel, die ihren Namen in der That verdiente; eine zarte, ätherische Blondine mit milden Taubenaugen und rosig angehauchten Wangen, bescheiden und schüchtern wie ein Märzveilchen, von einem sinnigen, fast schwermüthigen Ernst umschwebt, der ihr einen eigenen melancholischen Reiz verlieh.

Aber weder die interessante Nichte, noch die liebenswürdige Gesellschafterin fanden die gebührende Beachtung

von Seiten des hypochondrischen Lieutenants, der mit höflicher Gleichgiltigkeit an ihnen vorüberging, bis ein unerwarteter Zufall die Annäherung vermittelte und eine nähere Bekanntschaft zwischen den alten und neuen Bewohnern des einsamen Fischerhauses herbeiführte.

Einige Tage nach der Ankunft der fremden Damen machte Kurt seinen gewöhnlichen Spaziergang in den Wald, wieder in Gedanken versunken und von der Sorge um die Zukunft gequält. Während er sich ernstlicher als je mit der Idee, seinen Abschied zu fordern, beschäftigte, war es ihm, als ob er in der Ferne seinen Namen laut rufen hörte.

Ueberrascht blieb Kurt stehen, um zu lauschen. Da er aber nichts mehr vernahm und trotz seiner scharfen Augen kein menschliches Wesen entdeckte, glaubte er sich getäuscht zu haben. Schon wollte er weiter gehen, als sich der ängstliche Ruf noch deutlicher und dringender wiederholte.

Hastig eilte er nun in der Richtung fort, aus welcher er den Ruf vernommen, in den Wald hinein. Zu seinen Füßen lag eine jener zerrissenen, schwer zugänglichen Waldschluchten, in denen sich ein mit der Gegend nicht bekannter Wanderer leicht verirren kann. Kurt stutzte von Neuem, da er sich nicht denken konnte, daß ein ihm Bekannter in diesem unwegsamen Abgrund freiwillig weilte.

„Herr v. Bergen!“ tönte es jetzt zum dritten Male ganz deutlich in seiner Nähe. Jetzt war kein Zweifel mehr möglich.

„Ich komme!“ rief er laut.

Das war aber leichter gesagt, als gethan, da er von der Höhe, auf der er sich befand, nicht ohne Gefahr in die Tiefe gelangen konnte, ein so ausgezeichneter Turner er auch war. Bald an einem starken Baumstamm sich festhaltend, bald an einen schwanken Ast sich klammernd, gelangte er endlich an dem steilen, mit glatten Fichtennadeln bestreuten und dadurch schlüpfrigen Abhang hinab, bis er unten festen Boden faßte.

Erst jetzt bemerkte er zwei junge Damen, die sich auf dem Wege durch den Wald verirrt hatten und von ihren fruchtlosen Anstrengungen, den richtigen Weg wiederzufinden, erschöpft, der Verzweiflung nahe waren.

„Mein Gott!" rief Kurt überrascht, als er seine beiden Nachbarinnen, die energische Richte und die schüchterne Gesellschafterin der Frau Oberamtmann Grund erkannte. „Wie kommen die Damen hieher?"

„Wir wollten," versetzte Fräulein Richter, „eine Parthie nach dem wegen seiner schönen Aussicht berühmten Golm machen und haben uns dabei verirrt."

„Das wundert mich nicht; Sie sind statt geradeaus zu weit links gegangen und in die sogenannte Wolfsgrube gerathen."

„Welches Glück, daß Flora Sie gleich gesehen und erkannt hat."

Kurt richtete den Blick unwillkürlich auf die erröthende Gesellschafterin.

„Wenn Sie gestatten, werde ich die Damen führen und auf den Golm begleiten," sagte er.

„Sie sind zu gütig, aber das können wir nicht an-

nehmen. Wenn Sie uns nur aus der Schlucht heraushelfen und uns auf den rechten Weg bringen wollen."

„Sehr gerne!" entgegnete er etwas empfindlich. „Ich fürchtete nur, daß Ihnen ein neuer Unfall zustoßen und Sie sich leicht wieder verirren könnten. Wenn Ihnen aber meine Gesellschaft lästig ist —"

„Wie können Sie glauben! Wir wollten nur nicht den Herrn Lieutenant bemühen —"

„Im Gegentheil," fügte die Gesellschafterin hinzu, „es wird uns sehr angenehm sein, wenn Sie uns begleiten wollen."

Nicht ohne Schwierigkeiten und Hindernisse von mancherlei Art gelang es Kurt, der durch häufige Ausflüge mit der ganzen Umgebung vertraut war, den Ausgang aus der tiefen Schlucht zu finden und die Damen auf einen zwar gangbaren, aber doch beschwerlichen Pfad zu bringen, so daß diese sich genöthigt sahen, öfters seinen Beistand anzunehmen.

Bald mußte er der Einen, bald der Anderen seine Hand reichen und seinen kräftigen Arm als Stütze anbieten. Besonders bedurfte die schwächere und zaghaftere Flora seiner Hilfe.

Natürlich konnte es unter diesen Umständen nicht ausbleiben, daß man sich gegenseitig näher trat, wodurch die frühere Zurückhaltung nach und nach schwand. Es entwickelte sich eine lebhafte Unterhaltung, an der sich vorzugsweise die interessante Nichte betheiligte, während die bescheidene Gesellschafterin, wie dies ihre Stellung mit sich bringen mochte, sich nur selten in das Gespräch mischte.

Das liebliche Köpfchen zur Erde gesenkt, hörte sie mit sichtlicher Theilnahme Kurt's Mittheilungen aus dem letzten Feldzug, und ihre sanften, seelenvollen Augen leuchteten von Begeisterung und innigem Mitgefühl bei seiner Schilderung der Schlacht von Sedan, wo er, von einer feindlichen Kugel getroffen, jene Wunde erhalten hatte, die sein immer noch nicht ganz gehobenes Nervenleiden mit verschuldet.

Ebenso sehr interessirten ihn die Berichte der Damen über ihre oberschlesische Heimath, besonders über die großartigen Bergwerke, Kohlengruben, Zink- und Eisenhütten, deren Bedeutung ihm Flora mit bewunderungswürdiger Sachkenntniß und Einsicht auseinandersetzte, so daß er den Wunsch nicht unterdrücken konnte, diesen gewöhnlich so wenig beachteten Theil der Monarchie kennen zu lernen.

„Das sollten Sie nur thun," sagte sie freundlich, „schon um sich zu überzeugen, daß meine arme Heimath besser ist, als ihr Ruf —"

„Und daß ihre Bewohner," setzte Fräulein Richter sarkastisch hinzu, „keine wilden Barbaren sind."

„Daran zweifle ich nicht," erwiederte Kurt, „nach Allem, was ich heute von Ihnen erfahren habe."

Unter angenehmen Gesprächen näherten sich die Wanderer allmählig ihrem Ziel. Mit jedem Schritt wurde der Weg schöner und romantischer. Zu beiden Seiten standen mächtige Eichen und kräftige Buchen, die mit lichten Birken und dunklen Fichten malerisch abwechselten. Durch das Laub der verschlungenen Zweige stahl sich das gedämpfte Licht der Sonne und spielte auf dem Boden,

der mit zartem Moos, zierlichen Farrnwedeln, feinen Gräsern und duftenden bunten Waldblumen wie mit einem Teppich bedeckt war.

In solcher Umgebung und in so angenehmer Gesellschaft vergaß auch Kurt seine Sorgen und überließ sich seiner natürlichen Heiterkeit. Erst leise, dann lauter stimmte er das herrliche Lied „An den Wald" von Mendelssohn mit kräftigem Bariton an, und unwillkürlich begleiteten ihn die Damen, mit hellem Sopran und melodischem Alt einfallend.

So zogen sie fröhlich durch den grünen Wald, bis sie die Spitze des Golm erreichten, der in der That eine herrliche Aussicht bot und reichlich die überstandenen Gefahren und Anstrengungen lohnte.

Vor ihren Blicken lag das leicht bewegte Meer, im hellen Sonnenschein erglänzend, nach Norden unbegrenzt sich ausdehnend, während östlich und westlich sich die liebliche Küstenlandschaft mit ihren weißen Dünen und grünen Hügeln mit malerischen Fischerdörfern in wechselnder Beleuchtung zeigte.

Der gemeinsame Genuß der herrlichen Aussicht erhöhte noch die durch das kleine Abenteuer hervorgerufene vertrauliche Stimmung, und je länger Kurt mit den beiden Damen in dieser Weise verkehrte, desto besser gefielen ihm dieselben.

„Wer hätte das denken sollen," sagte Fräulein Richter nach längerer Pause, „daß wir heute mit Ihnen einen so angenehmen Tag verleben würden, wofür wir dem Herrn Lieutenant so vielen Dank schuldig sind."

„Nicht mir," erwiederte Kurt, „sondern dem Zufall müssen Sie danken."

„Das heißt: den Dank, Dame, begehr' ich nicht."

„Um des Himmels willen! Wie können Sie so schlecht von mir denken? Womit hab' ich einen solchen Vorwurf verdient?"

„Durch Ihre bisherige Unfreundlichkeit," versetzte sie, sich an seiner Verlegenheit ergötzend. „Können Sie leugnen, daß Sie sich absichtlich von uns fern hielten und uns so viel als möglich zu ignoriren suchten?"

„Wenn ich ehrlich sein soll, so muß ich allerdings zugeben, daß es mir anfänglich nicht angenehm war, neue Nachbarschaft zu erhalten, da ich die Einsamkeit liebe —"

„Und Sie uns für einfältige oberschlesische Landpomeranzen hielten, deren Bekanntschaft sich nicht der Mühe lohnte. Der Herr Lieutenant v. Bergen waren zu stolz, sich zu uns herabzulassen."

„Sie thun mir Unrecht, wenn ich auch einräume, daß ich kein Freund von gewöhnlichen Badebekanntschaften bin und lieber allein bleibe, als mit gleichgiltigen Menschen verkehre."

„Das begreife ich vollkommen," sagte die stille Gesellschafterin.

„Dann darf ich wohl auch hoffen," erwiederte Kurt mit einem dankbaren Blick auf das holde Mädchen, „daß Sie mir vergeben und nicht länger zürnen."

„Gewiß!" entgegnete sie, ihm wie zur Bekräftigung ihre Hand reichend, die er länger festhielt, als gerade nöthig war.

„Diesmal," fügte Fräulein Richter scherzend hinzu, „wollen wir Ihnen verzeihen und in Betracht Ihrer heutigen Verdienste Gnade für Recht ergehen lassen."

Wie gewöhnlich trugen diese offenen Bekenntnisse nur dazu bei, das beiderseitige Wohlgefallen an einander zu erhöhen, so daß Kurt mit den liebenswürdigen Damen die angenehmsten Stunden auf dem Golm verlebte. Unter der Veranda der auf der Höhe befindlichen Restauration saß die kleine heitere Gesellschaft und stärkte sich für den Rückweg mit einem bescheidenen Imbiß, der mit anregenden Gesprächen und fröhlichen Scherzen gewürzt wurde.

Im Fluge schwand die Zeit dahin, bis die Uhr unerbittlich zum Aufbruch mahnte.

„Wir müssen uns beeilen," sagte das Fräulein, „daß wir nach Hause kommen, sonst ängstigt sich die Tante."

„Wie schade," seufzte Flora, „daß wir schon gehen müssen. Der schöne Tag wird mir unvergeßlich bleiben."

2.

An einem der nächstfolgenden Tage saß Graf Randau nach beendeter Table d'hôte vor dem Kurhause mit seinem Vetter v. Reibnitz, gegen seine Gewohnheit in ernstes Nachsinnen versunken und den Rauch der Cigarre stillschweigend in die Luft blasend.

„So nachdenklich," bemerkte der sich langweilende Gutsbesitzer. „Du machst ja heute ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. Ich möchte nur wissen, was mit Dir los ist?"

„Kuriose Geschichte!" murmelte Bodo, sich die Stirn

reibend. „Habe da einen sonderbaren Brief von meinem Alten bekommen."

„Wahrscheinlich väterliche Ermahnungen wegen verschiedener unbezahlter Wechsel. Das muß man sich nicht so sehr zu Gemüth nehmen. Der Alte ist auch einmal jung gewesen und wird Dich nicht stecken lassen. Im Nothfall schieße ich Dir vor, so viel Du brauchst."

„Danke, mein Junge! Handelt sich diesmal nicht um Schulden, sondern um Parthie. Soll hier im Bade, wie mir Papa schreibt, eine reiche Erbin angekommen sein, mehrfache Millionärin, Besitzerin einer fürstlichen Herrschaft mit großen Kohlen-, Galmei- und Eisengruben und mit einer Revenue von wenigstens dreimalhunderttausend Thalern."

„Alle Wetter! Das läßt man sich gefallen. Wie heißt denn der Goldfisch?"

„Fräulein Marie Richter aus Oberschlesien."

„Der Name ist mir nicht bekannt. Dein Papa muß sich wohl geirrt haben."

„Ist nicht möglich. Schreibt mir ausführlich, daß sich junge Dame unter dem Schutze alter Tante, der Frau Oberamtmann Grund, hier aufhält. In solchen Dingen ist der Alte stets gut informirt und exakt."

„Hast Du schon in der Badeliste nachgesehen?"

„Natürlich! War das Erste, was ich that. Stehen aber noch nicht drinn, müssen wohl nicht angemeldet sein."

„Dann brauchst Du nur den Doktor zu fragen; der weiß es sicher, wenn eine Millionärin angekommen ist."

Dieser Rath war offenbar praktisch und der Graf be-

eilte sich, den während der Saison ebenfalls im Kurhaus speisenden Sanitätsrath Brüstlein, den Typus eines geschäftigen Badearztes und die lebendige Chronik der Gesellschaft, auszuforschen.

„Bester Doktor! Kann ich Sie einen Augenblick allein sprechen?"

„Mit vielem Vergnügen, Herr Graf! Womit kann ich Ihnen dienen? Was fehlt Ihnen? Kongestionen nach dem Kopfe, Ohrenbrausen, Schwindel, Herzklopfen, Brustbeklemmungen? Das hat nichts zu sagen. Sie müssen nur morgen das Bad aussetzen und statt des schweren Port ein leichtes Moselchen bei Tisch trinken."

„Danke für Ihren Rath," versetzte Bodo lachend. „Bin aber kerngesund. Wollte nur mich bei Ihnen erkundigen, ob Sie junge Dame kennen, Fräulein Marie Richter mit Tante, Frau Oberamtmann Grund aus Oberschlesien."

„Ich habe die Ehre," erwiederte der Sanitätsrath, mit wichtiger, geheimnißvoller Miene eine Prise aus seiner goldenen Dose nehmend. „Charmante Familie, höchst respektabel, mir von Geheimrath F. in Berlin besonders empfohlen."

„Würden mich verpflichten, wenn Sie mir Genaueres über die Leute mittheilen wollten. Alter Freund meines Vaters interessirt sich für die Damen."

„Ich stehe dem Herrn Grafen gern zu Diensten. Unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit will ich Ihnen anvertrauen, daß das Fräulein, die einzige Tochter des verstorbenen Gruben- und Hüttenbesitzers Richter, von Ihrem Vater ein Vermögen von sechs bis sieben Millionen Thalern geerbt haben soll."

„Aeußerst anständig," entgegnete der Graf mit geheuchelter Gleichgiltigkeit. „Fragt sich nur, ob junge Dame auch in der Gesellschaft präsentabel und kein Monstrum ist."

„Im Gegentheil! Eine höchst interessante Erscheinung, fein gebildet und voll Geist."

„Ist mir lieb zu hören. Aber Tante gewiß alter Drache —"

„Gott behüte!" versetzte der Doktor eifrig. „Eine vorzügliche Dame, die beste Seele, bescheiden und anspruchslos. Uebrigens ist das Fräulein mündig und viel zu selbstständig, um sich von ihrer Tante beherrschen zu lassen."

„Um so besser! Wollte nur noch fragen, wo Damen wohnen?"

„Bei dem Fischer Schielke in dem kleinen Hause, wo sich der Herr Lieutenant v. Bergen mit seiner Mutter einquartiert hat."

„Wie!" rief Bodo unangenehm überrascht. „Lieutenant v. Bergen!"

„Die Wohnung," entschuldigte der Sanitätsrath, „ist allerdings ein wenig abgelegen und beschränkt, aber die Damen lieben die Ruhe und wünschen, wie sie mir sagten, inkognito zu bleiben. Sonst hätten sie ja selbstverständlich die schönste Villa miethen können."

„Ist doch sonderbar!" versetzte der Graf nachdenklich. „Scheinen einen eigenen Geschmack zu haben. Bin Ihnen, bester Doktor, für Ihre interessanten Mittheilungen sehr verbunden."

„Gerne geschehen! Nur möchte ich den Herrn Grafen

um Diskretion bitten. Sie wissen, daß ein Arzt verschwiegen sein muß."

„Verstehe! Können sich auf mich verlassen; stumm wie das Grab!"

Nachdem sich der gefällige Sanitätsrath zurückgezogen, versank der Graf von Neuem in ein so tiefes Brüten, daß er darüber seine Cigarre ausgehen ließ und wieder anzuzünden vergaß.

„Nun?" fragte ihn der neugierige Gutsbesitzer. „Was hast Du von dem Sanitätsrath erfahren?"

„Alles in schönster Ordnung; junge Dame siebenfache Millionärin. Was sagst Du dazu, Vetter?"

„Wenn der Doktor nicht flunkert, würde ich an Deiner Stelle mit beiden Händen zugreifen. Sieben Millionen sind kein Pappenstiel; um den Preis kann man schon ein Auge zudrücken und vom Stammbaum absehen."

„Ganz meine Ansicht! Alter Adel und neues Geld passen zusammen. Müssen mit der Zeit fortschreiten und alberne Vorurtheile fahren lassen, wenn Nothwendigkeit da ist. Können das Geld gut brauchen. Papa schlechter Wirth, Majorat verschuldet. Weiß nur nicht, wie es anfangen? Kann doch nicht mit der Thür in's Haus fallen, und ohne Weiteres sagen, daß ich Fräulein heirathen will?"

„Du mußt allerdings vorsichtig operiren und erst unter einem plausiblen Vorwand die Bekanntschaft zu machen suchen."

„Ist nicht so leicht, wie man denkt; will reiflich überlegt sein. Solche Mädchen haben Prätension, um ihrer selbst willen geliebt zu werden. Merken Absicht und sind

verstimmt. Habe einen Gedanken. Werde Kamerad Bergen aufsuchen, der in einem Hause mit den Damen wohnt; soll mich bei Ihnen einführen. Werden sich geehrt, höchst geschmeichelt fühlen, wenn ich erscheine und persönlich zur Reunion einlade."

„Nicht so übel," versetzte Herr v. Reibnitz. „Ich fürchte nur, daß Bergen den Braten riecht und Dir einen Strich durch die Rechnung macht, wenn er erst erfährt, welch ein Goldfischchen in seinem Hause wohnt."

„Werde doch nicht so dumm sein und ihm die Geschichte auf die Nase binden. Habe auch sonst keine Bange vor Bergen; guter Kerl, aber Philister, Damen gegenüber zu schüchtern; sentimentaler Schmachter, bin ihm über und schlage ihn um drei Pferdelängen. Darf aber keine Zeit verlieren, will gleich Terrain sondiren und Attake machen, immer wie alter Ziethen aus dem Busch."

Mit diesem löblichen Vorsatz begab sich der Graf ohne Zögern nach seinem im Kurhaus gelegenen Zimmer, wo er mit Hilfe seines Dieners sorgfältig Toilette machte. So erschien der Graf in der bescheidenen Wohnung des Lieutenants, der nicht wenig von dem unerwarteten Besuch überrascht war.

„Kann nicht unterlassen," sagte der vornehme Gast, „alten Kameraden im Vorbeigehen zu besuchen und Frau Majorin pflichtschuldigst zu begrüßen."

„Sie sind wirklich zu liebenswürdig, Herr Graf!" versetzte die geschmeichelte Dame. „Kurt hat mir schon erzählt, daß Sie ihn getroffen und so freundlich waren, ihn zur nächsten Reunion aufzufordern."

„Hoffe, daß gnädige Frau uns auch die Ehre geben werden."

„Mit dem größten Vergnügen, wenn Kurt theilnehmen sollte."

„Zweifle nicht daran. Ausgezeichnete Gesellschaft. Elite der Badegesellschaft, Adel aus der Umgegend. Werden sich Alle freuen, Frau Majorin kennen zu lernen, besonders Vetter Reibnitz und Cousine Mathilde."

„Ich habe schon längst gewünscht, die Gesellschaft zu sehen, aber Kurt war bisher zu leidend. Wir leben hier wie Einsiedler und verkehren mit keinem Menschen außer unseren Nachbarinnen, einigen oberschlesischen Damen, die zwar bürgerlich, aber ganz nette Leute sind."

„Habe von Sanitätsrath Brüstlein viel Gutes von den Damen gehört," erwiederte Bodo, die ihm gebotene Gelegenheit geschickt benutzend. „Eine Frau Oberamtmann Grund und deren Nichte; sollen höchst respektabel sein. Habe Absicht, sie ebenfalls zur Reunion einzuladen. Was meinen Sie, Kamerad? Wird ihnen gewiß sehr angenehm sein."

„Das kann ich nicht wissen," entgegnete Kurt, der bisher stillgeschwiegen. „Sie müssen die Damen schon selbst fragen."

„Versteht sich. Wollte Sie nur ersuchen, mich ihnen vorzustellen. Sind doch zu Hause und sprechbar?"

„Wenn ich nicht irre," bemerkte die Frau Major, ohne die Antwort des Sohnes abzuwarten, „so sitzen die Damen im Garten unter ihrem Zelt; sie werden sich jedenfalls sehr freuen, wenn der Herr Graf sie zur Reunion auffordert."

Selbstverständlich war Graf Randau dazu sogleich bereit, so daß Kurt sich gezwungen sah, ihn nach dem kleinen Garten zu geleiten und ihn den keines solchen Ueberfalles gewärtigen Damen vorzustellen, mit denen er ebenso wie seine Mutter seit jener gemeinschaftlichen Parthie auf den Golm in näherem freundschaftlichen Verkehr stand.

Nach den üblichen Begrüßungen und den hergebrachten höflichen Redensarten brachte der Graf mit der ihm eigenen liebenswürdigen Süffisance seine Einladung vor, von der jedoch die Damen zu seiner großen Verwunderung keineswegs so entzückt waren, wie er mit Bestimmtheit erwartete.

„Wir sind," sagte die Frau Oberamtmann ruhig, „dem Herrn Grafen für seine Aufmerksamkeit sehr verbunden, aber Sie müssen uns entschuldigen, da wir nicht —"

„Dürfen mir keinen Refus geben," unterbrach er sie lebhaft, „mich nicht unglücklich machen."

„Ich überlasse Alles meiner Nichte; sie kann thun, was sie will. Wenn es ihr Vergnügen macht, die Reunion zu besuchen, so habe ich nichts dagegen."

„Dann rechne ich darauf, daß gnädiges Fräulein mir keinen Korb geben werden."

„Ich weiß nicht," versetzte die junge Dame, einen schalkhaften Blick mit ihrer Gesellschafterin wechselnd, „ob wir Ihre freundliche Einladung annehmen dürfen. Wir sind hier fremd und fürchten, auf der Reunion sitzen zu bleiben und als Mauerblümchen zu figuriren."

„Lächerlich! Gebe mein Wort, daß Sie mit Engagements förmlich bestürmt werden. Ich selbst und Kamerad v. Bergen werden uns glücklich schätzen —"

„Wie!“ sagte das Fräulein überrascht. „Herr v. Bergen will die Reunion besuchen?“

„Natürlich!“ versetzte die Frau Major. „Ich gehe mit meinem Sohn hin.“

„Das ist etwas Anderes. Wenn die Frau Major und der Herr Lieutenant uns begleiten, da können wir ganz unbesorgt sein. Was meinst Du, Flora?“

„O!“ erwiederte diese. „Ich bin mit Allem zufrieden, was Dir Vergnügen macht.“

Unter solchen Umständen konnte auch Kurt nicht länger widerstehen, so fest er sich auch vorgenommen hatte, der Reunion fernzubleiben und die ihm gleichgiltige Gesellschaft zu meiden. Er erklärte sich mit Vergnügen bereit, die Damen zu begleiten.

Der Graf war mit seinem Erfolge zufrieden. Wenn ihm auch die Vertraulichkeit der Damen mit Kurt mißfiel, so hoffte er doch, mit Leichtigkeit einen nach seiner Meinung so wenig gefährlichen Nebenbuhler auszustechen.

Im vollen Vertrauen auf seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, erwartete der Graf mit Ruhe die Reunion, auf der er sich der Millionärin erst in seinem vollen Glanze als vorzüglicher Tänzer, Ballarrangeur und siegreichen Herzenseroberer zu zeigen hoffte.

Endlich kam der so wichtige Abend heran. Das Kurhaus strahlte in hellem Lichte; der große Tanzsaal war frisch gebohnt, die Wände von einem aus Stettin verschriebenen Tapezier neu dekorirt, mit bunten Fahnen und Guirlanden verziert, die schon etwas verschossenen Möbel neu überzogen und aufpolirt.

Zur bestimmten Stunde erschienen die eingeladenen Gäste, die Elite der Badegesellschaft, der Adel der Umgegend und die Offiziere aus den benachbarten Garnisonstädten.

In der ersten Reihe des Saales nahmen auf erhöhter Tribüne in rothen Plüschfauteuils die aristokratischen Herrschaften Platz, die Frauen und Töchter der adeligen Gutsbesitzer, meist stattliche Gestalten mit blühenden Gesichtern, umschwärmt von den jüngeren Herren aus der Provinz, welche heute durch übermäßige Feinheit zu glänzen suchten, bemüht, ihre natürliche Derbheit den Formen des Salons anzupassen.

Neben dieser glänzenden und exklusiven Welt verschwand das nur wenig vertretene und noch weniger beachtete bürgerliche Element, einige höhere Beamte, Berliner Geheimräthe, Rechtsanwälte und Industrielle mit ihren Familien, unter denen sich auch die Frau Oberamtmann Grund mit ihrer Nichte und Gesellschafterin in Begleitung der Frau Major und des Lieutenants v. Bergen befand.

Anfänglich wurden auch die hier fremden Damen vollständig übersehen, obgleich das Fräulein in ihrer geschmackvollen Ballrobe, und Flora in ihrem weißen, mit frischen Rosen geschmückten Mullkleide mit dem blauen Kornblumenkranz in den goldblonden Haaren sich dreist mit den stattlichen Schönheiten der Aristokratie messen konnten.

Um so größeres Aufsehen erregten sie, als Graf Randau, sobald er sie entdeckt, die Generalin v. Hahnenkamm und ihre Töchter stehen ließ und wie ein Raubvogel auf die unbekannten Damen zustürzte, um sie zu begrüßen.

Auch der nirgends fehlende Sanitätsrath beeilte sich, die ihm so werthvolle Familie mit auffallender Zuvorkommenheit respektvoll zu begrüßen. Von verschiedenen Seiten befragt, vertraute der diskrete Badearzt allen Bekannten unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, daß Fräulein Richter die reichste Erbin ihrer Heimath sei, wobei er nicht hinzuzufügen vergaß, daß der berühmte Geheimrath F. in Berlin ihm die Patientin ganz besonders empfohlen habe.

Diese Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch den ganzen Saal und brachte eine förmliche Revolution hervor. Ohne ihr Wissen und Wollen bildeten die bisher ignorirten Damen mit einem Male den Mittelpunkt und das Hauptthema der Unterhaltung.

Sieben Millionen! Das einzige Wort verlieh der glücklichen Eigenthümerin einen wunderbaren Reiz, einen goldenen Zauber. Das war mehr noch als Jugend, Geist und Schönheit; davor erblaßten alle anderen Vorzüge, schwanden alle Vorurtheile.

Nicht nur Graf Randau, sondern sämmtliche anwesenden adeligen Gutsbesitzer und Offiziere, hoffnungsvollen Diplomaten und Regierungsassessoren verspürten plötzlich eine unwiderstehliche Sehnsucht, sich der reichen Erbin zu nähern und die höchst interessante Dame kennen zu lernen, die sie noch vor wenigen Augenblicken keines Blickes gewürdigt hatten.

Bevor noch der Ball anfing, ließ sich mindestens ein Dutzend der angesehensten und begehrtesten Herren dem Fräulein Richter vorstellen, um sich in ihre Tanzliste ein-

zuzeichnen, was als ein besonderes Glück galt, da der schlaue Bodo sie wie seinen Augapfel bewachte und sich den Löwenantheil der ersten Tänze zu sichern wußte.

Dagegen sah sich die bescheidene Flora fast gänzlich vernachlässigt und von Niemand engagirt, obgleich sie mit ihren sanften Taubenaugen und dem unschuldsvollen Gesicht weit schöner als die fast männliche Nichte war. Nur Kurt fand an ihr mehr Gefallen, als an der Millionärin.

„Darf ich Sie," fragte er die Verschmähte, „um die nächste Quadrille bitten, mein Fräulein!"

„Sehr gern," erwiederte sie freundlich, „nur möchte ich Sie bitten, sich meinetwegen keinen Zwang aufzuerlegen."

„Ich begreife nicht, was Sie damit meinen."

„Sie wissen doch, daß ich hier nur als Gesellschafterin geduldet bin. Wenn auch die Frau Oberamtmann eine entfernte Verwandte meines verstorbenen Vaters und Marie meine Jugendfreundin ist, so darf ich meine Stellung doch nicht vergessen."

„Mein Gott!" rief Kurt lebhaft. „Ich versichere Sie, daß ich es mir zur Ehre anrechne, und daß ich keine Dame kenne, mit der ich lieber tanze, als mit Ihnen, mein Fräulein!"

„Das sagen Sie nur aus Artigkeit, aus Mitleid, weil Sie es für Ihre Pflicht halten, mich zu engagiren, da es kein Anderer thut. Ich danke Ihnen, aber ich darf Ihre Güte nicht annehmen."

„Sie werden mich noch ernstlich böse machen, wenn Sie nicht mit mir tanzen wollen."

„Nun denn, erzürnen will ich Sie nicht; ich tanze ja so gerne mit Ihnen.“

Beide traten Arm in Arm in den Tänzerkreis. Während die holde Flora sich wie ein schüchternes Vögelchen an seine männliche Brust schmiegte und an seinem Herzen ruhte, empfand Kurt ein nie zuvor gekanntes Glück, eine unbeschreibliche Wonne.

Aber mehr noch als die Lust des Tanzes entzückte ihn die Harmonie ihrer Gedanken und Empfindungen, der geistige Genuß, den er in ihrer Unterhaltung fand. Bisher hatte er immer nur in Gegenwart der Frau Oberamtmann oder ihrer Nichte mit Flora plaudern können. Jetzt ergaben sich Beiden im Verlauf des Abends, wo sie sich ungestört gegen einander aussprechen konnten, zahlreiche Berührungspunkte und Anknüpfungen, die unmerklich ein unsichtbares Band um ihre Herzen schlangen.

Dazu kam noch die Aehnlichkeit ihrer Verhältnisse, da auch Flora unter dem Druck der Armuth zu leiden schien und, wie aus ihren Reden und ihrem Benehmen hervorging, so manche schmerzliche Zurücksetzung erlitten hatte, was auch ihre eigenthümliche Neigung zu Mißtrauen und ihre in solch' jugendlichem Alter doppelt befremdende Schwermuth bekundete.

Das Alles interessirte Kurt und steigerte seine Theilnahme für die arme Gesellschafterin in so hohem Grade, daß er zum großen Leidwesen der Frau Major sich hauptsächlich mit ihr beschäftigte, unbekümmert um die Wünsche und Absichten seiner lebensklugen Mutter, der die Nachricht von den sieben Millionen dermaßen imponirte, daß

sie nicht länger an der bürgerlichen Herkunft des Fräuleins Anstoß nahm und für ihren Sohn diese Parthie dringend wünschte.

Dagegen bot Graf Randau seine ganze Liebenswürdigkeit auf, um auf das Herz der reichen Erbin Eindruck zu machen, die auch in der That nicht unempfänglich für die Aufmerksamkeiten des eleganten Gardehusaren-Offiziers schien und sich mit sichtlichem Vergnügen seine Huldigungen gefallen ließ.

Doch bemühten sich andere Herren, der Legationssekretär v. Rohr, der Hauptmann v. Faldern und der Kammerjunker v. Wolkwitz mit edlem Wetteifer, dem Grafen den Sieg streitig zu machen, so daß sich auf der Reunion bald ein förmlicher Kampf zwischen den eifersüchtigen Nebenbuhlern entwickelte, welche alle ihnen zu Gebote stehenden Waffen aufwendeten, um den Goldfisch einander zu entreißen.

Vor Allem aber rechnete der Graf mit der größten Sicherheit darauf, daß der Kotillon ihm die gehoffte Entscheidung bringen sollte. Mit bewunderungswürdiger Eleganz führte er die neuesten und schwierigsten Touren an, er ließ es nicht an brillanten Ueberraschungen, an Blumenspenden, Schleifen, Orden und kleinen reizenden Geschenken fehlen, die allgemeinen Beifall fanden und selbst die zürnenden adeligen Damen mit ihm aussöhnten.

Den Haupterfolg versprach er sich von der Schlußtour, in der nach seinen Angaben die Damen unter den ihnen präsentirten Tänzern demjenigen die Hand reichen sollten, der ihnen der angenehmste sei, und den sie allen Uebrigen vorzögen.

„Sie wird mich wählen," sagte er sich, als er Fräulein Richter zu dem Sessel führte. „Diesmal bin ich meiner Sache gewiß; sie kann nicht widerstehen."

Gleiche Hoffnungen erfüllten die Herzen der übrigen Herren, die mit dem Grafen um den Sieg rangen. Um so größer und schmerzlicher war ihre Enttäuschung, als Einer nach dem Anderen einen unerwarteten Korb erhielt, und weder der geistvolle Legationsrath, noch der Hauptmann, noch der Kammerjunker Gnade vor den Augen der viel begehrten Dame fand.

Nur der Graf blieb noch übrig, der mit siegesgewissen Mienen und triumphirenden Blicken auf sie zuschritt, überzeugt, daß sie ihm den Preis reichen und ihn vor aller Welt durch ihre Wahl beglücken würde. Um die Lippen des Fräuleins zuckte ein unmerkliches Lächeln, das ihm seinen nahen Triumph und die Erfüllung seiner kühnsten Wünsche zu verbürgen schien.

Leider aber sah sich auch der kühne Herzenseroberer in seinen schönsten Hoffnungen betrogen, da die launenhafte Dame statt des erwarteten Ordens ihm einen Korb in der Form einer prosaischen Schlafmütze bot, seine eigene geniale Erfindung, auf die er sich nicht wenig eingebildet hatte, und die er jetzt unter schadenfrohem Gelächter auf sein edles Haupt setzen mußte.

Starr vor Bestürzung und sprachlos vor Ueberraschung stand er in der Mitte des Saales mit der fatalen Schlafmütze und suchte unter erkünsteltem Lächeln seine Niederlage zu verbergen.

„Schlechter Witz!" murmelte er, nachdem er sich wieder

gefaßt hatte. „Was sich liebt, neckt sich. Wollte sich nur einen kleinen Scherz machen. Fällt kein Baum auf den ersten Streich. Darf nicht empfindlich sein. Damen haben ihre Launen. Bin nur neugierig, wen sie wählen wird.“

Unbekümmert um all' diese Vorgänge, saß unterdessen Kurt mit Flora in der äußersten Ecke des Saales, unbeachtet von der ganzen Gesellschaft, in süßer Selbstvergessenheit, als er zu seiner Ueberraschung von dem Grafen aus seinem Versteck hervorgeholt wurde, um sich ebenfalls der wähleriſchen Dame auf deren Wunsch zu präsentiren.

Ruhig, fast gleichgiltig verneigte er sich vor der übermüthigen Dame, die ihm mit auffallender Freundlichkeit entgegenkam, indem sie sich von ihrem Stuhl erhob und ihm zur großen Ueberraschung der auf das Höchste gespannten Gesellschaft den strahlenden Ballorden und ihre vielbegehrte Hand reichte.

Selbstverständlich erregte diese Wahl eine ungemeine Sensation und machte den armen, bisher kaum beachteten Lieutenant plötzlich zum Helden des Tages. Niemand aber war glücklicher, als die Frau Major, die bereits ihren Sohn im Besitz der Millionen sah, während Graf Randau im Stillen den über die Achsel angesehenen Kameraden beneidete, obgleich er keineswegs die Hoffnung aufgab, einen solchen ihm nicht ebenbürtigen Nebenbuhler noch auszustechen und schließlich die reiche Erbin heimzuführen.

3.

„Sieben Millionen!“ rief die Frau Major am nächsten Morgen, sobald sie die Augen aufthat. „Es ist kaum

zu glauben. Wer hätte das im Anfang auch denken sollen!"

„Beruhige Dich nur, liebe Mama!" bat Kurt die aufgeregte Mutter. „Ich begreife nicht, weshalb Du Dich so sehr echauffirst."

„Und das kannst Du noch fragen! Hat das Fräulein Dich nicht im Kotillon all' den Herren und selbst dem eingebildeten Grafen vorgezogen? Du hast wirklich ein unerhörtes Glück."

„Ich glaube, daß Du einen zu großen Werth auf den Umstand legst, daß Fräulein Richter so freundlich war, sich des kleinen, ihr neulich geleisteten Dienstes zu erinnern, und sich deshalb verpflichtet hielt, sich im Kotillon dafür zu revanchiren. Weiter hat es nichts zu bedeuten."

„O! das weiß ich besser. Sie wollte Dir zu verstehen geben, daß Du ihr nicht gleichgiltig bist. Das ist doch sonnenklar. An Deiner Stelle würde ich mich keinen Augenblick besinnen und die günstige Gelegenheit ergreifen, die so leicht nicht wiederkehrt. Sieben Millionen! Das ist noch nicht dagewesen; man könnte darüber den Verstand verlieren!"

„Da hast Du Recht!" versetzte Kurt mit leichter Ironie. „Darum ist es das Beste, wenn wir über die Geschichte nicht weiter reden und uns keine thörichten Illusionen machen."

Das aber wollte und konnte die lebenskluge Mutter nicht zugeben, daß er auf eine so glänzende Aussicht verzichtete.

„Du sollteſt doch," mahnte ſie dringend, „eine ſo wichtige Angelegenheit nicht ſo leicht nehmen und Dir die Sache reiflich überlegen. Wenn Du das Fräulein bekommſt, biſt Du Zeit Deines Lebens alle Sorgen los, kannſt wie ein Fürſt auftreten und in der Geſellſchaft eine Stellung erſten Ranges beanſpruchen. Es wäre unverantwortlich von Dir, wenn Du Dir ein ſolches Glück entgehen ließeſt."

„Mein Gott!" erwiederte Kurt ungeduldig. „Du wirſt doch nicht von mir verlangen, daß ich mich Hals über Kopf in das Fräulein, das ich kaum acht Tage kenne, verliebe und wie Randau ihr nachjage, blos weil ſie eine Millionärin iſt? Das widerſtrebt meinem Gefühl, ich müßte mich ſelbſt verachten, wenn ich nur des Geldes wegen, nur um verſorgt zu ſein, meine Grundſätze verleugnete und meine Freiheit verkaufte."

„Das ſollſt Du auch nicht. Aber abgeſehen von ihrem Vermögen, iſt Fräulein Richter eine vorzügliche, hoch gebildete und intereſſante Dame, zwar nicht von Adel, aber aus ſehr guter Familie, ſo daß kein Menſch Dir verdenken kann, wenn Du ſie heiratheſt. Ich bin auch weit entfernt, Dir zuzumuthen oder Dir zu rathen, daß Du Dich ihr aufdrängſt, auch weiß ich nur zu gut, daß das Geld allein nicht glücklich macht, deshalb wünſche ich nur, daß Du Dich reiflich prüfſt und der Sache die Beachtung ſchenkſt, die ſie in jeder Beziehung verdient. Das biſt Du Dir und Deiner Familie ſchuldig, und damit vergibſt Du Dir auch nicht das Geringſte."

Dagegen konnte Kurt nichts einwenden, wenn er auch

keineswegs die Pläne und Hoffnungen seiner sanguinischen Mutter in dem Maße theilte, wie sie es wünschte. Er selbst war zu ehrenhaft, um auf die Hand der reichen Erbin zu spekuliren, aber auch praktisch und klug genug, um die großen Vortheile des Reichthums und die Bedeutung eines solchen Vermögens zu würdigen.

Gerade in seinen beschränkten Verhältnissen hatte er nur zu oft die schmerzlichsten Entbehrungen und Zurücksetzungen erfahren, denen der Arme in der Gesellschaft ohne seine Schuld häufig ausgesetzt ist. Doch dachte Kurt in diesem Augenblick weniger an sich, als an seine Mutter und an seine Geschwister, deren Zukunft ihm ernste Sorgen machte.

Durfte er leichtsinnig ein solches Glück zurückweisen? War er nicht verpflichtet, Alles zu thun, was in seiner Macht stand, um das Loos seiner nächsten Angehörigen zu sichern? Zwar liebte er die junge Dame nicht, aber sie war ihm ebensowenig unsympathisch und sie imponirte ihm durch ihren Geist und ihre Bildung, die nur einen kleinen pedantischen Beigeschmack hatte und ihm zuweilen allzu prätentiös erschien. Außerdem schmeichelte ihm die gestrige Wahl, wodurch sie hinlänglich gezeigt hatte, daß sie sich für ihn interessirte und zu klug sei, an solchen Gecken wie Graf Randau und Herrn v. Rohr Gefallen zu finden.

Trotzdem empfand er eine gewisse Scheu, als er im Verlauf des Tages das Fräulein nach der gestrigen Reunion im Garten wiedersah, wo sie, wie gewöhnlich, unter dem schützenden Leinwandzelt saß und eifrig zu lesen

schien. Seitdem er wußte, daß sie eine Millionärin sei, konnte er sich bei ihrem Anblick nicht einer ihm selbst unerklärlichen Befangenheit erwehren; sie kam ihm immer imposanter, selbstbewußter und auch interessanter vor. Auch er vermochte eben nicht, sich dem Zauber des Goldes zu entziehen, so sehr er auch gegen die Versuchung ankämpfte.

Das Fräulein lächelte ihm freundlich zu und forderte ihn auf, unter dem Zelt an ihrer Seite Platz zu nehmen, nachdem er sie begrüßt und sich erkundigt hatte, wie sie geruht und sich auf der gestrigen Reunion amüsirt habe.

„Ich danke," erwiederte sie mit dem eigenthümlich ironischen Zucken ihres Mundes. „So gut, wie man sich in derartigen Gesellschaften zu amüsiren pflegt. Es bleibt doch immer ein trauriges Vergnügen, das nicht der Mühe lohnt."

„Das kann doch," versetzte Kurt befremdet, „unmöglich Ihre wahre Meinung sein, mein Fräulein! Sie haben wohl keinen Grund, über die Gesellschaft zu klagen, da man nicht glänzender debütiren, nicht liebenswürdiger als fremder Gast aufgenommen werden kann."

„Allerdings! Nur bin ich weder so eitel, noch so beschränkt, diesen freundlichen Empfang meiner Person zuzuschreiben."

„Wem sonst? Eine so geistvolle und interessante Dame wird überall, wo sie erscheint —"

„Ersparen Sie sich alle Komplimente," unterbrach sie ihn scharf. „Ich bilde mir nicht ein, daß der Herr Graf mich zu seiner adeligen Reunion eingeladen, und all' die

Herren mich mit ihren Engagements beglückt haben würden, wenn nicht der gute Sanitätsrath, wie ich vermuthe, so indiskret gewesen wäre, gegen meinen ausdrücklichen Wunsch sich über meine Verhältnisse zu äußern."

„Aber, mein Fräulein, wie können Sie glauben, daß dieser Umstand dazu beigetragen haben sollte. Ein solcher Verdacht —"

„Ist nur zu gerechtfertigt, wenn er auch Sie nicht treffen kann, da Sie mir bewiesen haben, daß Sie sich nicht von solchen Rücksichten beeinflussen lassen. Deshalb achte ich Sie viel zu sehr, um Sie mit diesen Herren zu verwechseln."

„Sie sind zu nachsichtig gegen mich und zu streng gegen die übrige Gesellschaft."

„Ich lasse ihr nur Gerechtigkeit widerfahren. Gerade in meinen Verhältnissen lernt man nur zu gut die Selbstsucht, Lüge und Heuchelei der Menschen kennen. Sie wissen nicht, Herr v. Bergen, wie arm die Reichen sind, und welch' ein Fluch auf all' dem Gelde ruht."

„Allerdings kann ich mir nicht vorstellen, daß —"

„Ein Millionär meist unglücklich ist," fuhr das Fräulein in bitterem Tone fort. „Er hat keinen Freund, dem er vertrauen, keinen Menschen, dem er glauben darf. Seine nächsten Angehörigen hintergehen, seine Untergebenen belügen ihn, und die Welt sucht ihn nur, um ihn auszubeuten. Die Furcht, fortwährend getäuscht zu werden, verbittert ihm das Leben, und der Undank verleidet ihm die Freude am Wohlthun. Mißgunst und Neid sind sein einziger Lohn; kein Wunder, daß sein Herz sich mit der

Zeit verhärtet und daß er nur noch Mißtrauen und Menschenverachtung fühlt."

„Es wäre traurig, wenn Sie aus Erfahrung sprächen."

„Leider rede ich aus Erfahrung. Ich könnte Ihnen die unglaublichsten Geschichten von den erbärmlichen Intriguen und der Verkommenheit der sogenannten guten Gesellschaft erzählen, doch die Misère ekelt mich an, und ich will Ihnen und mir nicht den schönen Morgen damit verderben. Glauben Sie mir, Herr v. Bergen, das ärmste Mädchen ist glücklicher und eine Bettlerin beneidenswerther, als eine solche Millionärin, die mit ihrem Reichthum nur die Spekulationswuth der Männer reizt und das Glück einer reinen, uneigennützigen Liebe in ihrem ganzen Leben nicht kennen lernt."

„Mein Fräulein!" versetzte Kurt überrascht und verletzt von ihrer rücksichtslosen Offenheit. „Ich bedauere Sie, daß Sie eine so schlechte Meinung von unserem Geschlecht haben, aber ich kann nicht zugeben —"

„O!" erwiederte sie freundlicher. „Ich weiß wohl, daß es ehrenwerthe Ausnahmen gibt, Männer, die frei von jedem Eigennutz sind, denen man vollkommen vertrauen darf, die unsere höchste Achtung verdienen, deren Freundschaft mich stolz und glücklich macht."

Zugleich reichte sie, wie zur Bekräftigung ihrer Worte, Kurt ihre Hand und warf ihm mit ihren klugen Augen einen vielsagenden Blick zu, als ob sie ihn zu einer förmlichen Erklärung ermuthigen wollte.

Wenn Kurt trotzdem die ihm gebotene und von seiner Mutter so sehnlichst gewünschte Gelegenheit nicht benutzte

und der an ihn herantretenden Versuchung tapfer widerstand, so war dies nicht nur das Verdienst seines ehrenwerthen Charakters, sondern ebensosehr durch den Zufall herbeigeführt, da gerade in diesem Augenblick die Gesellschafterin in den Garten trat, deren bloße Erscheinung hinreichte, um wie ein heller Sonnenstrahl die trüben Nebel und alle Gedanken an materielle Rücksichten zu zerstreuen.

Unwillkürlich drängte sich ihm der nahe liegende Vergleich zwischen der reichen Erbin und der armen Gesellschafterin auf, die ihn in ihrer Bescheidenheit und weiblichen Anmuth weit mehr anzog und fesselte, als die interessante Millionärin mit all' ihren Schätzen und ihrem Geist.

Je länger er aber Flora beobachtete, desto mehr fiel ihm jetzt der traurige Ausdruck ihres zarten Gesichts, die Bläße ihrer Wangen und das schmerzliche Lächeln des feinen Mundes auf. Nur zu gern hätte Kurt sie nach dem Grund ihrer Trauer gefragt, aber die Gegenwart des Fräuleins und eine gewisse Scheu legte ihm Schweigen auf. Er konnte nicht begreifen, daß Flora ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit seinen freundlichen Gruß kaum erwiederte, die an sie gerichteten Fragen nur gezwungen beantwortete und jede Annäherung an ihn vermied, als ob sie ihm zürnte und jeder Erklärung absichtlich ausweichen wollte.

Um so freundlicher und liebenswürdiger war dagegen Fräulein Richter, so zutraulich und zuvorkommend wie nie zuvor. Ohne sich um die Anwesenheit der Gesellschafterin

zu kümmern, scherzte und lachte sie laut mit Kurt und forderte ihn schließlich sogar auf, ihr Zeichenunterricht zu geben, gerade als ob sie es darauf angelegt hätte, ihm ihre Neigung offen zu erkennen zu geben.

Verletzt durch Flora's Kälte, abgestoßen von ihrem unerklärlichen Benehmen, das er nicht verdient zu haben glaubte, schenkte er mehr aus Trotz und Aerger, als aus innerem Triebe dem Fräulein seine ganze Aufmerksamkeit und unterhielt sich so lebhaft und angeregt mit ihr, daß er sich nur für sie zu interessiren schien. —

Während Kurt so zwischen den beiden Damen unentschieden schwankte, beschäftigte sich Graf Randau ausschließlich mit dem Gedanken an die Millionärin.

„Wäre Dummheit," sagte er sich, während er seine Morgentoilette machte, „den Empfindlichen zu spielen und sich zurückzuziehen. Weiber und Festungen wollen belagert werden, bevor sie sich ergeben. Widerstand mit jedem Tag schwächer, Sieg gewiß bei gehöriger Ausdauer. Wird das Klügste sein, wenn ich Besuch mache, Bouquet bringe und mich nach Befinden erkundige. Wird gerührt sein, daß ich mich so edel räche und keinen Groll zeige. Habe keine Angst vor Bergen, er ist ungefährlich, wenn er auch mit ihr in einem Hause wohnt. Gräfin Randau klingt doch anders, als Frau v. Bergen. Kommt an den Hof, wird zur Cour befohlen, muß sich höchst geehrt fühlen, wenn ich ihr meine Hand reiche."

Unter solchen Gedanken beendete Bodo seine Toilette, worauf er sich schleunigst nach dem Fischerhäuschen begab, nachdem er noch zuvor bei dem Gärtner im Kurhause den

schönsten Blumenstrauß besorgt hatte, der im Badeort aufzutreiben war. Von den angenehmsten Hoffnungen umgaukelt, ging er gerade auf sein Ziel los, als er zu seinem Leidwesen auf den Legationssekretär stieß, dem er gern in diesem Augenblick ausgewichen wäre.

„Will zu Vetter Reibnitz," versetzte der Graf verlegen auf die Frage desselben nach dem Zweck seines frühen Ausganges.

„Doch was wolltest Du mit den Blumen?"

„Sie der Cousine bringen."

„Immer galant," spottete der Legationssekretär, „das Schönste sucht er auf den Fluren, womit er seine Liebe schmückt."

„Thu' mir den einzigen Gefallen und verschone mich mit schlechten Witzen. Muß eilen, treffe sonst Niemand zu Hause."

Froh, dem lästigen Freund entschlüpft zu sein, eilte Bodo weiter, verfolgt von den mißtrauisch spöttischen Blicken des Diplomaten.

„Der Narr will mir was weiß machen," murmelte dieser höhnisch, „aber ich wette, daß er zu der Millionärin rennt. Es ist wirklich eine Unverschämtheit, mich düpiren zu wollen. Dafür soll er mir büßen."

Unterdeß' begrüßte Randau das Fräulein in ihrer Wohnung und überreichte ihr den duftenden Blumenstrauß mit seiner graziösesten Verbeugung und dem liebenswürdigsten Lächeln, obgleich er bei dem Anblick des Lieutenants, mit dem er sie in vertraulicher Unterhaltung fand, eine leichte Anwandlung von Eifersucht nicht unterdrücken konnte.

„Störe doch nicht?“ fragte er, Kurt zwei Fingerspitzen reichend und der Gesellschafterin herablassend zunickend. „Wollte mir nur erlauben, gnädiges Fräulein zu fragen, wie gestriger Abend bekommen?“

„Sie sind zu gütig,“ erwiederte sie. „Aber wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Graf?“

„Mit Vergnügen! Fühle mich noch etwas angegriffen, fatiguirt. War keine leichte Aufgabe, Alles zu arrangiren und zu ordnen. Hat mir viel Kopfzerbrechen gekostet, bin schachmatt von Strapaze. Schönster Lohn, wenn Sie zufrieden und sich amüsirt haben.“

„Ganz ausgezeichnet!“ versetzte das Fräulein lachend. „Besonders im Kotillon —“

„Aeußerst schmeichelhaft! Glaube einigen Chic für dergleichen zu besitzen. Der geborene maître de plaisir und künftige Oberceremonienmeister, wie Fürstin v. Raudenberg zu sagen pflegt. Kennen doch Fürstin?“

„Leider bin ich nicht so glücklich —“

„Meine Tante von mütterlicher Seite,“ bemerkte der Graf, sich in die Brust werfend. „Charmante Dame! Wird mir Vergnügen machen, Sie vorzustellen.“

„Dazu dürfte sich schwerlich die Gelegenheit bieten.“

„Rechne mit Bestimmtheit darauf, daß gnädiges Fräulein nächsten Winter Berlin besuchen. Stelle mich ganz zur Verfügung; werde Sie bei Tante Melanie einführen; macht erstes Haus in der Residenz, exklusivste Gesellschaft, königliche Prinzen, Botschafter, Minister. Auch Onkel Dietrich, Hofmarschall Seiner Hoheit, wird sich freuen —“

Leider wurden diese interessanten Mittheilungen über

seine Familienverhältnisse, womit der Graf dem Fräulein zu imponiren hoffte, durch die unerwartete Ankunft des Legationssekretärs unterbrochen, der ebenfalls einen großen Blumenstrauß überreichte und sich mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt nach dem Befinden der Damen erkundigte.

Noch hatte sich Bodo nicht von dieser unangenehmen Ueberraschung, die ihn nicht wenig erschreckte, völlig erholt, als fast gleichzeitig die lange Gestalt des Hauptmanns und die kurze Figur des Kammerjunkers erschienen, Beide mit den unvermeidlichen Blumen und den obligaten Redensarten, gerade als ob sich Alle verschworen hätten, dem bestürzten Grafen den Sieg streitig zu machen.

Während sich die Herren mit verblüfften Mienen anstarrten und sich gegenseitig dahin wünschten, wo der Pfeffer wächst, warf das Fräulein der stillen Gesellschafterin heimlich einen spöttischen Blick zu, kaum noch im Stande, ein lautes Gelächter zu unterdrücken.

Es war in der That eine komische Situation, deren Unwürdigkeit Kurt am tiefsten fühlte.

„Wie!“ sagte sie, ihn allein mit freundlichem Lächeln beglückend, als er, um nicht länger Zeuge der ihn anwidernden Scene sein zu müssen, sich zuerst erhob. „Sie wollen uns schon verlassen? Weshalb eilen Sie so sehr?“

„Ich muß noch vor Abgang der Post einen dringenden Brief schreiben.“

„Das thut mir leid. Hoffentlich sehen wir uns bald wieder. Ich möchte keinen Augenblick verlieren und so bald als möglich unseren Zeichenunterricht beginnen.“

„Sie haben nur zu befehlen.“

„Wenn es Ihnen also recht ist, können wir gleich morgen damit anfangen.“

Erst nachdem Kurt gegangen war, athmete der Graf wieder auf und suchte von Neuem mit seiner vornehmen Verwandtschaft und dem exklusiven Cirkel der Fürstin v. Raudenberg zu glänzen. Der Legationssekretär suchte durch seinen Witz Eindruck zu machen und sprach von seinen Aussichten, nächstens zur Gesandtschaft nach Paris oder Rom versetzt zu werden, während der ältliche Hauptmann durch seine militärische Haltung und der etwas beschränkte Kammerjunker durch Herzählung seiner Siege im Wettrennen der Millionärin möglichst zu imponiren suchten.

Endlich verabschiedeten sich die Herren, ganz zuletzt der Graf mit schwerem Herzen und verstimmt über die unerwartete Konkurrenz, eifersüchtig auf Kurt und ganz besonders empört über die Falschheit des mit ihm befreundeten Legationssekretärs, den er wegen seines Benehmens zur Rede stellte, als er mit ihm an der Table d'hôte wieder zusammenkam.

„Schöner Freund!“ sagte er grollend. „Habe Dir solche Perfidie nicht zugetraut.“

„Ich zahle Dir nur mit gleicher Münze. Warum hast Du mich zu hintergehen gesucht?“

„Glaubte eben, daß Du mit mir konkurrirst.“

„Du hast doch kein ausschließliches Recht auf sie, kein Patent auf das Fräulein.“

„Aber Priorität. Habe sie gewissermaßen zuerst entdeckt.“

„Wir wollen uns nicht um des Kaisers Bart streiten," entgegnete der schlaue Diplomat, „da mir unsere beiderseitigen Chancen mehr als ungewiß erscheinen. Ich fürchte, daß die Dame sich mehr für Bergen, als für uns Beide interessirt."

„Lächerlich! Wird doch keine solche Närrin sein und armen Lieutenant nehmen, wenn sie Grafen oder künftigen Legationsrath bekommen kann."

„In diesem Punkt sind die Weiber unberechenbar und fragen nicht nach Rang und Geburt, wenn ihr Herz im Spiel ist. Aus diesem Grund möchte ich Dir einen Vorschlag zur Güte machen."

„So laß hören. Bin wirklich neugierig."

„Statt uns miteinander herumzuzanken und zu verfeinden, wollen wir lieber gemeinschaftliche Sache machen und eine Offensiv- und Defensiv-Allianz gegen Bergen schließen. Bis es uns gelungen, ihn zu beseitigen, geloben wir uns gegenseitig zu unterstützen und einander beizustehen. Was meinst Du, Bodo?"

„Bin damit einverstanden. Weiß nur nicht, wie Bergen beizukommen."

„Das laff' meine Sorge sein; wir werden schon mit ihm fertig werden, wenn wir nur einig sind und den richtigen Augenblick benützen."

„Abgemacht! Wollen uns vertragen und gegen gemeinsamen Feind agiren."

Zur Besiegelung des soeben abgeschlossenen Bündnisses tranken die versöhnten Freunde an der Table d'hôte eine Flasche Champagner und stießen mit den schäumenden

Gläsern auf das Gelingen ihrer Pläne an, während Jeder im Stillen hoffte, nach Beseitigung des gefährlichen Nebenbuhlers den Andern auszustechen und die Erbin für sich zu gewinnen. —

Unbekümmert um all' diese auf ihre Person gerichteten Anschläge, unterhielt sich indessen das Fräulein mit ihrer Gesellschafterin über ihre abwesenden Verehrer, die sie ohne Ausnahme einer scharfen Kritik unterwarf und mit schonungslosem Sarkasmus durchhechelte.

„Wie gefällt Dir der Herr Graf?" fragte sie spöttisch. „Gardehusar, künftiger Majoratsherr, Neffe der Fürstin v. Raudenberg und des Hofmarschalls v. Randau, brillanter Tänzer, Arrangeur, maitre de plaisir und Ober-Hofceremonienmeister in spe. Wenn ich ihn heirathen sollte, werde ich courfähig und Nichte einer durchlauchtigen Tante. Herz, was begehrst Du mehr?"

„Ich begreife nicht," erwiederte Flora schmerzlich, „wie Du noch scherzen kannst. Mich widert das ganze Treiben an. Es ist traurig, zu denken, daß ein solcher Mann —"

„Also fort mit dem Grafen! Wir streichen ihn von der Kandidatenliste. Nummer zwei, Herr Legationssekretär v. Rohr, gar kein übler Mann, feiner Kopf, schlauer Diplomat, hoffnungsvoller Streber, der es noch einmal weit bringen kann. Die Aussicht, als Gesandtin in Rom oder Paris einmal zu leben und eine Rolle zu spielen, hat etwas Verführerisches. Was meinst Du, mein Schatz?"

„Da ist mir der Graf noch lieber; wenigstens heuchelt er nicht und man weiß gleich, woran man mit ihm ist."

„Werfen wir den Diplomaten zu den Todten. Nummer

drei, der würdige Hauptmann v. Faldern, kein Talent, doch ein Charakter. Nummer vier, der Kammerjunker v. Wolkwitz —"

„Einer so langweilig wie der Andere."

„Last not least, Herr v. Bergen," fuhr das Fräulein lächelnd fort, „der einzig bemerkenswerthe Kandidat, für den ich mich interessire und in den ich mich verlieben könnte, wenn ich nicht eine viel zu gute Freundin wäre."

„Auf mich," versetzte Flora erröthend, „brauchst Du keine Rücksicht zu nehmen. Ich trete gern zurück."

„Das kann unmöglich Dein Ernst sein; der edle Ritter ohne Furcht und Tadel, der romantische Held der Wolfsgrube und unser Lebensretter."

„Er ist mir ganz gleichgiltig," sagte die Gesellschafterin in einem so aufgeregten Ton, der ihren Worten durchaus widersprach.

„Ich glaube, Du belügst Dich selbst und willst Dir nicht gestehen, wie lieb Du ihn hast."

„Nein, nein!" entgegnete Flora, nur mit Mühe ihre Thränen unterdrückend. „Er ist nicht besser, als alle die Anderen, nur daß er geschickter seine Absichten zu verbergen versteht. Seitdem er weiß, daß Du eine Millionärin bist, liegt auch er zu Deinen Füßen und betet Dich an."

„Und doch liebst Du ihn," erwiederte das Fräulein, „und bist auf mich eifersüchtig."

„Nein, nein!" rief Flora mit leidenschaftlicher Heftigkeit. „Ich verachte und hasse ihn ebenso sehr und noch mehr als alle diese erbärmlichen Männer."

4.

Als Kurt am folgenden Tage erschien, um dem Fräulein in Gegenwart der gutmüthigen Tante den gewünschten Zeichenunterricht zu ertheilen, wurde er von ihr so freundlich empfangen, daß er kaum noch an ihrer Liebe und seinem Erfolg zweifeln konnte.

Ohne ein eitler Geck zu sein, mußte ihre Vertraulichkeit, das Interesse, das sie ihm offen zeigte, die Achtung, die sie ihm entgegenbrachte, ihn in diesem Glauben bestärken und seiner Eitelkeit schmeicheln.

Unter diesen Umständen gestalteten sich die Zeichenstunden für Beide zu einer genußreichen Unterhaltung, zu einem gegenseitigen Austausch ihrer Gedanken und Meinungen, wodurch sie immer vertrauter mit einander wurden, so daß man in der That an eine ernste Neigung denken konnte und jeden Tag eine entscheidende Erklärung erwarten durfte, die jedoch nicht so schnell erfolgte, als die sie aufmerksam beobachtende Frau Majorin wünschte und hoffte.

Umsomehr hielt sich die auf das Glück ihres Sohnes bedachte Mutter, die sich Kurt's Zaudern und Schwanken nicht erklären konnte und nur für gewöhnliche Schüchternheit hielt, in ihrer Ungeduld verpflichtet, Alles anzuwenden, um seinen Erfolg zu sichern und zu beschleunigen.

Zu diesem Zweck suchte sie jede sich ihr darbietende Gelegenheit, um sich dem Fräulein zu nähern und mit der Tante sich noch mehr zu befreunden. Ohne Kurt zu fragen und von ihm ermächtigt zu sein, ließ sie es in ihrem mütterlichen Eifer nicht an zarten Anspielungen und dis-

kreten Bemerkungen fehlen, indem sie ihm den besten Dienst zu leisten glaubte, wenn sie sich zur Dolmetscherin seiner Gefühle und Absichten machte.

Aufgemuntert durch die Freundlichkeit und das Wohlwollen, womit die würdige Matrone diese Herzensergießungen entgegennahm, stimmte die zärtliche Mutter das Lob ihres Sohnes in allen möglichen Tonarten an und pries ihn als das Muster und Ideal eines jungen Mannes, der alle Vorzüge und Tugenden in seiner Person vereinte.

„Mein Kurt," sagte sie im Verlauf der Unterhaltung, „hat nur den einzigen Fehler, daß er zu bescheiden ist und zu wenig Selbstvertrauen besitzt, sonst hätte er schon längst die besten Parthien machen können."

„Daran zweifle ich nicht," entgegnete die Frau Oberamtmann beipflichtend. „Der Herr Lieutenant hat etwas so Solides und Gesetztes in seinem ganzen Wesen, wie man es selten bei einem jungen Mann und noch dazu bei einem Offizier findet. Ich wundere mich gar nicht, daß er bei allen Damen Glück hat."

„Was nützt ihm sein Glück," seufzte die besorgte Mutter, „wenn er keinen Gebrauch davon machen will? Kurt wird nie ein Mädchen heirathen, das er nicht wahrhaft liebt."

„Gerade wie meine Nichte, die auch nur um ihretwillen geliebt sein will und alle Männer abweist, weil sie glaubt, daß es den Herren nur um das große Vermögen zu thun sei."

„Das würde meinem Sohn nicht einfallen. Erst neulich hat er mir gesagt, daß er jeden Mann verachtet, der bei der Wahl einer Frau nur auf ihr Geld sieht."

„Solche Grundsätze machen dem Herrn Lieutenant alle Ehre. Leider gibt es heutzutage wenig Männer, die so denken, wie Ihr Herr Sohn. Darum achtet und schätzt ihn auch meine Nichte sehr."

„Das freut mich außerordentlich. Auch Kurt ist von dem Fräulein sehr eingenommen und bewundert ihren Geist und Charakter. Er ist förmlich begeistert und spricht mit der höchsten Verehrung von ihr."

Da die Frau Oberamtmann diese Andeutungen gern zu hören und die Wünsche der besorgten Mutter auch zu theilen schien, so zweifelte die sanguinische Dame nicht an der bevorstehenden Erfüllung ihrer Wünsche und Hoffnungen.

Selbstverständlich beeilte sie sich, ihrem Sohne die günstige Meinung der Tante und die freundlichen Urtheile der Nichte über seine Person mitzutheilen und ihm noch einmal dringend alle Vortheile einer so glänzenden Parthie vorzustellen.

„Nach dem Allem," schloß sie ihre Ermahnungen, „was ich von der Frau Oberamtmann erfahren habe, bin ich fest überzeugt, daß das Fräulein Dich ernstlich liebt und Deinen Antrag erwartet. An Deiner Stelle würde ich keinen Augenblick zögern und mit ihr noch heute reden. Ich stehe Dir dafür, daß Du keinen Korb bekommst, mit ihr glücklich wirst und Deine ganze Familie glücklich machst."

Von Neuem rang und kämpfte Kurt mit der an ihn herantretenden Versuchung. Das freundliche Schicksal bot ihm hier ein fürstliches Vermögen, eine glänzende Existenz

und eine gesicherte Zukunft für seine Angehörigen, eine feingebildete, geistreiche Frau, die ihn liebte und für die er zwar keine leidenschaftliche Neigung, aber jene Achtung empfand, die in der Ehe oft eine größere Sicherheit und Befriedigung bietet, als eine stürmische Liebe.

Sieben Millionen! Der Gedanke hatte etwas Berauschendes, Sinneberückendes und Bezauberndes. Vor einem so großen Reichthum mußten alle Bedenken schwinden. Um einen so hohen Preis hatte schon mancher ehrenwerthe Mann, mancher tüchtige Kamerad, wie er sich sagen mußte, seine Freiheit hingegeben und seine Ideale geopfert.

Sieben Millionen! Wo er ging und stand, verfolgte ihn das Lied der modernen Sirenen, die ihm alle Freuden des Daseins, die Erfüllung seiner kühnsten Träume, Macht, Ansehen, Lust und Vergnügen in unerschöpflicher Fülle boten und mit ihren Zauberliedern ihn verlockten.

Sieben Millionen! mahnte seine Mutter, baten seine Geschwister, flüsterte die Selbstsucht, rieth der Eigennutz und Ehrgeiz, flehte selbst die Stimme der kindlichen Pietät, der Liebe zu den Geschwistern und des Edelmuthes in seiner Brust.

Trotzdem beeilte er sich nicht, das ihm dargebotene Glück zu ergreifen. Den ganzen Tag überlegte und erwog er den wichtigen Schritt, von den widersprechendsten Gedanken und Empfindungen bestürmt, wie von einer verborgenen Gewalt zurückgehalten, unfähig, einen festen Entschluß zu fassen.

Während Kurt noch so zögerte und schwankte, fühlte

die arme Flora alle Leiden und Qualen verrathener Liebe. Seit jenem Abenteuer in der Wolfsgrube hatte sie eine innige Neigung zu dem Lieutenant gefaßt, der ihre Liebe zu erwiedern und im vollsten Maße zu verdienen schien.

Sein ganzes Benehmen auf der Reunion mußte sie nur noch in dem Glauben an seine Uneigennützigkeit, in ihrem Vertrauen zu seinem edlen Charakter bestärken. Schon hoffte sie endlich den Mann gefunden zu haben, der sich nicht wie all' die Anderen von der Macht des Geldes verführen ließ und die arme Gesellschafterin der reichen Erbin vorzog.

Um so schmerzlicher war ihr jetzt der Gedanke, daß auch Kurt sie hintergangen und ihre hohen Erwartungen getäuscht habe, wofür sie die sichersten Beweise zu haben glaubte. Lag er nicht gerade wie Graf Randau und die übrigen Herren zu den Füßen der reichen Erbin? Genügte nicht die Aussicht auf das große Vermögen, alle seine Grundsätze zu erschüttern? Hatte nicht seine eigene Mutter die Tante förmlich auf seine bevorstehende Werbung vorbereitet und so gut wie in seinem Namen um die Hand des Fräuleins angehalten?

Nein! Er war nicht besser, sondern noch schlechter als die Anderen, die wenigstens nicht wie er Liebe heuchelten, nicht logen und betrogen, nicht ein armes Mädchen hintergingen und herzlos dem schnöden Mammon opferten.

Deshalb mied ihn Flora so viel sie konnte; darum wollte sie jetzt fliehen, als sie ihn im Garten erblickte, wo sie allein mit ihrem Schmerz saß.

In Gedanken versunken, bemerkte Kurt erst jetzt, als

sie bei seinem Anblick sich bestürzt erhob und davoneilen wollte, die Gesellschafterin, deren sonderbares, fast feindliches Benehmen ihn so sehr kränkte und verletzte, daß er darüber alle seine wichtigen Vorsätze vergaß und ihr in den Weg trat, um sie deshalb zur Rede zu stellen, so daß sie sich gezwungen sah, ihn anzuhören.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein," sagte er sichtlich aufgeregt, „wenn ich Sie belästige, aber ich sehe mich leider durch Ihr Betragen genöthigt, mir eine Erklärung von Ihnen zu erbitten."

„Eine Erklärung!" versetzte sie erbleichend. „Ich begreife nicht, Herr v. Bergen, wie Sie dazu kommen?"

„Ich will Sie nicht aufhalten und mich kurz fassen. Was habe ich gethan, daß Sie mir zürnen und mir in fast beleidigender Weise ausweichen? Wodurch habe ich mir Ihre Feindschaft zugezogen?"

„Das kann Ihnen gleichgiltig sein."

„Wenn das der Fall wäre," versetzte Kurt unmuthig, „so würde ich mir und Ihnen diese peinliche Frage erspart haben. Es ist mir keineswegs gleichgiltig, wie Sie von mir denken. Deshalb muß ich Sie nochmals dringend ersuchen, mir zu sagen, womit ich Sie beleidigt habe."

„Mein Gott!" stammelte sie verwirrt. „Erlassen Sie mir —"

„Nein, nein!" rief er heftig, ihre Hand ergreifend. „Sie dürfen mir nicht wieder entfliehen. Ich will endlich wissen, was Sie gegen mich haben."

„Ich kann, ich darf nicht. Um des Himmels willen! Haben Sie Mitleid mit mir und fragen Sie mich nicht!"

Zugleich machte Flora einen schwachen Versuch, ihm ihre Hand, die er fest in der seinigen hielt, zu entziehen, indem sie sich abwendete und ihre hervorstürzenden Thränen zu verbergen suchte. Von einer plötzlichen Ahnung durchzuckt, von einer nie gekannten Leidenschaft erfaßt, umschlang Kurt die weinende Gesellschafterin, die, von Liebe und Scham überwältigt, einer Ohnmacht nahe, willenlos an seine Brust sank.

„Flora!“ rief er, sie nur noch fester an sein laut klopfendes Herz drückend. „Reden Sie nur ein Wort, ein einziges Wort! Ich liebe Dich ja mehr als mein Leben.“

„O, mein Gott!“ seufzte sie wie im Traum, noch immer an ihrem Glücke zweifelnd.

„Und Du,“ fragte er, „liebst Du mich nicht?“

„O doch!“ hauchte sie erröthend, selig lächelnd.

Mit unbeschreiblicher Wonne vernahm Flora das unerwartete Geständniß von den Lippen des theuren Mannes. Aber noch mehr freute sie, daß Kurt vollkommen gerechtfertigt, frei von jeder Schuld und ihrer höchsten Achtung würdig vor ihr dastand.

„Das ist ja nicht möglich,“ sagte sie, nachdem sie sich wieder gefaßt hatte. „Sie lieben mich, obgleich Sie wissen, daß ich nur ein armes Mädchen, eine verlassene Waise bin, die als Gesellschafterin von der Gnade ihrer reichen Verwandten lebt.“

„Was hat das Alles,“ entgegnete Kurt, „mit unserer Liebe zu thun? Ich bin ja auch nur ein armer Lieutenant, der nichts als seine Gage besitzt.“

„Und ich konnte glauben, daß Sie mich hintergehen

und um Fräulein Richter anhalten wollten! Das allein war der Grund, weshalb ich Ihnen zürnte und mich von Ihnen zurückzog. Können Sie mir verzeihen, daß ich Sie verkannt und Ihnen ein so schweres Unrecht gethan habe?"

„Von ganzem Herzen!" erwiederte Kurt, indem er mit der ihm eigenen Offenheit hinzufügte: „Ich will mich jedoch nicht besser machen, als ich bin, und muß Dir, mein theures Herz, aufrichtig gestehen, daß der Wunsch meiner Mutter, der Glanz der Millionen und noch mehr Dein mir unerklärliches Benehmen mich irre machten und mich einen Augenblick schwanken ließen."

„Und wirst Du nicht," fragte sie, von einer leichten Anwandlung von Mißtrauen ergriffen, „ein so großes Opfer bereuen und bedauern, die arme Gesellschafterin der reichen Erbin vorgezogen zu haben?"

„Nimmermehr! Ja, ich freue mich, daß Du so arm bist, wie ich selbst. Wärst Du eine Millionärin wie Fräulein Richter gewesen, so hätte ich mich nie entschlossen, Dir meine Liebe zu gestehen, aus Furcht, für einen Glücksjäger gehalten zu werden."

Dieses Geständniß erhöhte nur noch ihre Achtung und Bewunderung für seine Uneigennützigkeit und seinen ehrenwerthen Charakter. Mit unbeschreiblicher Seligkeit überließ sich Flora ihrem neuen Glück. Dennoch konnte sie sich nicht einer leichten Unruhe erwehren.

Mit dem Scharfblick der Liebe bemerkte Kurt ihre Befangenheit, die sie vergebens ihm zu verbergen suchte.

„Du scheinst mir plötzlich verstimmt," sagte er zärtlich

besorgt. „Was fehlt Dir? Darf ich nicht wissen, was Dich beunruhigt?“

„Deine Mutter!“ erwiederte Flora leise. „Was wird sie sagen, wenn sie Deine Wahl erfährt? Ich weiß, daß Deine Verheirathung mit Fräulein Richter ihr höchster Wunsch ist und fürchte, daß sie mir zürnen wird.“

„Deshalb,“ versetzte Kurt, „kannst Du ganz unbesorgt sein. Wenn auch meine Mutter nicht frei von Vorurtheilen ist und einen nur allzugroßen Werth auf das Geld legt, so ist sie viel zu gut und liebt mich zu sehr, um sich ernstlich meiner Liebe zu widersetzen. Wir müssen nur Geduld mit ihren kleinen Schwächen haben und Rücksicht auf ihre Vorurtheile nehmen. Leider kann ich ihr nicht den Schmerz ersparen, den ihr mein Abschied vom Militär bereiten muß.“

„Wie!“ rief Flora überrascht. „Du willst Deinen Abschied nehmen und Deine Stellung als Offizier aufgeben?“

„Allerdings!“ erwiederte Kurt mit einem Anflug von Humor. „Zum Heirathen dürfte meine Lieutenantsgage schwerlich reichen. Auch besitze ich nicht das nöthige Geld für die Kaution, ohne die ein armer Offizier bis zu seinem Ende Junggeselle bleiben muß.“

„Mein Gott! Du willst mir ein so großes Opfer bringen und auf Deine Laufbahn verzichten. Das kann ich nicht dulden. Lieber werde ich Dir —“

„Beruhige Dich,“ unterbrach er sie freundlich. „Auch ohne Dich wäre ich um meinen Abschied eingekommen. Du hast nur meinen Vorsatz beschleunigt und meinem

Schwanken ein Ende gemacht. Gleich morgen werde ich an den Kriegsminister schreiben und mein Gesuch abschicken."

„Aber weshalb willst Du eine so ehrenvolle und geachtete Laufbahn verlassen?"

„Weil mir keine andere Wahl übrig bleibt. Ich liebe und achte meinen Stand und habe mit Freuden während des Krieges meine Schuld dem Vaterland abgetragen, aber ich habe Pflichten gegen meine Mutter und Geschwister, die ich als armer Offizier nicht erfüllen kann. Die Sorge für meine Angehörigen und die Liebe für Dich zwingen mich, einen anderen Beruf zu ergreifen, der mir die Aussicht bietet, den an mich jetzt doppelt herantretenden Forderungen besser zu genügen, als mir beim Militär möglich ist."

Mit sichtlicher Spannung hörte Flora diese Mittheilungen, die sie in hohem Grade aufzuregen und zu beunruhigen schienen. Während Kurt ihr offen seine Gründe und Verhältnisse darlegte, blickte sie ihn mit einer Mischung von Bewunderung und Rührung an. Unwillkürlich regte sich ein geheimer Wunsch in ihrem Herzen, verfolgte sie ein verborgener Gedanke, den sie jedoch nicht auszusprechen wagte, als fürchtete sie, durch ein unbesonnenes Wort Kurt zu verletzen und ihr Glück zu vernichten, so daß sie mit Gewalt das bereits auf ihren Lippen schwebende Bekenntniß zurückdrängte.

„Und welchen Beruf gedenkst Du zu ergreifen?" fragte sie nach einer kurzen Pause besorgt.

„Du selbst," versetzte er, „hast mir durch die interessante Schilderung Deiner oberschlesischen Heimath den

Gedanken eingegeben, mich für das Berg- und Hüttenwesen zu entscheiden. Als Ingenieur glaube ich die erforderlichen Vorkenntnisse zu besitzen, so daß ich hoffen darf, mir in kurzer Zeit auch die nöthige technische Fachbildung zu erwerben. Natürlich würde ich zu diesem Zweck am liebsten nach Oberschlesien gehen, weil Du in der Nähe lebst. Wie gefällt Dir dieser Plan?"

„Ausgezeichnet," rief Flora sichtlich erfreut und nur mit Mühe ein schelmisches Lächeln unterdrückend. „Du hast meinen geheimen Wunsch errathen und konntest keine bessere Wahl treffen. Ich bin vollkommen damit einverstanden, daß Du nach Oberschlesien kommen und in meiner Nähe bleiben willst. Das wird Dir auch keine großen Schwierigkeiten machen, da ich mit dem Direktor der Marienhütte befreundet bin und Dir eine Empfehlung an ihn geben kann."

„Ich fürchte nur, daß Du Unannehmlichkeiten haben wirst, wenn Fräulein Richter erfährt —"

„O! daraus mache ich mir nichts; deshalb kannst Du ganz unbesorgt sein."

„Was soll aber aus Dir werden, wenn sie Dich entläßt und Du meinetwegen Deine Stelle verlierst?"

„Ich werde leicht ein anderes Unterkommen finden, da ich viele Freunde in der Umgegend habe und auch gar nicht so arm und verlassen bin, wie Du glaubst."

„Dennoch halte ich es für besser, daß wir vorläufig dem Fräulein und auch meiner Mutter unser Verhältniß verschweigen, bis ich meine Angelegenheiten geordnet und meinen Abschied erhalten habe."

„Da hast Du Recht. Es braucht noch Niemand zu

wissen, daß wir uns lieben. Das Schweigen ist der Gott der Glücklichen."

Noch lange saßen Beide so unter dem schützenden Leinwandzelt verborgen und sprachen von ihrer Zukunft, unbekümmert um die Welt und die voraussichtlichen Kämpfe und Sorgen, vor denen Kurt nicht zurückschreckte.

„In einem, höchstens in zwei Jahren," sagte er, „glaube ich mit Sicherheit alle Hindernisse zu überwinden und Dir zwar keine glänzende, aber eine auskömmliche Existenz bieten zu können."

„Mehr wünsche ich mir nicht," versetzte Flora. „Mit einigen tausend Thalern kann man, wie ich höre, schon ganz gut durchkommen und recht angenehm leben."

„Einige tausend Thaler!" rief Kurt verwundert. „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus. Gewiß wolltest Du einige Hundert sagen."

„Verzeih'," erwiederte sie verlegen. „Ich habe mich geirrt und meinte allerdings mit einigen hundert Thalern auszukommen, wenn wir uns ein wenig einschränken."

„Man sieht," scherzte Kurt, „daß Du in Gesellschaft einer Millionärin lebst, für die einige tausend Thaler eine wahre Kleinigkeit sind. Da vergißt man nur zu leicht den Werth des Geldes. Doch das wird sich bald in unseren Verhältnissen geben."

„Das verwünschte Geld!" seufzte Flora. „Mir wäre es am liebsten, wenn ich gar nichts davon sähe und hörte. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie gleichgiltig und verächtlich mir der ganze Plunder ist und wie ungern ich über Geldangelegenheiten spreche."

„Leider," versetzte er ernst, „kann man das Geld leichter verachten, als entbehren, da von ihm unser Wohlergehen, unsere Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, die Erfüllung unserer sehnlichsten Wünsche abhängt. Wenn ich jetzt nur ein kleines Vermögen besäße, nur einige tausend Thaler hätte, so brauchten wir nicht zu warten und könnten schon in einigen Wochen Hochzeit machen."

Wieder zuckte jenes schelmisch-muthwillige Lächeln um ihren Mund und wieder schwankte sie, ob sie ihm nicht etwas anvertrauen sollte, was sie bisher ihm absichtlich verschwiegen hatte.

Nach kurzer Ueberlegung zog sie es jedoch vor, eine gelegenere Zeit abzuwarten, da sie bei dem Gedanken an sein reizbares Ehrgefühl und seinen nur zu empfindlichen Stolz sich einer leichten Furcht nicht ganz zu erwehren vermochte.

5.

Wenn Kurt auch aus den angegebenen Gründen noch seine Liebe geheim hielt, so glaubte er doch, seiner Mutter die Absicht, den Abschied vom Militär zu nehmen, nicht verschweigen zu dürfen. Auf das Höchste überrascht und bestürzt, hörte die Frau Major diese Mittheilung ihres Sohnes, die mit einem Schlage alle ihre Hoffnungen und Pläne zu vernichten drohte.

„Um des Himmels willen!" rief sie, nachdem sie sich von ihrem Schreck erholt und einigermaßen gefaßt hatte. „Kurt! Was fällt Dir ein? Du willst um Deinen Abschied einkommen! Ich glaube wirklich, daß Du den Verstand verloren hast."

„Beruhige Dich!“ erwiederte er mit freundlichem Ernst. „Ich bin völlig bei Sinnen und handle nach reiflicher Ueberlegung. Du kennst all' die Entbehrungen und Zurücksetzungen, die ein armer Lieutenant fortwährend leiden muß, um standesgemäß leben zu können und den äußeren Schein zu wahren. Ich habe dieses glänzende Elend lange genug getragen und würde es auch noch länger dulden, ohne mich zu beklagen, wenn ich allein stünde und nicht an die Zukunft dächte. Nicht meinetwegen, sondern lediglich aus Rücksicht auf Dich und meine Geschwister habe ich mich mit schwerem Herzen zu diesem Schritt entschlossen, weil ich sonst keine Möglichkeit sehe, für uns Alle zu sorgen.“

„Deshalb hast Du doch nicht nöthig, um Deinen Abschied einzukommen. Wenn Du das Fräulein heiratheſt —“

„Wo denkst Du hin?“ versetzte er erregt. „Davon kann nie die Rede sein.“

Das war ein neuer, harter Schlag für die besorgte Mutter, die eine Hoffnung nach der anderen zu ihrem Schmerz dahinschwinden und sich von ihrem Sohne, auf den sie bisher so stolz war, in all' ihren Erwartungen betrogen sah.

„Mein Gott!“ rief sie bestürzt. „Du wirst doch nicht so thöricht sein und ein so unerhörtes Glück von der Hand weisen. Das wäre ein unverzeihliches Unrecht, ein Verbrechen, das Du an Dir und den Deinigen begehen würdeſt.“

„Du kennst mich und weißt, daß ich Dir mit Freuden

jedes noch so schwere Opfer bringe und für meine Angehörigen gern Alles thue, was ich vermag; aber Du wirst mir nicht zumuthen wollen, daß ich mit meinem Herzen einen Handel treibe und mich an eine reiche Frau verkaufe, die ich nicht liebe."

„Das kann ich nicht fassen," versetzte die Frau Major in gereiztem Ton. „Willst Du mir nicht sagen, was Du an dem Fräulein auszusetzen hast? Ist sie nicht eine höchst geistvolle, interessante Dame, die beste Parthie, die ein junger Mann finden und jede Mutter für ihren Sohn sich wünschen kann?"

„Das bestreite ich nicht und ich zweifle auch nicht, daß die meisten Männer sich glücklich schätzen würden, eine solche Frau zu besitzen, die ich selbst verehre und achte —"

„Mehr braucht es nicht. Nach meiner Erfahrung sind das stets die glücklichsten Ehen, die auf gegenseitiger Achtung beruhen. Alles Uebrige findet sich. Bedenke, was für uns auf dem Spiel steht! Was soll aus Dir, aus uns Allen werden, wenn Du Deinen Abschied nehmen willst und eine so brillante Parthie leichtsinnig ausschlägst? Wovon werden wir künftig leben?"

„Von meiner Arbeit," erwiederte er ruhig.

„Von Deiner Arbeit? Was soll das heißen?"

„Sobald ich meinen Abschied habe, beabsichtige ich nach Oberschlesien zu gehen und im Berg- oder Hüttenfach eine lohnende Beschäftigung zu suchen."

Starr vor Entsetzen, keines Wortes mächtig saß die arme Mutter da. Kurt ein Arbeiter, ein gewöhnlicher

Hüttenmann. Der Gedanke war ihr unerträglich, dagegen sträubten sich alle ihre Gefühle und angeborenen Vorurtheile. Es erschien ihr als der höchste Mangel an Pietät, als der Gipfel alles Unheils.

„Das ist mein Tod," stöhnte sie, die Hände unter Thränen ringend. „Unerhört! Was wird die Welt, was werden unsere Verwandten, Deine Kameraden dazu sagen? Mein Sohn, ein Offizier, von Adel, aus einer der ältesten Familien, will Arbeiter werden. Das überleb' ich nicht. Nein! Es nicht möglich, daß ein Herr v. Bergen so tief sinken, sich selbst so degradiren kann."

„Das sind Vorurtheile," entgegnete Kurt, nur mit Mühe sich beherrschend. „In unserer Zeit bestimmt nicht der Zufall der Geburt, nicht Rang und Stand, sondern Tüchtigkeit und Verdienst den Werth und die Schätzung des Mannes. Wer seine Pflicht thut, ob bürgerlich oder adelig, ob als Offizier oder Arbeiter, ist und bleibt unter allen Verhältnissen ein Ehrenmann."

Das aber konnte und wollte die Frau Major nicht einsehen. Von Neuem bot sie ihre ganze mütterliche Beredtsamkeit auf, ließ sie es nicht an Vorstellungen, Ermahnungen, Bitten und Thränen fehlen, um den in ihren Augen so verwerflichen Entschluß ihres Sohnes zu erschüttern.

So schwer es auch Kurt fiel, sie zu betrüben, so widerstand er doch mit männlicher Festigkeit den Zumuthungen seiner Mutter, die er zwar schonend, aber entschieden zurückwies. Da er aber dabei so rücksichtsvoll als möglich verfuhr, so gab sie keineswegs die Hoffnung auf,

seinen Widerstand mit der Zeit zu besiegen und ihn von dem beabsichtigten Schritt doch noch zurückzuhalten.

In dieser Hoffnung wurde sie noch durch das Benehmen der Tante und des Fräuleins bestärkt, die unverändert freundlich und liebenswürdig gegen sie und Kurt waren, als ob sie keine Ahnung von all' den Vorgängen hätten und noch immer seinen Antrag erwarteten. Unter diesen Verhältnissen hielt sich die besorgte Mutter nicht nur für berechtigt, sondern verpflichtet, auch gegen den Willen ihres Sohnes ihre alten Pläne zu verfolgen. Je länger und ernster sie aber über die ganze Angelegenheit nachdachte, desto mehr drängte sich ihr die Ueberzeugung auf, daß Kurt ihr den wahren Grund seines Handelns absichtlich verschwiegen habe, und ihrem mütterlichen Scharfblick gelang es bald, das Geheimniß der Liebenden zu entdecken.

So empört sie nun auch darüber war, so ließ sie sich diesmal nicht sogleich von ihrem Zorn hinreißen, sondern überlegte erst lange und reiflich, wie sie am besten ohne jedes Aufsehen der unangenehmen Sache für immer ein Ende machen und die ihren Plänen drohende Gefahr beseitigen könnte.

Mit Kurt darüber zu reden, hielt sie für nutzlos, noch weniger durfte sie daran denken, der Tante oder gar dem Fräulein eine derartige Mittheilung zu machen, die nothwendigerweise Kurt kompromittiren und jede Aussicht auf die von ihr so sehr gewünschte Parthie zerstören mußte.

Dagegen glaubte sie kein Unrecht zu begehen, wenn

sie durch ihre Vorstellungen und die entschiedene Verweigerung ihrer Einwilligung die Gesellschafterin einzuschüchtern und zur Entsagung ihrer Liebe zu bewegen versuchte, was der würdigen Dame um so leichter und unbedenklicher schien, da sie selbst dem ganzen Verhältniß keine allzu große Bedeutung beilegte und darin nur eine flüchtige, vorübergehende Liebschaft ihres Sohnes erblickte.

Von solchen Gedanken erfüllt, suchte und fand sie schon am nächsten Tage eine passende Gelegenheit, mit Flora allein zu sprechen und ihr mit anerkennungswerther Aufrichtigkeit jede Hoffnung zu benehmen, indem sie ihr die Gründe und Bedenken gegen eine Verbindung zwischen ihrem Sohne und einem armen Mädchen mit aristokratischer Rücksichtslosigkeit auseinandersetzte.

„Sie müssen selbst einsehen, mein liebes Kind," sagte sie ihr, „daß es Verhältnisse gibt, die es unmöglich machen, der Neigung seines Herzens zu folgen. Mein Sohn hat Pflichten gegen seine Familie, Rücksichten auf seinen Stand und seine gesellschaftliche Stellung, die er nicht ungestraft verletzen darf. Sie können daher nicht erwarten, daß ich meine Zustimmung zu einer Verbindung geben werde, die weder für Sie noch für ihn ein Glück, sondern nur ein Quell bitterer Enttäuschungen und schwerer Sorgen sein würde, da sie Beide nicht das zu einem standesgemäßen ehelichen Leben nöthige Vermögen besitzen."

„Das ist wohl wahr," versetzte Flora ruhig, „aber Herr v. Bergen hofft, in seinem neuen Beruf eine für seine bescheidenen Ansprüche genügende Existenz zu finden

und die Pflichten gegen seine Familie nur um so besser und leichter erfüllen zu können."

„Was hofft, glaubt und sagt man nicht, wenn man jung und verliebt ist. Man täuscht sich und Andere über seine Gefühle und läßt sich vom Rausch der Leidenschaft zu Versprechungen und Schritten verleiten, die man hinterdrein schwer bereut und gerne ungeschehen machen möchte."

„Das kann ich unmöglich von Herrn v. Bergen glauben, da ich eine zu hohe Meinung von seinem Charakter und seiner Ehrenhaftigkeit habe. Auch hat er, wie er mir sagt, den Entschluß, seinen Abschied zu nehmen und einen anderen Beruf zu erwählen, schon lange vor meiner Bekanntschaft mit ihm gefaßt, wenn ich auch nicht leugnen will, daß ich damit einverstanden war und ihn bestimmte, das Berg- und Hüttenfach zu ergreifen."

„Mein Gott!" rief die Frau Major empört. „Wie konnten Sie das thun und ihm einen so unseligen Rath geben! Sie scheinen nicht zu wissen, was ein Offizier, ein Herr v. Bergen sich, seiner Familie und seinem Stande schuldig ist. Mein Sohn kann und darf nicht ein gewöhnliches Metier betreiben und ein Bergmann oder Hüttenarbeiter werden, ebensowenig wie es ihm gestattet ist, ein Mädchen in untergeordneter Stellung und ohne Vermögen zu heirathen, wenn er nicht mit der besseren Gesellschaft brechen, mit einem Wort sich unmöglich machen will."

Bei diesen mehr noch durch den hochmüthigen Ton, als durch ihren Gehalt verletzenden Worten zuckte die beleidigte Gesellschafterin unwillkürlich zusammen. Schon

wollte Flora eine scharfe Antwort geben, da dachte sie an Kurt und seine Bitte, die Vorurtheile seiner Mutter zu schonen, und bezwang um seinetwillen den aufsteigenden Zorn.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," sagte sie mit leichter Ironie, „wenn ich es wagte, Ihrem Sohne einen Beruf anzurathen, dem hochachtbare Männer, wie auch der Vater — des Fräulein Richter angehörten, Männer, welche durch Fleiß und Intelligenz so Großes geschaffen, Tausende von Arbeitern beschäftigen und ernähren, die den Wohlstand ganzer Provinzen fördern und beleben, und deshalb sich der Anerkennung der ganzen Welt erfreuen. Allerdings konnte ich nicht wissen, daß es einem Adeligen, einem Offizier nicht gestattet sei, durch Arbeit sich auszuzeichnen und aus Liebe ein armes Mädchen zu heirathen, was der Stolz und die Freude jedes anderen Mannes ist."

„Wir müssen allerdings," erwiederte die Frau Major verlegen, „unserem Stande manches Opfer bringen. Noblesse oblige!"

„Ein schönes, ein herrliches Wort," entgegnete Flora ernst, „wenn es nur immer richtig verstanden und befolgt würde. Eingedenk seiner Devise soll sich der Adel an die Spitze der Edlen stellen, ihnen vorangehen im Kampf für das Gute und Schöne gegen das Schlechte und Gemeine, die Fahne der Ehre hoch halten zu allen Zeiten und der Welt ein leuchtendes Beispiel der Hingebung, Selbstlosigkeit, Uneigennützigkeit und Treue geben. Dann werden wir Alle auch neidlos die Verdienste des Adels anerkennen,

mit Freuden ihm folgen und in Erfüllung unserer heiligsten Pflichten mit ihm Hand in Hand gehen."

Mit steigender Ueberraschung, fast mit Bewunderung blickte die Frau Major die sonst so schüchterne Gesellschafterin an, der sie eine solche Sprache nicht zugetraut hatte. Wider Willen mußte sie den Gedanken und Ansichten Flora's beistimmen und sich eingestehen, daß Kurt keine schönere, geistvollere und hochherzigere Frau, sie selbst sich keine bessere und liebenswürdigere Schwiegertochter wünschen könnte, wenn nur nicht der leidige Geldpunkt und die Verlockung der Millionen gewesen wäre. Wenn sie daher sich auch nicht entschließen konnte, auf ihre Pläne zu verzichten und ihre Einwilligung zu der beabsichtigten Verbindung zu geben, so machte sich doch in ihrem Benehmen gegen die arme Gesellschafterin eine Veränderung bemerkbar, indem sie ihren früheren hochmüthig wegwerfenden Ton aufgab und sich nur darauf beschränkte, so mild und diskret als möglich nochmals auf die Gründe ihrer Weigerung zurückzukommen.

Ebenso hielt sich Flora verpflichtet, die Schwächen und Vorurtheile der adelsstolzen Dame zu schonen und ihr die gebührende Ehrfurcht zu erweisen, so daß die bedenkliche Unterredung gegen alle Erwartung friedlich verlief und statt eines unheilbaren Bruches eine fast freundschaftliche Verständigung herbeiführte.

Was aber Flora mehr als Alles beruhigte und erfreute, war die Bestätigung ihres Glückes im Munde der Mutter, die, allerdings gegen ihren Willen, ihr verrieth, daß Kurt bereit sei, ihr die größten Opfer zu bringen.

Daher trug die Unterredung zwischen Flora und der Majorin nur dazu bei, die Liebenden für immer unauflöslich miteinander zu verbinden. Fortan benutzten sie jede günstige Gelegenheit, um sich zu sehen und auszusprechen, so daß ihr Verhältniß nicht länger verborgen bleiben konnte, obgleich weder die Tante noch das Fräulein darauf zu achten und Notiz davon zu nehmen schienen.

Dagegen bemerkte Graf Randau bei seinen häufigen Besuchen mit um so größerer Genugthuung diese Liebe zwischen Kurt und der Gesellschafterin.

„Hätte Bergen," sagte er sich lächelnd, „nicht für so dumm gehalten, sich in armes Mädchen zu verschießen. Ist wahrscheinlich bei Fräulein Richter abgefallen und tröstet sich mit Gesellschafterin. Kann mir nur angenehm sein, muß mich aber in Acht nehmen, daß Freund Rohr nichts erfährt. Hat zum Glück nicht die blasse Ahnung, wie Hase läuft. Zweifle nicht, daß ich ihm zuvorkomme und reüssire, wo Chancen für mich so gut stehen, wie ich nur wünschen kann."

Leider täuschte sich in dieser Beziehung der schöne Bodo, da auch der schlaue Legationssekretär aufpaßte und bald dieselbe Entdeckung machte. Ohne miteinander darüber zu sprechen, bestrebten sich Beide von Neuem, einander den Sieg streitig zu machen, nachdem sich ihr gemeinschaftlicher Nebenbuhler zurückgezogen hatte. So oft Bodo mit dem unvermeidlichen Bouquet und den obligaten Redensarten sich bei dem Fräulein präsentirte, erschien auch gleichzeitig der ihn wie sein Schatten verfolgende

Diplomat mit einem womöglich noch schöneren Blumenstrauße und noch liebenswürdigeren Phrasen.

Ebensowenig ließen es Beide an den üblichen Aufmerksamkeiten und Huldigungen fehlen, durch die sie das Herz der jungen Dame zu erobern hofften. Ihr zu Ehren arrangirte der Graf eine Parthie im Walde, ein wahres Zauberfest, wobei seine Cousine, Frau v. Reibnitz, die Honneurs machte und Alles, was in seiner Kraft stand, von ihm aufgeboten wurde, um ihr zu gefallen. Bald darauf veranstaltete jedoch der Legationssekretär in einem eigens zu diesem Zweck gemietheten und reich ausgeschmückten Boot eine Wasserfahrt nach einer benachbarten Insel, wo er seinen Gästen ein splendides Diner gab, das mehrere Tage das Gespräch und die Bewunderung des ganzen Bades bildete.

Natürlich mußte einer so umworbenen und gefeierten jungen Dame die Wahl zwischen den zwei gleich liebenswürdigen und annehmbaren Nebenbuhlern schwer fallen, so daß sie sich nicht so bald für den Einen oder den Anderen zu entscheiden vermochte und fortwährend schwankte, welchem von Beiden sie den Vorzug geben und mit ihrer Hand beglücken sollte.

Allerdings gab es Augenblicke, wo Bodo glauben durfte, der Begünstigte zu sein und den Sieg zu gewinnen, aber schon im nächsten Moment konnte der Legationssekretär mit demselben Recht sich für den Glücklichen halten und kaum noch an seinem Erfolg zweifeln, da das Fräulein mit wirklich bewunderungswürdiger Unparteilichkeit ihre Gunst zwischen Beiden vertheilte.

Dabei verstand es die junge Dame, dem Drängen ihrer Bewerber zu widerstehen und mit großer Feinheit und Gewandtheit jedem direkten Antrag auszuweichen, ohne ihre Anbeter zu verletzen und ihnen alle Aussichten zu rauben.

In dieser Weise zog sich von Tag zu Tag die ersehnte Entscheidung hin, die nicht nur von den zunächst Betheiligten, sondern auch von der ganzen Badegesellschaft mit großer Spannung erwartet wurde, gerade wie bei einem Wettrennen die Zuschauer sich lebhaft für den Ausgang des Kampfes interessiren und für den Einen oder Anderen eifrig Partei nehmen.

„Nun, wie steht es, Bodo?" fragte Herr v. Reibnitz den Grafen. „Man darf Dir doch gratuliren."

„Bin noch nicht so weit," versetzte dieser verlegen.

„Ich begreife nicht, weshalb sich die Geschichte so lange hinschleppt."

„Weiß der Henker, woran es liegt," erwiederte Bodo verdrießlich. „Rücke nicht vom Fleck, obgleich Fräulein höchst liebenswürdig, alte Tante charmant und auch sonst Alles in schönster Ordnung."

„Dann würde ich mich nicht länger besinnen und meinen Antrag machen. Du wirst Dich doch nicht vor einem Mädchen fürchten? Du mußt nur dreist zugreifen und Dich nicht abschrecken lassen."

„Ist nicht so leicht, wie Du denkst. Entschlüpft Einem wie glatter Aal, wenn man sie schon fest zu halten glaubt."

„So? Am Ende hält sie Dich zum Narren und heirathet einen Anderen. Ich traue dem Frieden nicht und

glaube, daß Rohr Dir noch einen Poſſen ſpielt, wenn Du Dich nicht beeilſt. An Deiner Stelle würde ich keine Minute verlieren und heute lieber als morgen um das Fräulein anhalten, bevor der ſchlaue Diplomat Dir das Goldfiſchchen vor der Naſe wegfängt."

„Da haſt Du Recht, Vetter! Will auch nicht länger warten; wie alter Blücher drauf losgehen und im Sturm Bataille gewinnen."

In dieſem kühnen Vorſatz wurde der Graf noch beſtärkt, als der diskrete Sanitätsrath an der Table d'hôte ihn bei Seite nahm und ihm unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit die nahe bevorſtehende Abreiſe der oberſchleſiſchen Damen mit ſo geheimnißvoller Miene und ſo feinem Lächeln mittheilte, als ob er von ihnen beauftragt wäre, Bodo allein dieſe wichtige Nachricht anzuvertrauen.

Nichtsdeſtoweniger erzählte der gefällige Badearzt dieſelbe Neuigkeit dem Legationsrath und noch mehreren anderen ſich dafür intereſſirenden Herren, ſo daß bald die ganze Geſellſchaft darum wußte.

Selbſtverſtändlich erregte dieſe Nachricht die größte Senſation und ſteigerte nur noch die bereits vorhandene Spannung und Ungeduld auf das Höchſte. Die Augen Aller waren auf die bekannten Nebenbuhler gerichtet, die ihre Aufregung ſo viel als möglich zu verbergen ſuchten. Da ſie aber keinen Augenblick mehr zu verlieren hatten, beeilten ſich Beide unter verſchiedenen Vorwänden, den Kurſaal ohne Aufſehen zu verlaſſen, indem Einer den Anderen zu täuſchen und ihm zuvorzukommen hoffte.

Fast gleichzeitig angelangt wurden Beide von der Erbin, die sie um eine kurze Unterredung ersuchten, nach einander mit derselben unparteiischen Freundlichkeit empfangen und mit dem gleichen höflichen Bedauern schon nach wenigen Augenblicken wieder entlassen, worauf Jeder einzeln mit sichtlicher Niedergeschlagenheit dem bescheidenen Fischerhäuschen den Rücken kehrte und selbst den intimsten Freunden gegenüber den erhaltenen Bescheid verschwieg.

Da aber weder der siegesgewisse Graf noch der schlaue Legationssekretär am nächsten Morgen mit den üblichen Blumenspenden erschienen, um sich von den abreisenden Damen zu verabschieden, und auch an der Table d'hôte mit keinem Wort der Trennung erwähnten, so hielt sich die scharfsinnige Badegesellschaft zu der Annahme berechtigt, daß Beide von der Millionärin einen regulären Korb bekommen.

6.

Mehrere Wochen nach diesen Ereignissen reiste auch Kurt nach Oberschlesien, um, wie er sich vorgenommen hatte, in der ihm zu diesem Zweck von Flora angerathenen Marienhütte vorläufig als Volontär zu arbeiten, nachdem er seinen ehrenvollen Abschied vom Militär erhalten und alle seine Angelegenheiten so weit geordnet hatte, daß seine Mutter und Geschwister wenigstens für ein Jahr vor aller Noth geschützt waren.

So sehr er sich auch sehnte, bald seine Geliebte, mit der er im lebhaften Briefwechsel stand, wiederzusehen, so konnte er sich doch während der langen, einförmigen Eisenbahnfahrt nicht ganz der Sorge um die Zukunft und

ernſter Bedenken wegen ſeines immerhin gewagten Schrittes erwehren.

Dazu kam noch der Anblick der traurigen Gegend und der ärmlichen Bevölkerung, deren Ausſehen nur zu ſehr geeignet war, die ihm bekannten Schilderungen von den verrufenen oberſchleſiſchen Zuſtänden zu beſtätigen; ſchlecht bebaute Felder, wüſte, unfruchtbare Sandſtrecken, düſtere Nadelwälder, hie und da ein elendes Dorf mit verfallenen Häuſern, unter deren Strohdächern Noth und Krankheit zu hauſen ſchien.

Um ſo größer und angenehmer war daher ſeine Ueberraſchung, als Kurt, am Ziel ſeiner Reiſe angelangt, ein ganz anderes und in der That großartiges Schauſpiel fand. Schon von Weitem erblickte er einen Komplex von größeren und kleineren Gebäuden, eine förmliche Arbeiterſtadt, die in keiner Beziehung den Vergleich mit den berühmteſten engliſchen und belgiſchen Hüttenwerken zu ſcheuen brauchte.

Je näher er kam, deſto mehr feſſelte ihn das Leben und Treiben in dieſer ihm ganz neuen Welt.

Mit ſteigendem Intereſſe wanderte er zwiſchen Bergen von Kohlen und aufgethürmten Erzen vorüber an rieſigen Dampfſchornſteinen und koloſſalen Werkſtätten, aus denen ihm ein betäubendes Getöſe entgegenſchallte.

Mit friſchem Muth wendete ſich Kurt an einen vorübergehenden Aufſeher, der ihn auf ſein Erſuchen zu dem ihm von Flora empfohlenen Hüttendirektor Martin führte. Dieſer, ein angehender Fünfziger mit intelligenten, Vertrauen einflößenden Zügen, empfing Kurt, ſobald er ſeinen

Namen genannt hatte, mit auffallender Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit, indem er ihn einlud, vorläufig als Gast in seinem Hause zu leben, bis er ein passenderes Unterkommen gefunden.

„Sie sind mir," fügte der Direktor lächelnd hinzu, „auf das Beste empfohlen, so daß ich mich freue, Alles zu thun, was in meiner Macht steht, um Ihnen den Aufenthalt so angenehm und nützlich als möglich zu machen."

Unter diesen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß die beiden Männer sich schnell mit einander befreundeten. Mit der ihm eigenen Offenheit vertraute Kurt dem Direktor seine eigenthümliche Lage an, indem er ihn zugleich ersuchte, ihm mit Rath und That in der Ausführung seines Vorhabens beizustehen, wozu sich Herr Martin mit größter Freundlichkeit sogleich bereit erklärte.

Kaum ausgeruht und von der anstrengenden Fahrt erholt, begleitete Kurt den ihm voranschreitenden Direktor auf seinem Gang durch das Hüttenwerk, das ihm ein noch nie gesehenes Schauspiel bot, tausend Menschenhände im Wettkampf mit den elementaren Mächten des Dampfes und des Wassers um den Preis ringend.

Gleich feuerspeienden Vulkanen ragten die riesigen Hochöfen thurmhoch empor, von ewiger Gluth erfüllt. Das kochte, zischte, sprudelte und prasselte, wenn die Windsbraut aus den mächtigen Luftkesseln gefahren kam und mit sausenden Schwingen die Flammen schürte.

Aus den weiten Oeffnungen schoß im Feuerstrom das geschmolzene Metall mit blendendem Schein, daß die

Augen nicht den rothen Glanz zu ertragen vermochten. Schwarze Gnomen und rußige Cyklopen schöpften mit kolossalen Löffeln und Eimern das kochende Erz und goßen es in die bereit stehenden Formen von feuchtem Sand, aus denen weiße Dampfwolken aufstiegen und Minuten lang den ganzen Raum verhüllten.

In den anstoßenden Werkstätten arbeiteten unabläßig die wunderbarsten Maschinen. Hier packten eiserne Zangen gleich ungeheueren Krebsscheeren das glühende Metall, zogen und zerrten, dehnten und streckten die widerstrebende Masse, bis sie Form und Gestalt gewann. Die dicken ungefügigen Blöcke verwandelten sich in Schienen und Bänder, wurden immer dünner und feiner, immer länger und schmächtiger.

Dort nickte ein stählernes Ungethüm mit starkem Kopf und scharfen Zähnen, das zolldicke Eisenplatten wie dünne Papierbogen durchschnitt. Daneben kreischte der gewaltige Riesenbohrer. Aechzende Walzen krochen und rollten gleich gewaltigen Schlangen auf dem zitternden Boden, während der centnerschwere Dampfhammer wie eine Lawine dröhnend im Takt niederfiel.

Voll Bewunderung schritt Kurt an der Seite seines gefälligen Führers, der ihm mit Klarheit und Sachkenntniß über Alles die gewünschte Auskunft gab und ihn über die Erfordernisse seines künftigen Berufes belehrte, wobei er zugleich seine Anerkennung über die schnelle Auffassung und das richtige Verständniß seines Begleiters offen äußerte.

„Bei Ihrer mich überraschenden Vorbildung und Ihrem

Geist," sagte der Direktor verbindlich, „können Sie sich mit Leichtigkeit schon in wenigen Monaten die nöthigen Fachkenntnisse erwerben, die ein tüchtiger Hüttenmann braucht. Ich zweifle nicht daran, daß Ihnen Ihr Vorhaben gelingen wird und daß Ihnen eine glänzende Laufbahn offen steht."

Zugleich berichtete der Hüttendirektor über die wahrhaft großartigen Einrichtungen und wohlthätigen Anstalten, welche durch Stiftung von Kranken- und Invalidenkassen, Gründung von Schulen und Erbauung von gesunden und behaglichen Familienhäusern für die Arbeiter geschaffen waren und von der reinsten Humanität zeugten.

„Das Alles," sagte Kurt voll Bewunderung, „kann nur meine Achtung für den verstorbenen Herrn Richter und seine Tochter erhöhen. Besonders freut es mich, von Ihnen zu hören, daß die Dame ein Herz für die Armen besitzt und einen so edlen Gebrauch von ihrem großen Vermögen macht."

„Sie ist in der That," versetzte der Hüttendirektor, „eine Zierde ihres Geschlechts, und der Mann ist beneidenswerth, den sie nächstens mit ihrer Hand beglücken will."

„Wie!" rief Kurt überrascht. „Hat Fräulein Richter sich verlobt?"

„Nicht verlobt, aber so gut wie versprochen."

„Und wer ist der Glückliche," fragte Kurt überrascht, „dem es gelungen, ihr Herz zu gewinnen?"

„Der Name ist noch ein Geheimniß," erwiederte der Hüttendirektor, „doch nach Allem, was man von ihm hört

und weiß, hat Fräulein Richter einen würdigen Mann zu ihrem Gatten gewählt."

„Das hoffe und wünsche ich ihr von ganzem Herzen."

Obgleich Kurt die Gesellschafterin zu sehr liebte, um auch nur einen Augenblick seine getroffene Wahl zu bereuen, so regten doch die unerwarteten Mittheilungen des Hüttendirektors, der Anblick des großartigen Hüttenwerkes und die damit verbundenen Eindrücke, vor Allem aber die Erinnerung und der Gedanke an die von ihm verschmähte Erbin ihn unwillkürlich so sehr auf, daß er nicht sogleich die gewünschte Ruhe fand und trotz seiner Müdigkeit erst spät nach Mitternacht in einen von bunten Traumbildern gestörten Schlaf versank.

Mit dem nächsten Morgen verschwanden jedoch die ihn verfolgenden Gedanken vor dem sehnsüchtigen Wunsch, die Geliebte zu sehen, und er beschloß, sie sofort aufzusuchen.

Als er dem freundlichen Hüttendirektor seine Absicht mittheilte, erklärte sich dieser sogleich bereit, ihn nach dem von der Marienhütte ungefähr eine Meile entfernten Landgut des Fräulein Richter zu begleiten, mit der er ohnehin, wie er sagte, in einer geschäftlichen Angelegenheit nothwendig zu verhandeln hatte.

So fuhren Beide in dem offenen leichten Wagen des Direktors davon, indem sie sich so lebhaft und angenehm unterhielten, daß sie kaum auf den kurzen Weg achteten, bis der Wagen vor einer schloßartigen Villa hielt.

Mitten in einem malerisch angelegten und sorgfältig gepflegten Park erhob sich ein zweistöckiges Gebäude im edelsten Styl der Frührenaissance, rings von grünen Rasen-

flächen wie von einem Sammtteppich umgeben, mit Marmorbildern und Erzstatuen der berühmtesten modernen Meister geschmückt, von Weinlaub und Schlingpflanzen umrankt, welche lebendige Veranden und Laubgänge bildeten und sich wie riesige Kränze um die ganze Villa schlangen.

Bei diesem entzückenden Anblick regten sich von Neuem in dem Herzen Kurt's Erinnerungen, Wünsche und Gedanken, die er ungeachtet seiner uneigennützigen Liebe nicht unterdrücken konnte, so daß er innerlich bewegt, wie im Traum an der Seite seines ihn still beobachtenden Begleiters die steinernen Stufen zu der Terrasse emporstieg, von der ihn die reizende Villa wie ein zauberhaftes Feenschloß begrüßte.

Vor der Thüre verabschiedete sich der Direktor, um das Fräulein zu sprechen, während Kurt von einem herbeigerufenen Diener, den er nach der Gesellschafterin fragte, in einen Salon geführt wurde, wo er die Geliebte mit sehnsuchtsvoller Ungeduld erwartete.

Da Flora nicht sogleich kam, so hatte er hinlängliche Zeit, sich in dem Zimmer umzusehen, das, mit dem feinsten Geschmack ausgestattet und dekorirt, nicht nur den großen Reichthum, sondern auch den hohen künstlerischen Sinn der glücklichen Besitzerin bekundete, und durch die Fülle kostbarer Gemälde und herrlicher Bronzen seine Bewunderung erregte.

Aus seiner Bewunderung wurde er durch den leichten Schritt einer nahenden Person gerissen. Tief bewegt eilte er der so sehnlich erwarteten Geliebten entgegen. Um so

größer war daher seine Enttäuschung, als er nicht Flora, sondern statt ihrer Fräulein Richter erblickte, die ihn mit ihrem alten sarkastischen Lächeln empfing und sich an seiner sichtlichen Verlegenheit zu ergötzen schien.

„Willkommen, Herr v. Bergen, in Oberschlesien!“ rief sie spöttisch, seinen Gruß erwiedernd. „Was führt Sie nach dem Lande der Wilden und Barbaren?“

„Verzeihen Sie,“ erwiederte er befangen, „wenn ich es wagte, hier einzudringen. Ich glaubte —“

„Daß Sie Flora hier finden würden. Ich bedaure, aber vorläufig müssen Sie sich schon mit mir begnügen, da sie verhindert ist und mich beauftragt hat, zuvor mit Ihnen zu sprechen und Ihnen erst eine nothwendige Erklärung über ihre Verhältnisse zu geben.“

Bei diesen mit ungewohntem Ernst gesprochenen Worten zuckte Kurt unwillkürlich zusammen, da er nur neue Hindernisse und Schwierigkeiten für seine Pläne befürchtete. Was hatte dieser seltsame Empfang zu bedeuten? Mit ängstlicher Spannung erwartete Kurt die ihm verheißenen Enthüllungen, nachdem ihn das Fräulein mit einer höflichen Handbewegung eingeladen hatte, auf dem kostbaren Sammtfauteuil an ihrer Seite Platz zu nehmen.

„Wie Sie sich vielleicht noch erinnern werden,“ sagte sie nach einer Pause, „hatte ich im Bade mit Ihnen eine längere Unterhaltung über das traurige Loos und die schmerzlichen Erfahrungen eines viel beneideten Millionärs.“

„Gewiß erinnere ich mich,“ versetzte Kurt zerstreut.

„Wenn ich nicht irre, so sagte ich Ihnen damals

unter Anderem, daß das ärmste Mädchen beneidenswerther sei, als eine solch' unglückliche Millionärin, die nur die Spekulationswuth der Männer reizt und nie im Leben das Glück einer reinen, uneigennützigen Liebe kennen lernt."

„Allerdings, mein gnädiges Fräulein! Aber wollen Sie mir nicht sagen, was Flora damit —"

„Das sollen Sie zur rechten Zeit erfahren, wenn Sie mich ruhig anhören und mir zuvor noch die Frage beantworten wollen: ob Sie es unter diesen Umständen einer armen Millionärin verdenken, wenn sie sich vor den Nachstellungen und Intriguen ihrer eigennützigen Bewerber zu schützen, vor den fast unvermeidlichen Täuschungen zu bewahren, kurz sich die sichere Ueberzeugung zu verschaffen sucht, nicht ihres Geldes wegen, sondern einzig und allein um ihrer Person willen geliebt zu werden."

„Das finde ich vollkommen gerechtfertigt. Aber ich begreife nicht —"

„Nur aus diesem Grunde," fuhr das Fräulein ruhig fort, „nur um den lästigen Verfolgungen zu entgehen, reiste ich mit Flora in Begleitung der guten Tante nach jenem fernen Ostseebade, wo wir hoffen durften, gänzlich unbekannt und unbelästigt zu leben. Leider verbreitete sich auch hier gegen unseren Willen durch die indiskrete Geschwätzigkeit unseres Arztes der Ruf jener unglückseligen Millionen. Bald waren wir wieder der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, das Tagesgespräch des Bades. Sie selbst wissen so gut wie ich, wie sich die Herren um mich bemühten und mich mit ihren Anträgen bestürmten,

besonders Graf Randau und der Legationssekretär Herr v. Rohr. Es war ein klägliches Schauspiel."

„Kein Wunder, wenn Sie, mein Fräulein, die Männer verachten."

„Nicht alle," entgegnete sie lächelnd, „da ich bei dieser Gelegenheit eine glänzende Ausnahme kennen lernte, einen Mann, der sich nicht von dem Glanz des Goldes blenden ließ, der die Millionärin verschmähte und die arme Gesellschafterin der reichen Erbin vorzog."

„O, ich bitte, mein Fräulein!" murmelte Kurt erröthend. „Mein Benehmen in diesem Falle ist keines Lobes werth."

„Des höchsten. Und daher sollen Sie auch die Wahrheit erfahren, unter der Bedingung, daß Sie mir nicht zürnen und Flora verzeihen, daß wir Sie lediglich zu Ihrem Besten mystifizirt und getäuscht haben."

Von einer plötzlichen Ahnung durchzuckt, erblaßte Kurt; der bloße Verdacht, daß Flora ihn hintergangen, nur ein Spiel mit seiner Liebe getrieben haben könnte, empörte sein männlich stolzes Herz und erfüllte seine Brust mit unaussprechlichen Schmerzen.

„Um des Himmels willen," rief er bestürzt, „sprechen Sie, mein Fräulein, und spannen Sie mich nicht länger auf die Folter."

„Beruhigen Sie sich," entgegnete das Fräulein ernst. „Die Schuld trifft mich ganz allein, indem ich Flora aus den angegebenen Gründen angerathen habe, im Bade unseren Namen und unsere Rollen mit einander zu vertauschen. Nicht ich heiße Marie Richter, nicht ich bin

die Erbin und Besitzerin der Marienhütte, sondern nur ihre Gesellschafterin und Freundin, Flora Engel."

Stumm und bleich, keines Wortes mächtig, starrte Kurt die Dame an, als ob er seinen Ohren nicht traute und das Alles nur zu träumen glaubte.

„Wie!" rief er, nachdem er sich gefaßt hatte. „Eine Mystifikation, ein Spiel, eine Komödie —"

„Nein, nein!" entgegnete das Fräulein. „Marie liebt Sie wirklich —"

„Und doch konnte sie mir die Wahrheit verschweigen, mich täuschen!"

„Es war dies das einzige sichere Mittel, Sie kennen zu lernen und sich von der Uneigennützigkeit Ihrer Liebe zu überzeugen. O, Sie wissen nicht, was die Aermste vorher gelitten hat, wie unglücklich sie sich fühlte bis zu dem Tage, wo Sie ihr in der Wolfsgrube begegneten. Sie waren der erste Mann, dem sie vertraute, dem sie glauben durfte, daß er sie um ihrer selbst willen liebte."

„Aber warum hat sie mir das nicht später Alles offen gestanden?"

„Dazu fehlte ihr der Muth; sie fürchtete, Ihren Stolz, Ihr allzu reizbares Ehrgefühl durch ein solches Geständniß zu verletzen. Deshalb wünschte sie auch, daß ich zuerst mit Ihnen sprechen und Sie vorbereiten sollte. Jetzt aber kommen Sie: Ihre Braut erwartet Sie."

Kurt stand noch immer unbeweglich, wie betäubt, in schmerzliche Gedanken versunken. Von Neuem kämpfte und schwankte er zwischen seinem Stolz und seiner Liebe, als sich die Thüre leise öffnete und zwei sanfte, schim-

mernde Taubenaugen ihn demüthig anblickten und gleichsam um Vergebung zu bitten schienen.

„Kannst Du mir verzeihen?“ fragte eine bekannte süße Stimme, die ihn aus seinem Brüten weckte.

Dem Zauber dieser Stimme vermochte er nicht zu widerstehen.

„Marie! Meine Marie!“ rief er, indem er auf die Geliebte zueilte und sie mit seinen Armen umschlang.

Unter Thränen lächelnd ruhte sie an dem Herzen des besten Mannes, reich nicht durch ihre Millionen, sondern allein durch seine Liebe.

Fürst Hermann v. Pückler-Muskau.

Eine biographische Skizze

von

H. v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

In der „weiland deutschen Reichssteusandbüchse", in der Mark Brandenburg, liegt unfern der Stadt Cottbus das kleine Dorf Branitz. Wie durch Zauberkraft aus Egyptens Gauen hieher verpflanzt erhebt sich dort mitten aus einem See eine hochemporragende Pyramide, umgeben von wunderbaren Parkanlagen; sie trägt als Inschrift den sinnigen Koranspruch: „Gräber sind die Bergspitzen einer fernen schöneren Welt", und sie ist thatsächlich auch ein Grabdenkmal: in ihr ruht die Asche des genialen Mannes, dem diese Skizze gewidmet ist.

Graf Hermann Ludwig Heinrich v. Pückler wurde am 30. Oktober 1785 auf dem Schlosse seiner Eltern, dem später durch ihn so berühmt gewordenen Muskau geboren. Es ist ein altadeliges Geschlecht, dem er entsproß. Die erste Erziehung des aufgeweckten Kindes scheint keine besonders günstige gewesen zu sein, das Glück eines harmonischen Familienlebens im elterlichen Hause, der wohlthuende Einfluß, den liebevolle elterliche Pflege auf ein kindliches Gemüth auszuüben vermögen, blieb ihm fremd. Der Vater war mißtrauisch und geizig und schwankte dabei

zwischen starrem Eigensinn und übergroßer Nachsichtigkeit hin und her, die Mutter, ein selten schönes Wesen, galt für leichtsinnig, flatterhaft und verschwenderisch — so fiel schon mitten in die erste Jugend des heranwachsenden Sohnes wie ein kalter Mehlthau der Zwiespalt im Elternhause, der bald in einer Scheidung des ungleichen Paares seinen Abschluß fand. Die geistige Erziehung des Knaben wurde dann gänzlich Hauslehrern und Gouverneuren anvertraut, die in schneller Folge wechselten und ebensowenig wie ein mehrjähriger Aufenthalt in einer Herrnhuter Erziehungsanstalt einen bleibenden Einfluß auf das Gemüth des Knaben gewannen. So ließen die Jugendjahre Pückler's wenig von dem Geiste erblicken, der später die ganze gebildete Welt zur Bewunderung fortreißen sollte, und nur jene Excentricität, die so oft der unzertrennliche Begleiter des Genies ist, machte sich in hundert launenhaften Einfällen und kecken Streichen geltend. Der junge Pückler diente — Muskau war damals noch sächsisch — einige Jahre bei den Gardes du Corps in Dresden und setzte die ganze Hauptstadt durch seine tolle Lebensweise, seine Schulden, aber auch durch seine Originalität und vor Allem durch seine kühnen Reiterkunststücke in Aufregung. Als er eines Tages mit dem Pferde von der großen Elbbrücke in den Strom setzte und, unten unverletzt angelangt, durch die Fluth dem Ufer zuschwamm, wurde er der Held des Tages.

Endlich wurde ein solches Treiben dem Vater zu viel und dem Uebermüthigen selbst zum Ueberdruß; er nahm seinen Abschied und, wie um das Leben einmal gerade von

der entgegengesetzten Seite kennen zu lernen, wanderte er mit einem kaum nennenswerthen Taschengeld im Beutel in die Welt hinaus, durchstreifte als „Sekretär Hermann" Süddeutschland, Oesterreich und Italien bis zum sonnigen Golf von Neapel, wohnte heute in einer Mansarde im dritten Stock und tauchte morgen wie ein glänzendes Irrlicht unter seinem wahren Namen in den Salons irgend einer Hofgesellschaft auf. Von hinreißender körperlicher Schönheit und Anmuth, begabt mit einem seelenvollen Blick und einer seltenen Unterhaltungsgabe bezauberte er alle Herzen und gewann sich überall Freunde und Freundinnen, denn auch diese durften nie fehlen, wo Pückler verweilte; sein Herz ist bis an sein Lebensende ein Schmetterling geblieben, der von Blume zu Blume flatterte, um ihnen seine Huldigungen darzubringen und sich an ihrem Duft zu berauschen.

Da starb im Jahre 1811 sein Vater, und der kaum Sechsundzwanzigjährige sah sich plötzlich im Besitz der großen Standesherrschaft Muskau. War er bisher nur der jugendheitere, dem Genuß nachjagende Lebemann gewesen, so übte diese plötzliche Wendung des Schicksals einen gewaltigen Eindruck auf sein Gemüth. Als Erben der Güter seines Vaters mit ihren umfänglichen Anlagen, Fabriken und der ausgedehnten Forstwirthschaft, als damals noch selbstständigen Gerichtsherrn und als Vertreter von mehreren tausend Unterthanen, deren Existenz fast ganz von ihm abhing, traten neue große Aufgaben und ernste Pflichten an ihn heran. Mit voller Seele und männlicher Thatkraft gab er sich denselben hin, vor seinem geistigen

Auge zogen bereits die Bilder all' des Schönen herauf, welches er schaffen wollte, aber die Noth der Zeit lähmte vorerst noch sein Können.

Auf ganz Deutschland lag der zermalmende Druck der französischen Zwingherrschaft; die Güter waren belastet mit schwerer Einquartierung und hohen Kontributionen; in Muskau raffte ein furchtbares, von den durchziehenden Truppen eingeschlepptes Nervenfieber die Landleute zu Hunderten hin; die übermüthigen Sieger nahmen die Pferde aus dem Stall, die Ochsen vom Pfluge fort — Pückler sah den Ruin seines Vermögens nahen.

Doch endlich kam die Stunde der Erlösung. Auf den eisigen Feldern Rußlands verlor Napoleon die Blüthe seiner Armee, Preußen und mit ihm Deutschland erhob sich. Auch Pückler wurde tief ergriffen von der allgemeinen Bewegung, er eilte sich als Freiwilliger zu stellen; da wurde er von den mißtrauischen Napoleonischen Gewalthabern ergriffen, in's Gefängniß geworfen und erlangte so spät seine Freiheit, daß er erst nach der Schlacht bei Leipzig in die Reihen der Verbündeten eintreten konnte, um bei verschiedenen Gelegenheiten ruhmvoll mitzukämpfen. Das schönste Ehrenzeichen, das eiserne Kreuz, schmückte auch seine Brust.

Nach dem Frieden widmete er sich ganz den verwickelten Angelegenheiten seiner Güter, auf denen infolge der Kriege eine ungeheure Schuldenlast ruhte; er versuchte die Fabriken zu heben, die Erträge der ausgedehnten Forsten zu vermehren, die Viehzucht zu verbessern; daneben ließ er freilich auch seinem unwiderstehlichen Hang zu excentrischen Streichen freien Lauf. In Berlin fuhr er Monate lang mit

einem Gespann von vier Hirschen, die er im Muskauer Park gezähmt hatte; in Weimar miethete er einst alle Wagen, als es bei einem Balle stark zu regnen anfing, und nöthigte die geängstigten Gäste, zu Fuß nach Hause zu gehen; bald stieg er mit dem Luftballon in die Wolken, bald ließ er sich in der Ahnengruft bei den Särgen seiner Vorfahren einschließen oder ritt in der phantastischen Tracht eines Beduinen durch die Straßen.

Aber auch seine größte und ernsteste Lebensneigung erwachte in diesen Jahren: die Liebe zur Landschaftsgärtnerei, der er später einen großen Theil seiner europäischen Berühmtheit verdankte und von der die herrlichen Schöpfungen auf seinen Besitzungen noch heute ein beredtes Zeugniß ablegen. Er fand allerdings in den Wäldern von Muskau mit ihren Baumriesen und der urwaldähnlichen Ueppigkeit der Vegetation ein äußerst glückliches Feld für seine seltene Begabung, aber wie wußte er dies Material zu gestalten und mit dem Hauch seines künstlerischen Schönheitssinnes zu durchgeistigen! Unter seiner leitenden Hand, streng nach seinen persönlichen Plänen und Anordnungen, ist der Park von Muskau, wie eine begeisterte Verehrerin sich ausdrückt, ein rauschendes, blühendes, duftendes Gedicht geworden, in dem jeder Blick neue Schönheiten enthüllt, jeder Schritt zu neuen Ueberraschungen führt. Durch Laubengänge und Platanenalleen, über Blüthensträucher und Wiesenteppiche hinweg schweift das Auge zu den reizvollsten Fernsichten hinüber, die Wildniß ist als Wildniß erhalten und verräth doch überall den ordnenden Sinn und die Pflege ihres Schöpfers.

Pückler wurde in Muskau in der That der Schöpfer der modernen Gartenkunst; es genügte ihm nicht, die englische Landschaftsgärtnerei auf Deutschland zu übertragen, er schuf sie für unser Vaterland um und paßte sie unseren Verhältnissen an, indem er sie zugleich idealisirte. Das Geheimniß der wunderbaren Wirkungen, die er als Gartenkünstler erzielte, bestand eben in dem Studium der Natur, in einem tiefen Verständniß für dieselbe. Alle seine Anlagen trugen stets das Gepräge des Natürlichen und Großartigen. Hügelland, Wald und Wasser in harmonische Verbindung zu bringen, die Mittel zur Hervorbringung einer Wirkung dem beabsichtigten Effekt richtig anzupassen, das hat nie ein Gärtner besser verstanden, als Pückler. Wer die Uferlandschaften der den Park von Muskau durchströmenden Neisse, wer den künstlichen und doch so natürlichen Urwald um das Muskauer Jagdschloß gesehen hat, und den im Waldesschatten liegenden Teich umrahmt von riesigen Rothtannen, Kiefern und Eichen, deren Stämme aus wucherndem Gestrüpp hervorwachsen, der wird das Charakteristische und Poetische dieser Anlagen nie vergessen.

Dorthin führte Pückler, nachdem ihn König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1822 in den Fürstenstand erhoben hatte, seine geliebte Lucie, die Tochter des berühmten Staatskanzlers Hardenberg, als Gattin. Sie brachte seinen gartenkünstlerischen Neigungen volles Verständniß entgegen und ihr zu Ehren fuhr er mit unermüdlichem Eifer und ohne Rücksicht auf die Kosten fort, Muskau in einen einzigen großen Park ohne Gleichen umzuwandeln. Weit über eine Million Mark verwandte er im Laufe eines

Jahrzehnts auf die immer großartiger werdenden Anlagen. Zeigte sich hier die eine künstlerische Seite seines Genies, so entfaltete sich jetzt allmählig noch eine andere, die ihn einen noch höheren Ruhm einernten ließ als jene. Einem inneren Drang folgend griff er zur Feder. Gleich sein erstes Werk, jene berühmten „Briefe eines Verstorbenen", die er während eines längeren Aufenthaltes in England schrieb, eroberte ihm mit einem Schlage eine hervorragende Stellung in der deutschen Literatur. Mit unvergleichlicher Schärfe und Klarheit schilderte er in diesen Briefen die Sitten und Charaktere, die Landschaften, Städte und Schlösser des meerumflossenen Inselreiches. Noch mehr aber als die Frische dieser Schilderungen war es die sich auf jeder Seite des anziehenden Buches kundgebende Originalität des Verfassers, welche dem Werke zu einer so begeisterten Aufnahme verhalf. Alles wollte den Fürsten Pückler sehen, ihn kennen lernen — er war über Nacht zu einer literarischen Berühmtheit geworden.

Dem ersten, epochemachenden Buche folgten bald weitere. Neben einer meisterhaften Arbeit über die Landschaftsgärtnerei schrieb er damals die satirischen „Tutti Frutti", in denen er eine Fluth von Humor und Witz über die halbe Welt ergoß und sich neben tausend Bewunderern auch tausend Feinde machte. Dann aber trat er die großen Reisen an, welche den Grundstoff zu seinem Werke „Semilasso's vorletzter Weltgang" hergaben. Es war im Jahre 1834, als er sich nach einem längeren Aufenthalt in Frankreich und in den romantischen Pyrenäenthälern nach Afrika einschiffte. Man reiste damals noch nicht so bequem wie

heute, und ein Reisender, der drei Erdtheile berührt hatte, galt damals noch als ein Weltwunder. Sein Rang, seine europäische Berühmtheit, wie seine persönliche Liebenswürdigkeit und Gewandtheit öffneten ihm alle Thore, sein seltener, scharfdurchdringender Geist konnte zu dem Niedrigsten herabtauchen, um sich dann wieder zu dem Höchsten zu erheben, sein Witz und Humor würzte jede Stunde.

Die Reise führte zunächst nach Algier. Das Fremdartige einer neuen Welt umrauschte ihn, er fühlte sich wie von einem Zauber gefangen genommen. „Hier ist es göttlich," schrieb er. „Ein Paradies, Alles neu, Alles wunderlich — schöne Menschen, die größte Natürlichkeit, ein Klima schon jetzt wie der schönste Sommer! Als Unkraut Aloë, Cactus und Jasmin, die ewigen Schneeberge des Atlas im Hintergrunde — ich fühle mich neugeboren, neuverjüngt!"

Abenteuerliche Expeditionen in das Gebiet der Kabylen, kühne Ritte in arabischer Tracht, erfolgreiche Jagden wechselten mit Festen bei den französischen Befehlshabern oder den Beduinenhäuptlingen ab. Dann ging es nach Tunis; die Ruinen von Karthago wurden besichtigt, im heißen Wüstenbrande auf Löwen und Gazellen gejagt; dann wieder dem Bey von Tunis, der den berühmten Fremdling wie einen Herrscher von Gottes Gnaden empfing, ein Besuch abgestattet. In Malta feierte der Reisende seinen fünfzigsten Geburtstag, dann wandte er sich nach Griechenland, das damals in vollen Zügen die Freude der eben erst erlangten Freiheit von türkischer Tyrannei genoß, besuchte die Stätten althelleniſcher Bildung und träumte von wunder-

baren Parkanlagen, die er auf spartanischem Gebiet in's Leben rufen wollte.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Kandia sah der Fürst das nächste Jahr in Egypten anbrechen. Auch hier wurde er mit den schmeichelhaftesten Ehrenbezeugungen überhäuft, der Vicekönig Mehemed Ali nahm ihn als einen Gast von höchster Bedeutung auf und gewährte ihm auf seinen weiteren Reisen jede denkbare Unterstützung. Die neue echt orientalische Scenerie wirkte auf seinen lebhaften Geist in der wunderbarsten Weise, er widmete Egypten ein eigenes Werk „Aus Mehemed Ali's Reich" und schilderte in den glühendsten Farben die wechselvollen Eindrücke jener Tage, die Wunder der altegyptischen Bauten, der Pyramiden und Tempel, wie der blühenden Gegenwart.

Bald in den kostbar ausgestatteten Nilbarken reisend, bald hoch auf dem Rücken eines schnellen Dromedars drang Pückler, begleitet von einem fürstlichen Gefolge, das ihm der Vicekönig gegeben, bis tief in den Sudan ein. Im schnellen Wechsel flogen die Tage dahin. „Sonntag," so schrieb er aus Dongola nach Hause „haben wir Krokodilsjagd, Dienstag Straußhetze, Freitag Parforcejagd auf Giraffen, dann Hippopotamusjagd auf dem Nil und Antilopenhetze mit Windhunden aus dem Darfur, was will man mehr?"

Nach Alexandrien zurückgekehrt, schiffte unser Reisender sich nach Syrien ein, besuchte Jerusalem und das todte Meer, Saida und Beirut. Die Ehrenbezeugungen, die er empfing, wiederholten sich überall, wo nur eine Kanone war, donnerte sie bei seiner Ankunft. In Libanon suchte

er auch jene seltsame englische Dame, die Lady Esther Stanhope auf, die sich in den Felsenklüften des Gebirges ein fast unzugängliches Schloß erbaut hatte und gleich einer orientalischen Fürstin hier in strenger Abgeschlossenheit lebte. Ueber Smyrna reiste Pückler darauf nach Konstantinopel und kehrte endlich nach sechsjähriger Abwesenheit in die Heimath zurück. Seine Reise durch Deutschland glich einem großen Triumphzug, und als er sich nun gar in Muskau wieder einrichtete mit dem orientalischen Prunk, den er mitgebracht, seinen kostbaren arabischen Pferden, den reichen Sammlungen aus Algier und Griechenland, aus Egypten und Syrien, Kleinasien und der Türkei, als er seine schwarzen Diener und Dienerinnen dort auf dem Boden der Mark Brandenburg installirte, da wollte des Staunens gar kein Ende werden.

Leider sollte ihm die Freude an dem herrlichen Besitz seiner Herrschaft nicht mehr lange bleiben. Die finanziellen Schwierigkeiten, die er sich durch seine kostspieligen Anlagen und Reisen selbst bereitet, wurden immer größer, und selbst die bedeutenden Erträge seiner schriftstellerischen Thätigkeit genügten nicht für die sich stetig steigernden Ausgaben. Nach vielem Zögern und mannigfachen Verhandlungen mußte er sich endlich blutenden Herzens dazu bequemen, die Herrschaft zu verkaufen — ein Schritt, dessen Schwere man ermißt, wenn man bedenkt, daß die Schöpfung des Ganzen sein eigenstes Werk war, in dem jeder Baum, jeder Blumenteppich ihn mit hundert Banden fesselte. Es gelang ihm aber wenigstens auf diese Weise, seine Verhältnisse zu ordnen, und mit dem Feuergeiste, der ihn aus-

zeichnete, warf er sich sofort auf die gartenkünstlerische Umwandlung einer seiner anderen Besitzungen, des Eingangs dieser Skizze erwähnten Gutes Branitz, das er zu seinem bleibenden Wohnsitz auswählte.

Hatte ihn in Muskau die Natur in der reichen Mannigfaltigkeit ihrer Gaben, vor Allem durch das vorgefundene Material an wunderbar schönen Forstbeständen, durch reiche Abwechselung von Berg und Thal, von Wald und Wasser unterstützt, so fand er in Branitz von alledem nichts, gar nichts vor — es war eine öde, einförmige Sandebene, aus welcher ein irdisches Paradies unter seinen umgestaltenden Händen wurde; er selbst schrieb: „Eine schwerere Aufgabe als die hiesige konnte es wohl kaum geben, aber mit Talent, Ausdauer und Geld werden viele sogenannte Unmöglichkeiten überwunden." Es ist allerdings fast unglaublich, was Pückler aus der „Wüste von Branitz", wie er seine Besitzung bisweilen spottweise nannte, hervorzauberte. Er ließ Seen ausgraben und nach seiner genauen Zeichnung Hügel aufwerfen; da in Branitz selbst sehr wenige alte Bäume vorhanden waren, so transportirte er von vielen Meilen her nicht etwa einzelne Exemplare, nein, ganze Wälder nach dem Gut und pflanzte sie hier neu ein, Millionen von Schößlingen wurden in wenig Jahren eingesetzt. Einen Theil des Dorfes ließ der Fürst ganz verlegen, den übrigen gestaltete er nach seinen Plänen um und paßte ihn so in das ganze Landschaftsbild hinein. — Als das Schloß des benachbarten Cottbus abbrannte, wußte er sogar diesen Umstand zu benutzen und schuf einen wunderbaren Fernblick auf die schöne Ruine. Das

einfache, aber in ebenmäßigem Styl erbaute Schloß von Branitz erhebt sich inmitten des engeren eigentlichen Blumengartens, der terrassenförmig emporsteigt, smaragdgrüne Rasenflächen und graziöse Gebüsche umrahmen ihn. Im Schloß selbst aber entfalteten sich Bilder, wie in einem Feenmärchen aus tausend und einer Nacht. Mit wunderbarem Geschmack hatte der Fürst hier die Erinnerungen aus drei Welttheilen mit dem europäischen Comfort verschmolzen; die türkischen Teppiche aus Smyrna, die leichten orientalischen Seiden- und Gazestoffe der Drapirungen, die Waffen und Rüstungen, dann wieder die mittelalterlichen buntfarbigen Glasfenster, die seltenen Schnitzarbeiten — Alles vereinigte sich hier zu einem harmonischen Ganzen, das an Pracht wohl vieler Orten, an Schönheit der Anordnung kaum irgendwo seines Gleichen hatte.

In Branitz verlebte er die letzten zwanzig Jahre seines Lebens — bis zur letzten Stunde geistig jugendfrisch und lebendig. Noch 1866 war es ihm, dem Einundachtzigjährigen, vergönnt, an der Seite seines Königs den Feldzug in Böhmen im großen Hauptquartier mitzumachen, und ebenso erlebte er noch die stolzen Tage von 1870. Einzelne Reisen und zahlreicher Besuch in seinem gastlichen Hause waren seine größten und liebsten Abwechselungen, außerdem nahm ihn seine Gartenverwaltung und die enorme Korrespondenz, die er nach allen Richtungen der Windrose führte, sehr in Anspruch. Man suchte seinen Rath überall, und so ist er noch von Branitz aus der geistige Schöpfer jener wundervollen Parkanlagen geworden, die das kleine Potsdam nach allen Seiten umgeben und besonders Babelsberg

zur vielleicht schönsten Herrscherburg Deutschlands machen. Es war eine sonderbare Lebensweise in Branitz, originell wie Alles, was der Fürst that. Um 1 Uhr Mittags erhob man sich aus dem Bett, um 9 Uhr Abends dinirte man und legte sich etwa zwei Stunden nach Mitternacht zur Ruhe. Der Hausherr trug fast stets türkische Kleidung, die er die bequemste und angenehmste der Welt nannte, der blauseidene Damastkaftan, die weiten rothen Pantalons und der rothe Fez auf dem Silberhaar standen ihm aber auch vorzüglich.

Am 4. Februar 1871 entschlummerte er endlich sanft und ruhig — der Wunsch, den er so oft geäußert, daß es ihm vergönnt sein möge, nicht gewaltsam, sondern schmerzlos und still aus dem Leben zu scheiden, wurde ihm erfüllt.

Es ist schwer, eine so eigenartige Persönlichkeit, wie die Pückler's, mit wenigen Worten zu charakterisiren und ihr voll gerecht zu werden, denn der Fürst besaß bei allen seinen Naturanlagen und Fähigkeiten, bei aller Geistesschärfe und Herzensgüte doch auch große Fehler und Schwächen. Wo aber ist Licht ohne Schatten? Und wird uns Allen das Licht nicht erst um der Dunkelheit willen lieb? Pückler war z. B. von einer bisweilen bis in's Kleinliche gehenden Eitelkeit, er konnte oft leichtsinnig und verschwenderisch, launenhaft und eigenwillig sein, aber jede dieser Eigenschaften wog bei ihm wieder eine Fülle anderer, wog eine alle Herzen gewinnende Liebenswürdigkeit auf. Sein Geist und seine Neigungen hätten am liebsten die ganze Welt umfaßt. Als Cavalier der alten

Schule aller ritterlichen Künſte Meiſter, war er muthig und tollkühn, großmüthig und freigebig; mit einer wunderbaren Elaſtizität und Gewandtheit des Geiſtes plauderte er heute als Weltmann über ein Nichts und vertiefte ſich morgen als Philoſoph mit den größten Denkern ſeiner Zeit in die erhabendſten Dinge — hier konnte er die Arbeit eines Tages daranſetzen, ein raffinirtes Dinermenu aufzuſtellen oder als Kochkünſtler irgend eine neue noch nicht dageweſene Delikateſſe zu erſinnen — wie denn eine von ihm erfundene Eisſpeiſe noch jetzt unter ſeinem Namen in den Kochbüchern glänzt — dort konnte er mit wenigen Strichen den Plan einer gärtneriſchen Schöpfung andeuten, die alle Welt bewundern ſollte, immer aber ſteht er an Geiſt und Originalität groß da, und ſeine Biographin Ludmilla Aſſing hat wohl Recht, wenn ſie ſagt: Als Künſtler und Dichter wird er ſtets durch ſeine Schöpfungen glänzen, als Schriftſteller unvergeſſen bleiben.

Er ſelbſt aber ſetzte ſich das ſchönſte Denkmal mit den herrlichen Worten, die er am Tage vor ſeinem Tode in ſein Tagebuch ſchrieb: „Kunſt iſt das Höchſte und Edelſte im Leben, denn es iſt Schaffen zum Beſten der Menſchheit. Nach Kräften habe ich dies mein langes Leben hindurch im Reiche der Natur geübt!“

Die Adelskönige im Mittelalter.

Von

Hans Marschall.

(Nachdruck verboten.)

Zu Ausgang des 14. Jahrhunderts rangen innerhalb der christlichen Welt in Mittel- und Westeuropa die herausgebildeten gesellschaftlichen Gegensätze todfeindlich miteinander. In Frankreich und England erhob sich ein Aufstand der Armen gegen die Reichen, der leibeigenen Bauern gegen die sie bedrückenden Herren; in beiden Ländern wurde er nach greuelvollen Kämpfen im Blute der Aufständischen erstickt. In Flandern kämpften Adel und städtische Gemeinden miteinander, und auch hier siegte der Erstere. Im deutschen Reich, zumal in dessen südlichen und westlichen Theilen, standen ebenfalls Adel und Städte in der Ueberzeugung sich gegenüber, daß die Interessen und Bestrebungen der einen Partei sich nicht mit der der anderen versöhnen ließen, und daß sie die Waffen dafür aufbieten müßten, wem die Zukunft gehören solle. Die kaiserliche Macht war bereits schwer erschüttert; die kleinen Landesherren strebten, sich möglichst unabhängig zu machen, und ein eben solcher Trieb war in den reich und stark gewordenen Reichsstädten lebendig, während der Adel sowohl die Einen wie die Anderen zu fürchten hatte. So rüstete

man sich denn auf beiden Seiten zu einem unvermeidlichen Entscheidungskampf. Die Städte schlossen Schutz- und Trutzbündnisse mit einander ab, die Ritter desgleichen, und die Fürsten begannen eine berechnende Politik, mit der sie bei diesen Rivalitäten am besten fahren zu können glaubten.

Was nun die Ritterbünde betrifft, so sollten sie in der Hauptsache — ebenso wie es bei den Städten der Fall war — ihren Mitgliedern die Erhaltung ihrer Rechte und Befugnisse gegen Jeden gewährleisten, der sie hierin stören würde. An der Spitze standen in der Regel verschiedenartig benannte Obere, welche durch freie Wahl der Genossen meistens für ein Jahr eingesetzt wurden und oft einen berathenden Ausschuß zur Seite hatten. Diese Oberen hießen Hauptleute, aber in den stärkeren Verbindungen Könige. Allerdings faßte man damals den Titel eines solchen Wahlkönigs nicht so auf, wie es in den erblichen Monarchien geschieht. Gab es doch einen König der Seiler in Mainz, während die „Schützenkönige" sich sogar bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Bei alledem bedeutete dieser Titel immerhin eine Machtentfaltung, und daß die Ritterkönige solche oft in ehrgeizigster Art zu erweitern strebten, sollten ihre Thaten beweisen.

Ein erstes Ritterkönigthum solcher Art, von dem man hörte, war das der Martinsvögel, die 1362 in der Wetterau im Hessischen am Martinstage zu einer Gesellschaft zusammentraten. Ihr Bund ward auf fünf Jahre geschlossen und sollte zum Zweck haben, sich gegenseitig Schutz und Trutz, ausgenommen gegen ihre Lehensherrn, zu leisten. Jährlich wollten sie zweimal zusammenkommen, und wer da nicht erschien,

hatte zwei Gulden in die Bundeskasse zu zahlen. Nur Krankheit oder Abwesenheit von der Heimath entschuldigten. Im Felde trug jeder Genosse die Kosten selbst; dafür wurde ihm aber auch von der Beute der gebührende Antheil zugesichert.

Am bemerkenswerthesten haben sich diese ritterlichen Martinsvögel durch den versuchten Ueberfall des streitlustigen Grafen Eberhard von Württemberg, genannt der Greiner oder Zänker, im Wildbade gemacht. Das war im Frühjahre 1367 und sollte ein kühnes Raubritterstücklein aus Rache an dem Greiner sein. Aber ein Bauer verrieth ihm den Anschlag und, wenn auch nur mit Mühe, so entkam doch der Graf mit Sohn und Schwiegertochter zur Nachtzeit auf wenig bekannten Pfaden nach der drei Stunden entfernten Veste Zavelstein. Der Greiner verschaffte sich Genugthuung dafür, indem er mit Hilfe der Reichsstädte, die diesmal ausnahmsweise mit dem hohen Herrn zusammenhielten, gegen die Burgen der Hauptgegner vorging. Die Fehden dauerten Jahre lang und wurden erst 1385 beendigt, indem der König der Ritter, Graf Wolf von Eberstein, seine Vesten dem von Württemberg öffnete. Der Bund der Martinsvögel bestand aber noch bis 1395, und der letzte König derselben war Herr Friedrich von Hadstat.

Ein anderer, um dieselbe Zeit in Hessen gegründeter Bund war der vom Stern, der sich hauptsächlich gegen den regierenden Landgrafen von Hessen richtete, von dem es hieß:

„Hüte Dich vor dem Landgrafen von Hessen,
Willst Du nicht sein aufgefressen."

Er soll an verbündeten Herren, Rittern und Knappen mehr als 2000 Personen umfaßt haben, worunter 350 Burgbesitzer, in der Wetterau sowohl, wie in den Rheinlanden, in Thüringen, Sachsen und Westphalen. Der Bischof von Paderborn gehörte auch dazu, und als Könige werden die Grafen v. Ziegenhayn genannt, während Hans v. Heringen der rührigste Werber für den Bund war und überall herumreiste, um Theilnehmer zu gewinnen. Das Erkennungszeichen der Mitglieder war ein Stern, Wappenzeichen der Grafen v. Ziegenhayn, bei den Rittern von Gold, bei den Knappen von Silber. Bei allen hartnäckigen Feindseligkeiten zwischen den Mitgliedern und dem Landgrafen kam es jedoch zu keinem größeren offenen Kampf. Der alte Heinrich von Hessen zeigte sich in listiger Politik seinen Feinden überlegen, brachte Zwiespalt unter sie, wußte dabei auch einen Theil des Adels und die Städte in seinem Lande sich geneigt zu machen, so daß er immer mehr Uebergewicht erhielt und der Bund infolge davon sich schon wenige Jahre nach seiner Gründung auflöste.

Einigkeit in Verfolgung des Zweckes war überhaupt trotz allem Königthum diesen Ritterbünden selten eigen. Bald traten in ihnen Gelüste nach Privatrache, bald die niedrigeren nach Raubzügen zu Tage, und im Ganzen drückte in ihnen sich ein krampfhaftes Ringen gegen allgemeine und großentheils selbstverschuldete Zeitgebrechen aus, welches schließlich im Haß gegen die Städte sich mit den Fürsten zu gemeinsamem Handeln verband und dadurch deren Herrschaft festigen half, was ursprünglich die Ritterkönige doch ebenfalls hatten verhindern wollen.

Es erstanden denn auch immer neue Bünde. Im Jahre 1370 wird in Schwaben eine Gesellschaft „mit dem Schwerte" urkundlich genannt, und 1372 eine „von der Krone". Ferner gab es eine „mit den Wolfen", die in ihrer Stiftungsurkunde charakteristischer Weise hervorhob, daß sie nicht um Raubes oder anderer unredlicher Absichten willen sich zusammengethan. Hervorragender waren die 1372 in Weißenhorn vereinigten 61 Ritter der Freiburger Landschaft, die sich wider Jedermann verbanden, ausgenommen den Kaiser, Bayern und Württemberg. Sie halfen dem Greiner tapfer in seinen blutigen Kriegen gegen die Städter, wodurch sie die dynastische Gewalt desselben so stärkten, daß er ihres Gleichen so gefährlich als möglich wurde.

Der alte Haudegen und Eroberer verstand es noch besser wie der Landgraf von Hessen, aus diesem Ritterkönigthum Nutzen für seine Zwecke zu ziehen, indem er es geschickt mit Grimm und Haß gegen die Bündnisse der Zünftler und Städte erfüllte, deren Reisige allerdings jetzt schonungslos gegen Raubritterburgen vorgingen und an den Galgen hingen, wer ihnen von dieser Gesellschaft in die Hände fiel. Geradezu fürstlichen Interessen sollte der weitausgebreitete Ritterbund des „Löwen" dienen, zu dessen Gründern auch Ulrich von Württemberg, des Greiners Sohn, gehörte. Am 13. Oktober 1379 wurde er in der Wetterau geschlossen und Ulrich, nebst Graf Montfort in Tettnang und Friedrich v. Zollern wurden die Hauptleute oder Könige desselben. Sie dehnten ihr Gebiet über Schwaben, das Elsaß, den Breisgau, den ganzen Rheinstrom, bis

in die Niederlande aus, und einer ihrer Fehdebriefe vom Jahre 1380 nennt Graf Ulrich von Württemberg ausdrücklich „Könnig (König) der Gesellschaft mit dem Löwen zu Schwaben, Lotringen, zu Elsaß, zu Franken.“ Als einzige Stadt, die dieser entschieden städtefeindlichen Verbindung sich zugesellte, wird Basel aufgeführt. Sie stellte sechs Gleven (Fähnlein), im Nothfalle deren zwanzig. Jährlich wurden zwei Kapitel gehalten, das eine Sonntag nach St. Andreastag zu Wiesbaden, das andere Sonntag nach Pfingsten zu St. Goar. Die Grafen hatten bei jedem Kapitel sechs Gulden, Ritter und Knechte je einen Gulden, Stadt Basel fünfzehn Gulden zu geben. Die Ritter trugen als Kennzeichen einen goldenen, die Knechte einen silbernen Löwen. Wer dies Abzeichen vergaß, zahlte für den Tag eine Geldstrafe, „die man armen Leuten geben soll zu St. Jörgen Ehre“. War ein Bundesglied an seiner Ehre angegriffen, so hatte es dieselbe unter Beihilfe der Bundesverwandten wieder herzustellen, andernfalls auszuscheiden. Aehnliche Bestimmungen enthielten andere gleichzeitige Bündnisse, wie die von St. Wilhelm, vom Greifen, und der St. Georgenschild oder der Bund des St. Jörgenkreuzes, einer der bedeutendsten und dauerndsten unter der süddeutschen Ritterschaft. Dem Grafen v. Württemberg gelang es sogar, die drei größten dieser Gesellschaften 1382 zu einem einzigen Bunde zu vereinigen, was den damals regierenden Kaiser Wenzel nicht wenig beunruhigte und die schwäbisch-bayrischen Städte bestimmte, eine friedliche Annäherung an ein so mächtiges Ritterthum zu suchen, um sich für die Zukunft zu sichern.

Aus diesen, auf kürzere oder längere Zeit geschlossenen Bündnissen entstand das moderne Ordenswesen, bei welchem nach und nach das durch den Ordensmeister verliehene äußere Abzeichen zur Hauptsache wurde. Jene Adelskönige sind die ersten Meister solcher Orden gewesen, und die Abzeichen der Mitglieder bedeuteten, daß sie sich den Bestimmungen der Gesellschaft unterworfen hatten. Wie die Fürsten klugerweise mehr und mehr diese mächtigen Rittergesellschaften mit ihren Interessen verknüpften, in dieselben eintraten und deren Patrone wurden, so stifteten sie später neue Orden, welchen keine politische Bedeutung beiwohnte, indem sie ihnen Abzeichen als Zeichen ihrer Huld verliehen. Der Erste, der in Deutschland einen solchen Orden stiftete, war Herzog Albrecht von Oesterreich; 1433 bestimmte er den Adler mit goldener Krone zum Ausdruck seiner besonderen Gnade.

Die Städte hatten allen Grund, diesen Rittergesellschaften nichts Gutes zuzutrauen. Fürsten und Adel machten, selbst dem Kaiser zum Trotze, gerne gemeinsame Sache gegen das selbstbewußte und kraftvoll bewehrte Bürgerthum. Im Jahre 1386 meldete Ulm z. B. voll wachsamer Sorge den rheinischen Schwesterstädten, „es hätten etliche Fürsten und Herren im geheim ein Bündniß, die ‚Faym‘ (Vehm) beschworen und vermehrten dasselbe alle Tage; Niemand kenne die ‚Faymgrafen‘, als sie selbst sich untereinander. Fürsten und Herren bezweckten mit solchem Verbündniß, der Ihrigen im Lande gewaltig zu werden, und die Städte zu beeinträchtigen.“ Wie es scheint, lag hier eine Anwendung der alten, bereits entarteten Vehm-

gerichte Westphalens vor, welche ein Ritterbund ausübte, um sich zu vergrößern; doch ist Näheres darüber nicht bekannt geworden.

Unter den verschiedenen Bündnissen, die sich namentlich in Mitteldeutschland und am Rhein immer weiter bildeten, wie die „Hörner", die „Falkner", die „alte Minne", ist von größerer Bedeutung das der „Bengler" im Paderborn'schen und Oberhessischen, eine regelrechte Raubritterschaft, die auch dem Bischof und den Landesfürsten genug zu schaffen machte. Die v. Padberg waren Könige darin, und ein Friedrich dieses bösen Hauses war schon einmal in die Hände der Frankenberger Bürger gefallen und zum Galgen geführt worden, wo er aber gegen schriftliches Gelöbniß, die Stadt im Umkreis von fünf Meilen nicht zu schädigen, sein Leben rettete. Die Bengler oder Klüppler entstanden aus den Resten anderer Bündnisse um 1390 und führten ein silbernes Stäbchen (Bengel, Klüppel) auf der Brust als Abzeichen. Ihr Fehde- und Kriegstreiben verheerte das Land. Im Frühjahr 1392 zog der Bischof mit dem Herzog von Braunschweig vor die feste Burg der Padberge und verbrannte denselben bei dieser Gelegenheit sechzehn Maierhöfe. Endlich unterlagen die Bengler und mußten für ihre Gefangenen dreißigtausend Gulden Lösegeld aufbringen. Aber vernichtet war diese Gesellschaft damit noch nicht. In den raub- und brandlustigen Schleglern erstand sie von Neuem so mächtig, daß 1395 verschiedene rheinische und süddeutsche Fürsten und Herren, der Erzbischof von Mainz obenan, ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß dagegen zu schließen sich

veranlaßt fanden. Graf Eberhard der Greiner von Württemberg rückte im Verein mit den Nachbarfürsten den drei Schlegelkönigen, Wolf v. Stein, sowie Reinhard und Friedrich v. Enzberg, auf ihren oberschwäbischen Burgen zu Leibe. Die Hauptveste Heimsheim wurde mit Feuerpfeilen in Brand gesteckt, worauf sich die Belagerten durch die Flucht retteten. Sechs Schlegler, darunter die drei Könige, geriethen in Gefangenschaft, wurden aber schließlich, nachdem sie Urfehde geschworen, entlassen. Kaiser Wenzel erließ auf Vorstellung der Fürsten ein besonderes Manifest, in dem er die „Gesellschaft in Tütschen Landen, die sich nennent Slegeler", als feindselig wider ihn und das Reich aufhob, ohne daß freilich diese Verordnung Beachtung fand. Vielmehr wurde der Krieg auf beiden Seiten mit vermehrter Erbitterung geführt, bis sich die Schlegler dazu verstanden, durch ihren neuen König Georg v. Neuneck mit dem Grafen von Württemberg zu unterhandeln. Es kam 1396 zu einem Waffenstillstand und danach zu einem Friedensschluß unter Auflösung des Bundes. Dabei stellte sich heraus, daß der brave Kaiser Wenzel den Schleglern insgeheim alljährlich 3000 Gulden aus den schwäbischen Landvogteigefällen zugewiesen, ihnen auch den gestraften Landfriedebrecher Brun v. Rappoltstein zum Hauptmann erkoren hatte. Diese verrätherische Handlungsweise bildete einen Hauptgrund zur Absetzung Wenzel's im Jahre 1400.

Aus diesen Kämpfen ging für den Adel übrigens doch der Vortheil hervor, daß ein mehr begüterter Theil desselben die Reichsritterschaft erhielt, wodurch er in der Form so unabhängig wie die Landesherren wurde. Eine

erste urkundliche Anerkennung solcher kleinen Dynasten erfolgte schon, wenn auch noch in unbestimmter Form, 1389 auf dem Reichstage zu Eger.

Damit verlor sich der trotzige Charakter des angesehneren Adels, der jetzt vielmehr mit den benachbarten mächtigeren Landesherren in gutem Einvernehmen bleiben wollte; andererseits suchte er mit dem obersten Reichsherrn, dem Kaiser, sich möglichst gut zu stellen. Die neuen Rittergesellschaften glichen daher mehr den heutigen Orden, wie beispielsweise die von der Sichel, deren Mitglieder einen gekrönten Rehbock, welchem eine Sichel zwischen den Hörnern hing, als Abzeichen zu führen hatten. Sie wurde schon 1391 von Bischof Ruprecht von Paderborn, Herzog Otto von Braunschweig, dem Landgrafen zu Hessen, verschiedenen Grafen, Edelherren und sogar einem Knappen, Alhard von dem Busche, errichtet. An der Spitze stand ein gewähltes Oberhaupt, der König genannt; außerdem gab es noch einen Marschalk. Dem Könige lag sowohl die Verwaltung als das höchste Richteramt in Bundessachen ob. Der Zweck der Gesellschaft war ein friedlicher und bestand vornehmlich in der Pflege der Ritterlichkeit, wie sie sich bei Turnieren zu erweisen hatte. Eine ähnliche ritterliche Vereinigung bildeten die Fürspänger in Franken, mit goldener Gürtelspange (Fürspange) als Abzeichen; ferner die „Gesellen von Waldsee", die 1408 erscheinen, schwäbische Adelige zumeist und St. Georgenritter, die der heiligen Kirche und dem römischen Reiche zu Ehren und Frommen, zum Nutzen der Pilgrime, Kaufleute und Landfahrer, sowie überhaupt zur Erhaltung des Landfriedens sich ver-

einigten und auch den Zweck im Auge hatten, nicht „von guten Gewohnheiten, Rechten, Gnaden und Briefen der römischen Kaiser und Könige gedrängt und getrieben zu werden". Ausgeschlossen von ihnen sollten „Fürsten, große Herren, Gesellschaften oder ganze Kommunen" bleiben.

Eigenartig sind die tirolischen Ritterbünde derselben Zeit. Der eine, 1406 geschlossen, hieß der Elephantenbund; der andere, Ostern 1407 errichtet, „Bund der Landleute an der Etsch". Letzterer umfaßte einen großen Theil des tirolischen Adels; vier Hauptleute standen an der Spitze, als erster darunter der tapfere und reckenhafte Heinrich v. Rottenburg. Der Hauptmann oder König des Elephantenbundes, der im Uebrigen mit dem anderen dieselben Zwecke verfolgte, war Oswald v. Wolkenstein, eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten jener Zeit. Er gehörte einem alten und mächtigen Burggeschlecht des Landes an und in ihm verkörperte sich noch einmal das Minneritterthum, welches seit einem Jahrhundert schon im Niedergang begriffen gewesen, in all' seiner wunderlichen und doch so reizvollen Romantik. Als Knabe schon verrieth er besondere Begabung als Dichter und Sänger, lernte Harfe, Geige, Zither, Trommel und Pfeife spielen; ebenso aber trat bereits in der Jugend das übermäßige Kraftgefühl und der stolze Unabhängigkeitssinn bei ihm zu Tage, welche das deutsche Ritterthum bisher erfüllt hatten. Im zehnten Jahre zog er bereits auf Abenteuer aus und zwar mit einer süddeutschen Ritterschaar, die 1377 zur Bekämpfung der heidnischen Preußen nach dem Norden ging. In Preußen, Polen und Rußland, in Deutschland, Schottland,

Armenien, Griechenland, Ungarn trieb er sich als fahrender Ritter herum, glühend für Poesie und Heldenthaten. Er war fünfundzwanzig Jahre alt, als er mit beinahe gebleichtem Haar seine Tiroler Berge und die Burg seiner Väter wiedersah. Aber schon bald zog er wieder aus, nach Italien. Nach der Rückkehr von dort begann er in den Adelsbündnissen Tirols seine Rolle zu spielen.

Diese Bündnisse richteten sich hauptsächlich gegen den Herzog Friedrich von Oesterreich, der auf die Stärkung einer landesherrlichen Macht gegen das trotzige und souverän auftretende Ritterthum hinarbeitete. Der Herzog machte zwar anfangs gute Miene zum bösen Spiel, indem er selbst dem Bunde der „Landleute an der Etsch" beitrat; aber es konnte bei dem Gegensatze seiner Interessen zu denen der Ritter nicht ausbleiben, daß es zu offenem Hader und Krieg zwischen Beiden kam. Sowohl der Wolkensteiner wie der Rottenburger waren Adelskönige, mit denen nicht zu spaßen war. Sie griffen augenblicks zum Schwerte. Endlich bekam der Herzog den Rottenburger in seine Gewalt. Er gab ihn zwar 1411 wieder frei, aber unter Bedingungen, welche die Macht dieses gefährlichsten Gegners brachen.

Nach dem bald darauf erfolgten Tode des Rottenburgers übernahm Oswald v. Wolkenstein nun herausfordernd die Führung der Ritterschaft. Er stellte sich unter den Kaiser, um mit diesem gemeinsame Sache gegen den Oesterreicher zu machen. Der Kampf wurde auf beiden Seiten mit Energie aufgenommen und neigte sich anfänglich sehr zu Gunsten der Ritter. Verrätherischerweise wurde aber

der Wolkensteiner im Herbst 1421 auf offener Straße überfallen und in den Kerker einer Burg von Friedrich's Sippe gebracht. Damit wendete sich das Blatt. Als Friedrich im Januar 1423 den Wolkensteiner wieder freiließ, war die Macht seiner Gegner schon im Wanken und ihr König durch die in der Gefangenschaft erlittenen Mißhandlungen in seiner Kraft gebrochen. Bald wurde auch Friede geschlossen, indem sich die Ritter dem Landesherrn fügen mußten. Oswald v. Wolkenstein war nicht mehr im Stande, es zu verhindern, und söhnte sich selber mit dem Herzog 1427 aus. Erst 1445 starb er als hochbetagter Greis auf seiner Burg zu Hauenstein, nachdem er noch 1431 einen Zug gegen die Hussiten mitgemacht hatte.

So gestaltete sich aus all' diesen Kämpfen heraus immer sichtbarer die neue Ordnung: starke Einzelstaaten unter schwacher Reichshoheit, und eine Reichsritterschaft, welche mehr oder minder sich dem Landesherrn unterwerfen mußte und später den Kern der Landstände bildete. Diejenigen Elemente des Adels, welche nicht an dem gemeinen Raubritterthum festhielten, oder direkt in den Dienst des Landesherrn traten, einigten sich im Sinne dieser werdenden Ordnung, und darin ging der süddeutsche Georgenschild mit dem Beispiel voran. Er brachte schwäbische, fränkische und bayrische Ritter unter ein neues, friedliches Bündniß, um sich als Glieder an das Reich anzuschließen, „St. Georg, der Kirche, dem Reiche und ihren Landen zu Ehren und zur Stärkung, zu Nutz, zu Frieden und Gemach." Der Kaiser Sigismund gab seine Sanktion dazu, indem er das Reichsritterthum 1429 verbriefte.

Außer dem Bund von St. Georg, welcher den ganzen Läuterungsprozeß seit mehr als drei Jahrzehnten durchgemacht, war noch der bayrische Bund zum Eingehürn (Einhorn), auch der der „Böckeler" genannt, im Jahre 1428 mit verwandten Bestrebungen entstanden. Neben diesen gewissermaßen politischen Rittergesellschaften kommen diejenigen, welche wesentlich geselligen Zwecken oblagen, und die mehr und mehr zu bloßen Turniervereinen einschrumpften, wenig in Betracht. Ein kulturgeschichtliches Interesse knüpft sich eben nur an diejenigen, welche im gährenden Geist einer neuen Zeit zusammentraten, um die alte Herrlichkeit und urwüchsige Wildheit des Ritterthums zu behaupten, und die mit all' ihrer Kraft dies doch nicht erzwingen konnten, weil das höhere Gesetz geschichtlicher Fortentwickelung den Stab darüber gebrochen hatte.

Hinterindien.

Ein geographisches Charakterbild

von

H. Berka.

(Nachdruck verboten.)

Während Ostindien seit der Besitzergreifung der Engländer den Europäern in wissenschaftlicher und merkantiler Hinsicht mehr und mehr erschlossen worden, bildet die zweite der großen indischen Halbinseln noch ein nahezu völlig dunkles, unbekanntes Gebiet, und erst in den letzten Jahrzehnten sind durch kühne Forschungsreisende, besonders aber durch die Rivalität der beiden kolonisirenden Mächte Frankreich und England, welche dort festen Fuß fassen wollen, zuverlässige Nachrichten über Landbeschaffenheit, Bevölkerung und Naturprodukte Hinterindiens zu uns gelangt.

„Das fünffingrige Land" hat man Hinterindien genannt; und in der That läßt sich eine Fünftheilung der mächtigen Halbinsel, deren Flächeninhalt das deutsche Reich fast genau um das Fünffache übertrifft, nicht verkennen, mag man nun die kettenförmigen, von Norden nach Süden sich erstreckenden Gebirgszüge oder die fünf großen Ströme im Auge haben, welche die Längsthäler zwischen den Gebirgen befruchten. Es sind gewaltige Ströme, unserem Vater Rhein ausnahmslos um ein Drittheil an Länge überlegen;

sie wurden zu den die Staatenbildung des Landes in erster Linie bedingenden Faktoren, und die drei mächtigsten der einheimischen Reiche, Anam, Siam und Birma, gruppiren sich um die Läufe der drei größten Ströme: des Me-khong im Osten, des Menam in der Mitte und des Irawaddy im Westen. An den breiten, weitausgedehnten Delta's ihres Unterlaufes sind diese Ströme zu den wahren Reiskammern des Landes, zu den Hauptsitzen kultureller Entwickelung geworden; der Mittellauf mit seinen schon engeren Thälern ist dagegen von geringerer landwirthschaftlicher Produktionsfähigkeit, bietet aber in den dichten Wäldern der ihn einschließenden Höhenzüge einen unerschöpflichen Reichthum an kostbaren Hölzern, und der verhältnißmäßig noch wenig erforschte, meist wildromantische Oberlauf verliert sich in den Engpässen der Gebirge, deren noch unbekannte mineralische Schätze einst vielleicht das Land zu einem neuen „Dorado" machen werden.

Eine wunderbar gemischte Bevölkerung bewohnt die Halbinsel, und erst den Forschungen der neuesten Zeit, besonders den an Ort und Stelle in mehrjährigen Reisen ausgeführten Untersuchungen unseres berühmten Landsmannes, des Professor Bastian, ist es gelungen, einiges Licht in die verworrenen ethnographischen Verhältnisse des Landes zu bringen. Wie auf den Sunda-Inseln gehören wahrscheinlich die Ureinwohner zu der Rasse der Papuas, der Australneger, und im Innern der Halbinsel, in den schwerstzugänglichen Gebirgsthälern, finden sich noch heute deren versprengte Reste; diese sogenannten Alfurus oder Negritos sind geistig und körperlich vielleicht die niedrigst entwickelten

Menschen. Die abnorme Länge ihrer Vorderarme, sowie der Finger und Zehen geben ihnen etwas Affenartiges, die Schwäche ihrer Wadenmuskeln läßt sie mit Vorliebe in hockender Stellung verweilen — dennoch sind sie nicht ganz ohne alle Kultur, und ein neuerer Reisender hat sogar eine Art von Lexikon ihrer äußerst rohen Sprache zusammenzustellen versucht.

Leicht wurden diese widerstandsunfähigen Naturvölker von den von Norden und Süden eindringenden höherstehenden Rassen verdrängt, zur Sklaverei herabgedrückt oder vernichtet. Von Norden her waren es mongolische Stämme, die wahrscheinlich noch vor dem Beginn unserer Zeitrechnung die fruchtbaren Gebirgsthäler besiedelten; etwas später wohl begann von Süden her der Eroberungszug der Malayen, welche als Asiens Normannen, von der Schifffahrt und dem Seeraub lebend, besonders die zerklüftete Halbinsel Malakka und einzelne Stellen der östlichen wie der westlichen Küste für sich in Anspruch nahmen. Zwischen beiden Völkerrassen aber und vielfach mit ihnen vermischt, begegnen wir rein chinesischen Elementen, und die chinesische Einwanderung hat bis auf den heutigen Tag ihren Abschluß noch nicht gefunden, überall vielmehr drängen sich die unternehmenden thätigen Söhne des Reiches der Mitte keilförmig zwischen die anderen Stämme ein und erobern mit ihrem kaufmännischen Verständniß und ihrem spekulativen Sinn neue Positionen. Aber das merkwürdige Völkergewirr findet mit den malayischen, mongolischen und chinesischen Faktoren noch kein Ende — ganz neuerdings haben eingehendere Studien es wahrscheinlich gemacht, daß

die Karen, ein ziemlich verbreiteter Volksstamm, vorderasiatischen Ursprungs sind, und ihre eigenthümlichen religiösen Anschauungen und Ueberlieferungen, wie ihre körperliche Konstitution machen die Annahme nicht unwahrscheinlich, daß wir in ihnen irgend einen versprengten semitischen Volksrest vor uns haben. Mannigfach wie die Abstammung der Bewohner sind auch ihre Religionen. Am verbreitetsten freilich ist der Buddhaismus, der vielfach mit rein heidnischen Gebräuchen durchsetzt ist, daneben aber zählen die Anhänger Mohammed's und des Confucius nach Millionen, und auch die christliche Kirche hat einen anerkennungswerthen Bekennerkreis erobert, der sich auf mehr als anderthalb Millionen Seelen berechnen läßt und durch zahlreiche Missionen jahraus jahrein vergrößert wird.

Es konnte nicht fehlen, daß die europäischen Seemächte frühzeitig ihr Augenmerk auf die reichen Fluren der Halbinsel richteten, und wir finden daher heute auf der Westküste eine blühende, ausgedehnte englische Kolonie, während die Franzosen auf dem östlichen Gestade festen Fuß faßten und ihrem Handel und ihrer Macht hier neue Bahnen eroberten. Daß die gewandten Britten, welche überall in's Auge stechende, das Weltmeer beherrschende Punkte mit seltenem Geschick auszuspähen wissen, sich auch auf der Halbinsel Malakka festsetzten, war selbstverständlich — ihre dortigen räumlich kleinen, aber für den Handel ganz Ostasiens hervorragend wichtigen Niederlassungen Malakka und Singapore, welche mit einigen kleinen Inseln unter dem gemeinsamen Namen Strait-Settlements in den Listen der englischen Kolonien figuriren, sind in Wahrheit „Straßen-

ansiedelungen" an jener großen Weltroute, die von Europa und Vorderasien nach den Küstengebieten des ganzen östlichen Asiens führt.

Beginnen wir unsere Wanderung über die interessante Halbinsel von Westen her, so müssen wir zunächst Brittisch-Birma berühren, dessen Haupttheil sich England in den zwanziger Jahren von dem heimischen Staat Birma mit bewaffneter Hand eroberte und dem es 1853 durch einen zweiten Feldzug die reiche Provinz Pegu hinzufügte.

Brittisch-Birma nimmt heute bei einem Flächeninhalt, der Bayern dreimal an Größe übertrifft, fast den ganzen westlichen Küstensaum bis hinunter nach Malakka ein und zerfällt in die drei Provinzen Arakan, Pegu und Tenasserim, in deren mittlerer das Deltagebiet des Irawaddy mit der fast 100,000 Einwohner zählenden Hauptstadt Rangun sich befindet. Die Kolonie hat sich, seit sie unter englischer Herrschaft steht, merkwürdig schnell entwickelt, der Reisanbau, als die Hauptquelle des Wohlstandes des Landes, ist ungemein kultivirt worden und liefert in den fruchtbaren Niederungen überaus reiche Erträge; daneben wird Seidenbau getrieben, und die Ausfuhr des köstlichen Teakholzes bietet lohnende Frachten. Leider haben die Eingeborenen die reichen Waldungen dieses edlen Holzes, welches ein unübertreffliches Material für den Schiffsbau liefert, früher in unverantwortlicher Weise verwüstet — jetzt ist eine regelmäßige Forstwirthschaft nach rationellen europäischen Grundsätzen eingeführt. Am besten charakterisirt sich das Aufblühen der ganzen Kolonie durch das rapide Anwachsen ihrer Bevölkerung, die in den letzten

25 Jahren um mehr als eine Million gestiegen ist, während gleichzeitig der Werth der Ein- und Ausfuhr sich von 200 Millionen auf fast 300 Millionen Mark erhöhte. Rangun selbst hat seinen birmanischen Charakter mehr und mehr verloren; breite makadamisirte Straßen durchziehen rechtwinkelig die Stadt, die zwar 40 Kilometer landeinwärts liegt, aber doch die größte Hafenstadt des Landes ist und eine jährliche Ausfuhr von allein über 400,000 Tonnen Reis hat. Die europäische Kolonie ist ziemlich bedeutend, auch deutsche Firmen sind vertreten, wie denn auch ein Konsulat des deutschen Reiches sich am Ort befindet. Zu den hervorragendsten Sehenswürdigkeiten Ranguns gehört die Schoay Dagon oder die goldene Pagode, das größte Gebäude dieser Art in ganz Birma und wahrscheinlich in der ganzen Welt. Der Eindruck, den das ebenso massige wie originelle Gebäude macht, wird als höchst eigenthümlich geschildert. Der Eingang, von zwei riesigen Greifen gehütet, führt zwischen hohen schmalen Wänden mit einem Wetterdach, welches wunderbar geschnitzt und in lebhaften Farben bemalt ist, auf eine mächtige Steinterrasse, in deren Mitte die Pagode liegt. Dies fast kegelförmige Gebäude selbst ist bei einem Umfang von 460 Metern und einer Höhe von 90 Metern ganz aus solidem Kalkstein erbaut, mit Blattgold bedeckt und läuft allmählig in eine Spitze aus, die ganz oben mit einem vergoldeten eisernen Gitterwerk endigt. Unweit der Pagode ist die berühmte große Glocke von Rangun in einem besonderen Pavillon aufgehangen; ihr Gewicht soll 28,000 Kilogramm betragen, in ihrer Höhlung findet ein Dutzend Männer

bequem Platz. Uebrigens haben die praktischen Britten die dominirende Lage der goldenen Pagode und ihre feste Bauart vortrefflich zu benutzen verstanden, sie haben sie nämlich mit einer vertheidigungsfähigen Mauer umgürtet, um sie bei etwaigen Aufstandsgelüsten der Ranguner als Citadelle zu benützen.

Außer der Hauptstadt sind Akjab, Bassein und in neuerer Zeit besonders Malmen Hafenstädte und Verkehrscentren von hervorragender Bedeutung und bereits durch Telegraphen mit einander verbunden, ebenso sind mehrere Bahnlinien projektirt und theilweise bereits in der Ausführung begriffen.

Eine Fahrt den Irawaddy hinauf, an der blühenden Stadt Prome vorbei, führt uns in das eigentliche Königreich Birma oder Ava. Immer romantischer werden die Ufer. Zwischen dem Strome und den Höhenzügen ist der Boden wunderbar üppig; Palmenhaine wechseln in schneller Folge mit Reispflanzungen ab. Zahlreiche Dörfer reihen sich im Flußthal aneinander; über ihren leichten Bambusdächern erhebt sich häufig die düstere Masse eines Buddhistenklosters, von grünenden Hügeln herab glänzen bunte Pagoden. Heftiger wird die Strömung, nur mühsam arbeitet sich der Dampfer vorwärts. Von Weitem tauchen die Ruinen der Trümmerstadt Paghan auf — jener märchenumwobenen Kapitale, deren Ruhm einst über ganz Ostasien verbreitet war, und die noch heute, öde und verlassen wie sie ist, mit ihrem Gewirr von zerfallenen Tempeln, seltsam zierlichen Thürmen und Säulenhallen einen imposanten Eindruck hervorruft. Reisende erzählen, daß

die eigenthümliche Architektur der Bauten sie vielfach in staunende Verwunderung versetzt hätte, die Spitzbogen der Hallen, die Thürme mit den gothischen Formen, die Fensterkonstruktion erinnere so lebhaft an die heimische Bauart unseres Mittelalters, daß manche Schloßruine ebenso gut an die Ufer des Rheins, wie an die Gestade des indischen Stromes gepaßt hätte.

Die ganze Gegend erscheint sehr wohlhabend und entwickelungsfähig. Neben den Erzeugnissen des Landbaues sind es hier starke, seit uralten Zeiten bekannte Petroleumquellen, die reichen Gewinn geben — lange ehe in Amerika die erste Erdöllampe aufflammte, beleuchteten hier schon die Birmanen ihre kleinen Hütten mit der gütigen Gabe des Erdinnern.

Vorüber führt uns der Dampfer an den einstigen Hauptstädten des Reiches, an Ava und Amerapura, die jetzt verlassen und einsam liegen, nachdem der despotische Herrscher, um sich dem Einfluß Englands möglichst zu entziehen, zu seiner Residenz eine neue Stadt mehr in dem Inneren des Landes aus dem Nichts schuf und die Einwohnerschaft jener Städte gewaltsam dorthin verpflanzte. So entstand Mandalay, der heutige Königssitz Seiner „goldfüßigen" Majestät, die Hauptstadt Birma's.

Es sind keine glücklichen Zustände in diesem von der Natur so hoch begnadigten Reiche. Seit Alompra, ein hinterindischer Napoleon, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mehr als die Hälfte der ganzen Halbinsel unter der birmanischen Herrschaft vereinigte, starb, ist es mit dem Reich rapid bergab gegangen. Die Herrscher waren

fast ausnahmslos Despoten der schlimmsten Art, die ihrem Namen Boa, „Schützer des Weltalls", wenig Ehre machten und von denen auch die beiden letzten, welche etwas von der europäischen Kultur beleckt waren, d. h. durch Operngläser sahen und gezogene Kanonen kauften, ebensoviel für den Ruin ihres Landes und ihrer Unterthanen thaten, wie alle übrigen. Es ist schade um die Birmanen, sie sind ein kräftiges, intelligentes Volk von guten Sitten. Auffallend ist die allgemeine Volksbildung, welche alle Knaben in den Klöstern, den Rhyungs, erhalten, und die dazu beigetragen hat, mindestens die Kunst des Lesens ebenso zu verbreiten, wie in den europäischen Staaten. Unter dem jetzigen Herrscher Thibau geräth Birma aber immer weiter in das Verderben, der zeitweilig aufblühende Handel stockt bei der nächsten Gelegenheit wieder, der kostspielige, in echt orientalischem Luxus prunkende Hof verzehrt die besten Kräfte, und die nördlichen sogenannten Schauprovinzen, welche an die chinesische Statthalterschaft Jünnan grenzen, lockern ihre Abhängigkeit mehr und mehr.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in dem südlichen Nachbarstaate Birma's, in Siam, dem Lande zu beiden Seiten des mächtigen Menamstromes, das doppelt so groß wie Preußen ist und nahezu 7 Millionen Einwohner hat. Siam ist entschieden der einzige einheimische Staat auf der Halbinsel, der alle Aussichten zu einer erfolgreichen selbstständigen Entwickelung hat. Alle Umstände begünstigen hier ein Fortschreiten der Kultur; zwar ist bis jetzt nur etwas über ein Fünftel des anbaufähigen Bodens für den Ackerbau gewonnen, aber dies Areal vermehrt sich von

Jahr zu Jahr und liefert, unterstützt von seiner fast überreichen Bewässerung, geradezu glänzende Erträge. Wie in Egypten der Nil, so schafft hier der Menam durch seine periodischen Ueberschwemmungen eine staunenerregende Ueppigkeit der Vegetation: Zuckerrohr und Reis, Indigo und Baumwolle, Pfeffer und Mais, kurz fast alle tropischen Kulturpflanzen werden an seinen Ufern und den Gestaden seiner Nebenarme, wie der Hunderte von Kanälen, die das Land nach allen Richtungen durchschneiden, in Fülle gewonnen. Und welcher Reichthum tropischer Vegetation in den Wäldern der noch wenig angebauten Seitenthäler, welch' großartig üppige Wildniß! Die herrlichsten und nahrhaftesten Palmen, die Cocos-, Sago-, Wein- und Kohlpalme, das kostbare Teakholz, die schönsten Farbhölzer, der unvergleichliche Mangustanapfel, die Pisangs und Ananas — das Alles wächst und gedeiht hier in höchster Vollkommenheit, es ist das Paradies aller tropischen Früchte! Freilich zeigt sich zugleich die Thierwelt in furchtbarer Gestalt: die Schlammniederungen der Ströme wimmeln von Krokodilen, ungeachtet aller Nachstellungen dringen noch immer ganze Horden von Elephanten verheerend aus dem Dickicht in die Reisplantagen ein, und der wilde Büffel und das Nashorn wälzen sich in dem Schlamm der Sümpfe. Immer noch herrscht in den Dschungeln der Tiger, die Niederungen sind voll von Eidechsen und Schlangen aller Art — fast schlimmer aber ist für den Menschen der Musquito, der Störenfried jeder Nachtruhe. Zahlreich vertreten ist das Volk der gefiederten Sänger, in den Wipfeln der Baumriesen flattern die farbenpräch-

tigsten Papageien, Fasanen und wilde Pfauen. Unendlich groß ferner ist der Reichthum fast aller Flüsse Siams an eßbaren Fischen, und der Fischfang ist eine der Hauptbeschäftigungen des betriebsamen Volkes.

Bangkok, die Hauptstadt mit mehr als einer halben Million Einwohnern, ist eine reine Wasserstadt, ein siamesisches Venedig. Nur ein ganz verschwindender Bruchtheil der Häuser ist in zusammenhängenden Straßen auf festem Grunde erbaut, weitaus die Mehrzahl erhebt sich auf einer fast unzähligen Menge kleiner Inseln, die in zwei Armen des Menam vertheilt liegen, oder ist auf hohen Pfählen in das Wasser gebaut oder schwimmt endlich auf Bambusflößen. Fast der ganze Verkehr findet per Kahn statt. Erst der jetzige Herrscher hat die Zahl der vorhandenen Hauptstraßen etwas vermehrt, noch immer aber hört man weniger Wagengerassel mit Peitschenknall als Ruderschlag. Besonders die Chinesen, die den Kleinhandel von fast ganz Siam an sich gerissen haben, lieben das Leben auf dem Fluß über Alles. Zwischen den Flößen mit ihren zierlich bedachten Häusern und Hütten, ihren Veranden und offenen Läden windet sich der große Stromverkehr hindurch, neben den vielrudrigen einheimischen Kähnen, den schwerfälligen chinesischen Dschonken, sieht man europäische Dreimaster und Dampfer, denn der Hafen von Bangkok ist in den letzten Jahrzehnten einer der verkehrsreichsten ganz Ostasiens geworden.

Ueberaus zahlreich sind die Tempel, unter ihnen ist der hervorragendste der Wat Tscheng, welcher durch seine gewaltige Höhe und seinen symmetrischen Aufbau die Auf-

merksamkeit eines Jeden auf sich lenkt, der die Hauptstadt besucht. Der ganze, fast 80 Meter hohe, sich nach oben allmählig stufenweise verjüngende Thurm ist mit den bizarrsten Zierathen und einer mosaikartigen Bekleidung bedeckt, in der Glasstücke, Gold und bunte Thonpartikeln eingelassen sind. In der sogenannten Altstadt befindet sich der königliche Palast, ein schöner Bau in europäischem Styl, an den sich eine Menge anderer Baulichkeiten, Pagoden, Gärten und Höfe anschließt. In dem größten der Höfe steht die Mahaprasas, eine große mit lackirten Ziegeln belegte Pyramide, an deren Fuß der König fremde Gesandte empfängt. Die Ehrenwachen sind europäisch gekleidet, der Hof besitzt europäische Dampfer und Equipagen und auch die Hoftracht ist europäisirt.

Aber dies Europäisiren erstreckt sich in Siam glücklicherweise nicht nur auf Kleinigkeiten, sondern das Herrscherhaus hat sich seit zwei Generationen ernstlich um die Einführung europäischer Civilisation bemüht; Siam gebührt nächst Japan die Ehre unter allen asiatischen Staaten, zuerst der westländischen Kultur offenen Eintritt gewährt zu haben. Der vorletzte König Mongkut, ein Mann von selten klarem Verstande und umfassenden Kenntnissen, der sich bei seinem Briefwechsel mit Europäern stets der lateinischen Unterschrift „Rex Siamensium“ (König der Siamesen) bediente und fertig Englisch sprach, begann mit den Reformen; sein Nachfolger und vor Allem der seit 1868 regierende König Somdetch Phra Paramindr Maha „Chulalongkorn“ haben sein Werk gründlich ausgebaut. Siam hat jetzt eine konstitutionelle Staatsform und steht in

Handelsverträgen mit den angesehensten Staaten der ganzen Welt, zehn Konsuln fremder Mächte residiren in Bangkok, wo eine Kolonie von mehreren hundert Europäern ansässig ist; das Reich ist nach europäischem Vorbild vermessen, auf den Hauptströmen kursiren regelmäßige Dampferlinien, das Militär ist gut bewaffnet und nach preußischem Muster instruirt, Hunderte von jungen Siamesen endlich sind in europäischen und amerikanischen Schulen erzogen, in abendländischen Fabriken und technischen Lehranstalten ausgebildet worden. Unter dem Einfluß aller dieser Neuerungen hat sich vieles am Hofe, im Lande und Volke geändert: der sogenannte „zweite" König ist neben dem alleinregierenden ersten zu einer Schattenexistenz herabgesunken, die höheren Beamten sind Leute von europäischer Bildung und Sitte, der Handelsverkehr hat sich im Laufe weniger Jahrzehnte verdoppelt, bis tief in das Innere des Reiches dehnt sich ein geordneter Wegebau aus, der Volksunterricht ist verhältnißmäßig vortrefflich, die Polizei, Gerichte und Zollerhebung ist gut organisirt. Daß trotzdem immer noch ein orientalischer Zug durch das Ganze geht, ist natürlich.

An Siam schließt sich östlich das Reich Anam, südlich die französische Kolonie Cochinchina und das mehr oder minder unter französischer Oberhoheit stehende Kambodscha an; auch in Anam, besonders in seiner nördlichsten Provinz Tonkin, macht sich der Einfluß Frankreichs immer stärker fühlbar, und man dürfte kaum irre gehen, wenn man annimmt, daß nach einem Jahrzehnt die ganze Ostküste Frankreich zugefallen sein wird, wozu die gegenwärtig unternommene Tonkin-Expedition vielleicht eine Handhabe bieten wird.

Anam ist weitaus das bevölkertste der hindostanischen Reiche, es zählt nach den besten Schätzungen — von Gewißheit kann hier nicht die Rede sein — zwischen 20 und 21 Millionen Einwohner, aber es ist auch das relativ unbekannteste, und noch heute sind wir nur über seine südlichen Provinzen, die an französisches Gebiet angrenzen, und seine nördlichsten, denen Frankreich — wie erwähnt — ebenfalls besondere Aufmerksamkeit zollt, näher unterrichtet. In seiner volkreichen Hauptstadt Hué beharrte der am 20. Juli d. J. gestorbene greise „Kaiser" Tü-düc in starrer Abgeschlossenheit, umgeben von herrschsüchtigen, in tausend Vorurtheilen befangenen Mandarinen und Priestern. Der Nachfolger Tü-düc's ist dessen Neffe Phüdac. — Was wir von Anam wissen, verdanken wir fast ausschließlich französischen Missionären. An eine in den fünfziger Jahren ausgebrochene Missionärverfolgung, bei welcher der dortige Bischof die französische Regierung um Hilfe anging und zugleich die Entwickelungsfähigkeit des Landes in treffender Weise schilderte, knüpfte sich dann die Reihe der französischen Feldzüge, in denen die überlegenen europäischen Kriegswaffen der Anamiten Widerstand mit Leichtigkeit brachen und für Frankreich festen Boden in jenem Reiche gewannen, der den europäischen Handelsbeziehungen zuerst ein neues Operationsfeld in Anam schuf. Tonkin speziell, das Vorland der metallreichen chinesischen Südprovinzen, welches die Franzosen gegenwärtig zu unterwerfen suchen, ohne dem von China beanspruchten Suzeränetätsrecht über ganz Anam Rechnung zu tragen, hat sicher eine große Zukunft; die ganze Ostküste aber mit ihren

reichen Waldungen und dem fruchtbaren Kulturland ihrer Thäler wird, wenn die despotische Regierungsform unter europäischem Einfluß eine freiere Entfaltung der Kräfte des Volkes gestatten lernt, gleich dem glücklicheren Siam erfolgreichen Antheil an der Produktion für den Weltmarkt nehmen können. Es fehlt den Anamiten nicht an tüchtigen Eigenschaften, sie werden uns als den Südchinesen verwandt, als intelligent und arbeitsfähig geschildert und werden sich daher sicher schnell an neue Aufgaben und neue Verhältnisse gewöhnen.

Ihre Stammesbrüder im heutigen französischen Cochinchina beweisen dies. Es ist zwar immer noch weniger eine eigentliche Kolonie, als eine militärische Niederlassung, die sich Frankreich im fernen Osten gegründet hat, aber es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß ihre Entwickelung bisher eine recht günstige gewesen. Das Gebiet mit etwa 2 Millionen Einwohnern ist überaus fruchtbar, und die von Frankreich angebahnten geordneten Zustände, verbunden mit einem guten Wegenetz, Aufhebung der Sklaverei, Einführung milder Gesetze haben die Exportfähigkeit des Landes ungemein entfaltet. Die mit allen europäischen Einrichtungen versehene Hauptstadt Saigon besitzt 60,000 Einwohner und wird von verschiedenen großen Dampferlinien regelmäßig berührt. Leider ist das Klima ein sehr ungünstiges und stellt europäischer andauernder Thätigkeit fast unüberwindliche Hindernisse entgegen, selbst der Handel fällt aus diesem Grunde immer wieder den unermüdlichen Chinesen in die Hände, die z. B. das sehr umfangreiche Reisgeschäft fast ganz monopolisiren.

Vom Dach des Palastes „Seiner Majestät des Königs" von Kambodscha in Panompin flattert heute ebenfalls die Trikolore, und ein französischer Kapitän mit einer Kompagnie Infanterie ist sein Protektor. Das ganze um das fruchtbare Mekhongthal gebettete Reich ist thatsächlich nur noch ein Tributärstaat und wird wie Anam früher oder später vollkommen mit Cochinchina verbunden werden. Der alte Glanz des Wunderlandes, wie die chinesischen Chroniken es nennen, ist unwiderruflich dahin, und als einziges Zeichen seiner einstigen Größe und Macht, die vor Jahrhunderten ganz Hinterindien erfüllte, sind die Ruinenstätten von Ongka geblieben, Trümmerfelder, die thatsächlich nach dem Urtheil aller Reisenden auf der ganzen Welt ihres Gleichen nicht haben und uns eine hohe Bewunderung vor der Fähigkeit des einstmaligen Kulturvolkes, das sie erbaute, abnöthigen. Steinerne Pfeilerbrücken von über 100 Meter Länge und 16 Meter Breite bereiten den Besucher schon auf einige Entfernung auf das vor, was er schauen soll — endlich steht man vor den Ruinen des Nakkon Wat, des großartigsten Tempelbaues, den Asien wohl je besaß. Aus dichtem Waldgestrüpp tritt man auf einen Vorhof, der mit großen wohlgefügten Steinplatten belegt und der ganzen Länge nach auf jeder Seite von einer Treppe eingefaßt ist; die eine dieser Treppen führt auf einem über 200 Meter langen Wege zum Eingange des Hauptgebäudes, eines stufenartigen Terrassenbaues aus Sandstein, in dem drei umlaufende Säulengänge mit zahlreichen Höfen liegen. Es ist nicht möglich, die Herrlichkeit dieses Tempels, der ein Rechteck von etwa 200 zu 140 Meter Seitenlänge ein-

nimmt und über 100 Meter hoch ist, in Worten zu schildern. Ueber 1500 Säulen tragen seine mächtigen Gallerien, an den wie Marmor geschliffenen Wänden zählte man weit über hunderttausend einzelne Figuren in weit über lebensgroßer, wunderbar vollendeter Ausführung, die Thore, die Kapitäle der Säulen, die Träger und Eckſteine sind von einer Feinheit der Arbeit, die bewundernswerth ist. Viele Meilen weit ist jene ganze Gegend mit ähnlichen Ruinentrümmern erfüllt. Ueber ihre Erbauer findet sich keine historische Ueberlieferung — Niemand konnte bisher die Inschriften entziffern, welche die Wände der geheimnißvollen Tempel und Paläste bedecken.

Wir beschließen unsere Wanderung durch die Halbinsel mit einem kurzen Rückblick auf das malayische Malakka, in dem noch einige selbstständige kleinere Sultanate eine von Norden her durch Siam, von Süden aus durch die englischen Kolonien bedrängte und mehr und mehr eingeschränkte Existenz führen. Auch dieser Theil Hinterindiens ist überaus fruchtbar und besonders reich an einem Metall, das sonst auf der ganzen Erde sich nur in sehr beschränktem Maße findet. Nächst den Inseln Banka und Billiton im Sunda-Archipel ist Malakka nämlich der hauptsächlichste Fundort für Zinn, obwohl der Bergbau bis jetzt so lässig betrieben wurde, daß von je tausend zinnhaltigen Thälern kaum eines ausgenutzt sein dürfte. Interessant ist Malakka ganz besonders durch die geplante Durchstechung seiner schmalsten Stelle, der Landenge von Krah, wodurch die Fahrt von Ostindien nach den japanischen

und chinesischen Häfen um 4 bis 6 Tage verkürzt werden würde.

Dürfen wir über die Zukunft der ganzen hinterindischen Halbinsel ein Urtheil fällen, so könnte dasselbe nur ein höchst günstiges sein: die üppigen Schätze aus allen Reichen der Natur, mit denen sie in fast allen ihren Theilen gesegnet ist, werden ihr früher oder später eine hervorragende Rolle zuweisen, Siam wird sich zu einem lebenskräftigen Staat ausbilden, die Westküste sich unter englischer, die Ostküste unter französischer Herrschaft vortheilhaft entwickeln. Daß diese Entwickelungsperiode nicht ohne schwere Kämpfe bleiben, daß es an Rückschlägen und Stockungen nicht fehlen kann, ist freilich unausbleiblich — auch die Civilisation kann der blutigen Saat des Krieges ja leider nicht entbehren.

Spaniſche Hof-Intriguen.

Eine Geſchichte aus der Geſchichte.

Mitgetheilt von

Florian Greif.

(Nachdruck verboten.)

Am Morgen des 1. April 1578 durcheilte Madrid die ſchreckenerregende Kunde, daß in der vorigen Nacht auf offener Straße ein Mord verübt worden ſei. Die That an ſich hätte nun zwar ſchwerlich die ganze Reſidenz Spaniens in ſolche Aufregung gebracht, denn bei der damaligen Unſicherheit waren Mordthaten ſelbſt auf offener Straße durchaus nichts Seltenes; hier aber kam die Perſon in Betracht, welche um's Leben gebracht worden war, und die geheimnißvollen Umſtände, welche damit in Zuſammenhang ſtanden.

Johann v. Escovedo hieß der Gemordete. Derſelbe war der Geheimſchreiber Don Juan's d'Auſtria, des Halbbruders von König Philipp II., und befand ſich ſchon ſeit einigen Monaten in der ſpaniſchen Hauptſtadt, um für ſeinen Herrn und Gebieter, welcher als Statthalter in den Niederlanden weilte, neue Truppen und die nöthigen Geldmittel zur Fortſetzung ſeiner Unternehmungen zu erwirken. Mit dieſen Unternehmungen Don Juan's hatte es nun aber eine ganz beſondere Bewandtniß. Die er-

rungenen Kriegserfolge, wie z. B. der große Sieg über die Türken bei Lepanto (1571) hatten den Prinzen zu immer kühneren und verwickelteren Plänen angetrieben und unter Anderem den Wunsch in ihm rege gemacht, nicht nur König von Tunis zu werden, sondern auch durch Befreiung der gefangenen Maria Stuart die Kronen von Schottland und England sich zu erringen. Dieses Wagniß war jedoch ohne das Einverständniß und die Beihilfe des Königs Philipp unausführbar, und deshalb hatte sich Don Juan mit seinem Halbbruder in Verbindung zu setzen gesucht. Wohl wissend, daß ein Mann wie Philipp II. so leicht für derartige Pläne nicht zu gewinnen sei, hatte der unternehmungslustige Prinz eine Vermittlung gesucht, von der er sich einen guten Erfolg versprechen zu dürfen glaubte, nämlich durch des Königs Minister, Antonio Perez, der nicht allein Philipp's Staatssekretär war, sondern auch überaus viel über denselben vermochte. Da nun Escovedo, Don Juan's Vertrauter, mit Don Perez von früher her befreundet war, so meinte der Prinz auf diesem Wege zum Ziele zu kommen. Allein seine Rechnung erwies sich als gründlich verfehlt. Sie wurde vernichtet durch den unredlichen intriganten Charakter des Perez und durch die Mißgunst und Eifersucht des Königs. Beide trieben mit dem Abgesandten Don Juan's von vornherein ein falsches Spiel. Perez gab sich zunächst dem Escovedo gegenüber den Anschein, als sei er nicht allein völlig mit den Plänen des Prinzen einverstanden, sondern als wolle er dieselben auch nach Kräften fördern; in Wahrheit aber hinterbrachte er Alles, was er aus des Freundes Munde

vernahm, sofort, und zwar in feindseliger Absicht, dem Könige, und feuerte den Letzteren überdies noch an, die Absichten Don Juan's mit allen Kräften zu hintertreiben. Bei dem despotischen Charakter Philipp's ist es natürlich, daß er über die selbstsüchtigen Pläne seines Halbbruders sehr aufgebracht und entschlossen war, Alles aufzubieten, um dieselben zu vereiteln. Allein vorerst brauchte er denselben noch, da er seine wirksame Kraft zur Unterdrückung des Aufstandes in den Niederlanden nicht entbehren konnte, und daher hielt er denselben mit Versprechungen hin.

Um jedoch die Intrigue vollständig zu machen, trat noch ein anderer geheimnißvoller Umstand hinzu. Am spanischen Hofe lebte die junge schöne Wittwe eines der vornehmsten Granden, Namens Donna Anna de Mendoza, Fürstin von Eboli. Auf diese hatte kein Geringerer als der König selbst sein Auge geworfen, ohne indeß mit seinen Liebesanträgen Gehör zu finden. Ob diese Zurückhaltung ihrerseits nur berechnete Koketterie war, oder ob sie wirklich auf unüberwindlicher Abneigung beruhte, läßt sich nicht mit Sicherheit ergründen. Thatsache aber ist, daß, während ein Monarch wie Philipp, der sonst keinen Widerstand duldete, hier einen mehr oder minder entschiedenen Korb sich gefallen lassen mußte, gleichzeitig einer seiner Diener, der durch Jugend, stattliche Erscheinung und gewandtes Auftreten zu gefallen wußte, insgeheim das Herz der Gefeierten gewann. Dieser Begünstigte war Antonio Perez, der Staatssekretär. Sein Erfolg bei Donna Anna war um so verwunderlicher, als er ein Emporkömmling von sehr zweifelhafter Herkunft war, wäh-

rend die Fürstin ebensoviel Stolz als Schönheit und Klugheit besaß. Allein das übersah die schöne Spanierin in der Gluth ihrer Leidenschaft gänzlich, und ganz Madrid wußte von den Beziehungen der Donna Anna de Mendoza, oder, wie sie gewöhnlich genannt wurde, der Fürstin Eboli, zu dem Staatssekretär Antonio Perez; nur dem Könige selbst war es noch Geheimniß, und begreiflicher Weise hatten beide Liebende das höchste Interesse daran, daß Philipp nichts davon erfahre. Von anderer Seite hatten sie in dieser Beziehung auch kaum etwas zu fürchten, da die Person des Königs viel zu hoch und unnahbar dastand, als daß der gewöhnliche Hofklatsch sein Ohr hätte erreichen können. Nun aber war jener Geheimschreiber Don Juan's, Escovedo, nach Madrid gekommen. Nicht lange, und er hatte von der Sache Kenntniß. So lange er nun der freundschaftlichen Beihilfe des Perez zur Durchführung seines Auftrages beim Könige sich sicher glaubte, hütete er sich wohl, ein ungünstiges Wort über dieses Verhältniß fallen zu lassen. Allein mit der Zeit wurde er doch inne, daß ihn Perez hinterging und es verschuldete, daß er, Escovedo, von Tag zu Tag vertröstet wurde, ohne zu dem gewünschten Ziele zu gelangen. Es kam darüber zu Auseinandersetzungen mit dem vermeintlichen Freunde, und hiebei entschlüpfte dem Escovedo die Drohung, daß er dem Könige über das, was in seiner nächsten Nähe vorgehe, die Augen öffnen werde, wenn Perez nicht bald seine Angelegenheit bei Philipp in Ordnung bringe.

Dieses Wort wurde entscheidend für die folgende Katastrophe. Um sich selbst vor dem Verderben zu retten,

beschloß der bedrohte Staatssekretär den Untergang des Gefährlichen. Er ging zum Könige und stellte den Abgesandten Don Juan's als ein so gemeinschädliches Subjekt dar, daß dessen Beseitigung aus Staatsrücksichten geboten erscheine. Escovedo, erzählte Perez dem mißtrauischen Despoten, habe unter Anderem geäußert, von gewissen Häfen im Norden aus könne man sich leicht ganz Kastiliens bemächtigen, eine Bemerkung, die ihre Wirkung nicht verfehlte, zumal Escovedo um Uebertragung der Gouverneurstelle in jenen Häfen eingekommen war. Philipp glaubte, daß es sich hier um einen Anschlag auf seine Macht handle, und gab dem willfährigen Staatssekretär den Auftrag, den gefährlichen Mann schleunigst aus dem Wege zu räumen.

Was darauf erfolgte, haben wir bereits gesehen. Escovedo wurde in der Nacht vom 31. März auf den 1. April 1578 von gedungenen Mördern auf der Straße überfallen und niedergestoßen, so daß er auf der Stelle seinen Geist aufgab. Triumphirend mochte sich der heimtückische Staatssekretär in dem Glauben wiegen, nun einen gefährlichen Aufpasser los zu sein, allein wenn er meinte, daß die That ohne schlimme Folgen bleiben werde, so irrte er. Ungeheuer war das Aufsehen, das der Vorfall nicht nur in Madrid, sondern überhaupt in ganz Spanien erregte. Allgemein hieß es: das kann nur im Einverständniß mit hochgestellten Personen geschehen sein; bald nahm das Gerücht noch bestimmtere Form an und bezeichnete geradezu Antonio Perez und Donna Anna als die Anstifter. Ja, man wollte wissen, der Staatssekretär

habe dem Geheimschreiber schon lange nach dem Leben getrachtet und ihm schon früher einmal Gift in das Essen gemischt, wobei Escovedo nur durch Zufall dem Verderben entgangen sei.

Einen besonderen Eifer in der Verbreitung dieser Gerüchte entwickelte ein gewisser Matthäus Vasquez, gleichfalls ein Höfling, dem das rasche Avancement des Perez längst ein Dorn im Auge gewesen war und der deshalb begierig auf eine Gelegenheit wartete, ihn zu stürzen. Vasquez scheute sich denn auch nicht, dem Könige gegenüber zu sagen, die öffentliche Meinung bezeichne den Staatssekretär als den Urheber des Mordes, und zwar sei Escovedo als das Opfer einer Frau gefallen. Philipp ahnte den Zusammenhang noch nicht und legte der Anzeige keinen Werth bei, nahm vielmehr den Beschuldigten in Schutz, da er glaubte, daß er lediglich seinem König gehorchend die That veranlaßt habe.

Allein damit kam die Sache nicht zur Ruhe. Die Wittwe und die Söhne des Gemordeten trafen in Madrid ein und ersuchten den König um Genugthuung, indem sie Antonio Perez als den muthmaßlichen Mörder nannten und geradezu bemerkten, daß hinter demselben die Fürstin Eboli sich verberge. Jetzt wurde Philipp stutzig. Allein wie die Sache lag, konnte er doch nichts gegen den Mörder unternehmen, da derselbe doch nur seinen, des Königs Auftrag ausgeführt hatte, und sich überhaupt in dem Besitz vieler wichtiger Staatsgeheimnisse befand. Aber das, was Philipp über die Beziehungen seines Sekretärs zu der Fürstin gehört, kränkte seine Eitelkeit auf das Empfind-

lichste. Um den Lärm zu beschwichtigen, befahl er, die Veruneinigten, d. h. Perez, Vasquez und Anna de Mendoza, sollten sich verständigen und aussöhnen. Allein es kam keine Ausgleichung zu Stande. Inzwischen dauerte die Aufregung über den Vorfall fort, es bildeten sich Parteien für und wider die Beschuldigten, zwischen denen es nicht selten zu heftigen Auftritten kam. Die Familie Escovedo wiederholte ihr Verlangen nach Gerechtigkeit. Da trat Perez selbst hervor und beantragte die richterliche Entscheidung; nur solle man die Fürstin mit Rücksicht auf ihr Geschlecht und ihren Rang außer Spiel lassen. Er hatte allerdings die Belege in der Hand, daß der König den Tod des Escovedo gewünscht hatte, mit diesem Dokument glaubte er vor jeder Strafe sicher zu sein. Allein Philipp ließ es nicht soweit kommen, daß Perez sich auf dasselbe zu berufen brauchte. Seiner mächtigen Hand war es ein Kleines, den Prozeß niederzuschlagen, noch ehe er recht in Gang gekommen war. Aber eine Verstimmung gegen Perez hatte doch in dem König Boden gefaßt, und diese sollte kurz darauf einen fühlbaren Ausdruck gewinnen. Eine wichtige Stellung, die dem Staatssekretär schon früher zugesagt war, gab der König jetzt einem Anderen. Dies kränkte den Zurückgesetzten so, daß er um seine Entlassung aus dem Staatsdienste bat. Philipp aber, augenblicklich noch ohne genügenden Ersatz, wies sein Gesuch zurück. Im Stillen jedoch beschloß er, sich dieses Ministers zu entledigen.

Hatte der König bis jetzt noch daran gezweifelt, daß eine so untergeordnete Persönlichkeit, wie Antonio Perez,

vor ihm den Preis bei Donna Anna davonzutragen im Begriff sei, so erlangte er jetzt darüber volle Gewißheit. Nicht nur, daß ihm von Gegnern der beiden Liebenden schriftliche Beweise gebracht wurden, die Fürstin verrieth sich auch selbst, indem sie ihrem angefeindeten Verehrer ihre Güter als Asyl anbot und in eigenhändigem Schreiben an Philipp sich auf das Wärmste des Staatssekretärs annahm. Die verletzte Eitelkeit des Königs brütete Rache. Er berief den Kardinal Granvella, welcher damals in Rom weilte, eiligst nach Madrid, damit er an Perez' Stelle das Staatssekretariat übernehme, und kaum war derselbe eingetroffen, so wurden Antonio und Donna Anna in Haft genommen. Dies geschah am 28. Juli 1579. Die Fürstin wurde nach der Veste Pinto abgeführt, wo ihrer ein aller Bequemlichkeit entbehrender Kerker wartete, während Perez vorerst nur Stubenarrest erhielt.

Es begann nun eine Prozedur, die den damaligen Zuständen in Spanien ganz angepaßt erscheint, eine Prozedur der Unschlüssigkeit und Verschleppung, unter welcher die Betreffenden schwerer zu leiden hatten, als unter einer raschen, wenn auch nachsichtslos strengen Entscheidung. Dabei ist es bezeichnend für das Verhältniß des Königs zu der Fürstin, daß er gegen diese weit härter verfuhr als gegen Perez, wenigstens im Anfang.

Trotz der Fürsprache einflußreicher Verwandten und sogar des Königs von Portugal blieb Donna Anna in ihrem strengen Gewahrsam, bis sie infolge der auferlegten Entbehrungen in eine Krankheit verfiel. Da ließ sich der König wenigstens insoweit erweichen, daß er ihre Ueber-

führung nach der etwas besser eingerichteten Veste San Torcaz anordnete. Eine weitere Milderung ihres Schicksals, die aber erst später eintrat, bestand darin, daß Philipp ihre Einschließung in ihrem eigenen Palaste von Pastrana gestattete. Hier aber wurde sie streng gehalten und erhielt nur wenige Zimmer zu ihrem Aufenthalt, dabei waren ihre Fenster vergittert, und die Verbindung mit der Außenwelt wurde nur durch eine Drehscheibe unterhalten. Wiederholt verwendeten sich theilnehmende Personen für die Gefangene und stellten dem Könige vor, daß sie um ihres verstorbenen hochverdienten Gemahls willen begnadigt werden möge, selbst ihr eigener Kerkermeister legte ein gutes Wort für sie ein, umsonst: Philipp blieb unerbittlich. Zur Einreichung eines Gnadengesuches war die stolze Frau nicht zu bewegen. „Ich um Gerechtigkeit betteln?“ schrieb sie an einen ihrer Söhne, „das niemals!“ Der Tod erbarmte sich endlich der in dumpfer Gefangenschaft Dahinsiechenden; zweiundfünfzig Jahre alt schied sie am 2. Februar 1592 aus dieser Welt, in der sie einst eine so glänzende Rolle gespielt hatte, verlassen, vereinsamt und vergessen.

Verwickelter als die Lage der Fürstin gestaltete sich von vorn herein die des Perez. Er war im Besitz von Staatsgeheimnissen, welche der König nicht an die Oeffentlichkeit kommen lassen wollte, deshalb zögerte Letzterer mit einem entscheidenden Schritt. Die ersten vier Monate verbrachte Perez im Hause des Alcade de corte in so leichter Haft, daß er nach Belieben Besuche empfangen durfte; darauf erhielt er sieben oder acht Monate lang Arrest in seinem eigenen Hause, nur von einer Thorwache gehütet. Da

aber wurde dem König hinterbracht, daß er sich des an Escovedo verübten Mordes gerühmt, an Don Juan Staatsgeheimnisse verrathen, den König selbst durch falsche Uebersetzung von chiffrirten Depeschen getäuscht und sich noch obendrein habe bestechen lassen. Jetzt wurde der Prozeß gegen ihn wieder aufgenommen und mit Vermeidung aller Umwege zu Ende geführt. Das Urtheil lautete auf eine Geldbuße von 30,000 Dukaten und Entsetzung vom Amte auf die Dauer von zehn Jahren, deren er zwei als Staatsgefangener auf einer Festung, die übrigen acht aber in Verbannung vom Hofe zubringen sollte. Zugleich aber soll Perez einen Wink erhalten haben, daß dieses Urtheil nicht vollstreckt werden würde, wenn er freiwillig dem König alle noch in seinen Händen befindlichen Papiere ausliefere, welche Geheimnisse enthielten. Keck und eigensinnig, wie Perez war, scheint er indeß diesen Wink unbeachtet gelassen zu haben, denn es stellten sich bald Bevollmächtigte des Gerichts bei ihm ein, um ihn in's Gefängniß abzuführen; er aber kam ihnen zuvor, indem er einen Sprung aus dem Fenster wagte und glücklich die Kirche St. Just erreichte, in deren Heiligthum er nach der Sitte der Zeit sich vor den Häschern geborgen glaubte.

Allein in diesem Falle wurde das alte Asylrecht nicht respektirt, der Flüchtling vielmehr ergriffen und nach der Veste Turnegano gebracht. Nachdem Perez ein Vierteljahr in jener Veste eingekerkert gesessen hatte, scheint er sich bereit erklärt zu haben, die geforderten Papiere dem König wenigstens zum Theil auszuliefern, denn er wurde

nach Madrid zurückgeführt und nur in ganz leichter Haft gehalten. Bald aber wendete sich das Blatt wieder, Philipp gab auf's Neue Befehl, ihn in strengen Gewahrsam zu bringen und die Untersuchung gegen ihn wieder aufzunehmen. Da er leugnete, wurde er sogar auf die Folter gespannt. Allein den aufopfernden Bemühungen seiner Anhänger gelang es, ihm im Frühjahr 1591 zur Flucht zu verhelfen. Zwei Anverwandte brachten ihn über die Grenze, und, von ihnen begleitet, legte er dreißig Meilen zu Pferde zurück, ohne zu rasten. Seine Abwesenheit wurde erst spät entdeckt, und als der Befehl erging, den Flüchtigen zu verfolgen, hatte Perez bereits den Boden seines Heimathlandes Aragonien erreicht. Da dieses nach der Vereinigung mit Kastilien seine alten Freiheiten behalten hatte, konnte er hoffen, dort der weiteren Verfolgung zu entgehen. Statt seiner wurden nun auf Philipp's Geheiß seine Verwandten in's Gefängniß geworfen, denen erst Philipp's Nachfolger die Freiheit wiedergab, zugleich aber befohlen, Perez selbst todt oder lebendig nach Madrid zurückzubringen. Jetzt erklärte Perez öffentlich, daß der König selbst ihn zu dem Morde des Escovedo angestiftet habe und präsentirte den Richtern in Aragonien die Handschriften Philipp's, worin dieser zu der That Befehl gegeben hatte. Allein nun rief der König, um sich des Verhafteten zu entledigen, die Gerichte nochmals zu Hilfe. Auf die Aussage falscher Zeugen wurde Perez der Prozeß wegen Gotteslästerung gemacht und seine Auslieferung verlangt. Die Behörden von Saragossa glaubten dieser Aufforderung Folge leisten zu müssen und nahmen Perez fest. Er wäre jetzt verloren gewesen, wenn sich nicht

das Volk in's Mittel gelegt hätte. Es erhob sich ein Aufstand, die empörte Menge stürmte das Gefängniß, befreite den Gefangenen und ermordete den Vertreter des Königs. Noch einmal wurde Perez von den Schergen des Gerichtes festgenommen und noch einmal entriß ihn das empörte Volk der Gewalt der Gerichte.

Als Philipp II. von diesen Vorgängen Kunde erhielt, rüstete er ein Heer und schickte seinen Kriegsobersten de Vargas mit zehntausend Mann nach Aragonien, um dieses Land zu züchtigen. Zugleich wurde auf Perez' Kopf ein Preis von 2000 Dukaten gesetzt. Die Aragonier mußten für die Befreiung desselben schwer büßen. Ein furchtbares Blutvergießen entstand, und zuletzt wurde die alte Verfassung des Landes mit ihren freiheitlichen Privilegien vernichtet.

Der Mann aber, der dies Alles herbeigeführt hatte, war entflohen und hatte in London ein sicheres Unterkommen gefunden. Von da wandte sich Perez 1595 nach Paris, wo er noch 16 Jahre lebte und seine Zeit damit verbrachte, daß er über seine Erfahrungen am spanischen Hofe und seine Beziehungen zu König Philipp Memoiren veröffentlichte, welche diesen Letzteren so bloßstellten, daß er wiederholt Meuchelmörder gegen Jenen ausschickte. Allein es glückte denselben nicht, ihr Ziel zu erreichen. Dagegen gelang es Perez, von Frankreich noch eine Pension von jährlich 4000 Thalern zu erwirken, wofür er höchst wahrscheinlich Dienste leistete, die ihm nicht zur Ehre gereichen. Er starb zu Paris, 72 Jahre alt, am 11. November 1611.

Das Perpetuum-mobile.

Naturwissenschaftliche Skizze

von

P. Richter.

(Nachdruck verboten.)

Wie die mittelalterlichen Alchemisten den „Stein der Weisen“ oder das „große Elixir“ suchten, so hat es in neuerer Zeit nicht an zahlreichen Versuchen gefehlt, das sogenannte Perpetuum-mobile zu erfinden, d. h. eine künstliche oder mechanische Vorrichtung, die ihre Kraft durch ihre eigene Bewegung stets wieder erneuern könnte, also z. B. eine Uhr, die ewig geht, ohne daß man sie aufzuziehen braucht oder dergleichen. Zu Zeiten war dies Streben nach der Konstruktion eines solchen Perpetuum-mobile sogar eine wahre Manie zu nennen, die aus den Kreisen der Fachmänner in die Laienkreise und in's Publikum drang und gerade dort ihre meisten Opfer fand, denn mancher vernünftige Handwerksmann legte wohl seine Berufsarbeit bei Seite, um die große Maschine zu erfinden und — zu Grunde zu gehen. War man auch in fachmännischen Kreisen bald von der Nutzlosigkeit dieses Treibens überzeugt, so hatte es im Publikum noch lange Nachwehen; es nützte nichts, daß man Zeitungsartikel und Bücher dagegen schrieb, immer noch glaubten Viele

an die Erreichbarkeit des Ziels, und wohl noch jetzt hört man die Erwartung aussprechen, daß sich doch noch einmal ein genialer Kopf finden und jene Aufgabe lösen werde. Daß alle solche Versuche aber stets vergeblich bleiben müssen, und warum dies der Fall ist, soll dem Leser in den folgenden Zeilen vor Augen geführt werden.

Gewiß hat schon Jeder einmal darüber nachgedacht, wie es eigentlich zugehe, daß die Natur seit Millionen Jahren in unerschöpflicher Fülle schafft und zerstört, und trotzdem ihr geheimnißvolles Uhrwerk niemals stille steht. Der ewig wehende Wind, der stets wiederkehrende Regen, das ewige Kreisen der elektrischen Ströme um die Erde, welche uns die Magnetnadel anzeigt, die ewige Bewegung der Erde, der nicht erlöschende Brand der Sonne, das ewige Kreisen der Gestirne — das Alles sind Erscheinungen aus der anorganischen oder unbelebten Natur, die uns ein ewiges Wirken derselben beweisen. Ebenso verhält es sich in der belebten Welt. Wohl kommt der Winter und vernichtet den Pflanzenwuchs und einen Theil der Thierwelt, aber der Frühling zaubert neues Leben hervor; wohl sterben die Menschen, aber es folgen ihnen neue Generationen — die Natur altert nicht, sie erhält sich in ewiger Jugend, und das Räthselhafte dabei ist, daß sie die Kraft der Verjüngung in sich selber trägt. Das große Uhrwerk der Schöpfung steht niemals still, sein geheimnißvolles Ticktack ist fortwährend und allüberall für Denjenigen hörbar, der ihm bewundernd lauscht.

Wo aber mag die Feder stecken, welche ohne Kraftverlust den großen Mechanismus ewig bewegt?

Der Triebfeder haben wir schon einen Namen gegeben, sie heißt „Naturkraft", und es handelt sich nur darum, sie näher kennen zu lernen.

Unsere Kenntnisse über das Wesen der Naturkraft sind neueren Datums, und vor gar nicht langer Zeit stand man demselben noch als einem ungelösten Räthsel gegenüber. Da beseelte man die sichtbare Welt mit allerlei unsichtbaren Stoffen, die man Fluida nannte, oder erging sich in höchst seltsamen Deutungen.

Besonders aber waren es gerade die vergeblichen Versuche, das Perpetuum-mobile zu erfinden, welche auf diesem Gebiete einen gewaltigen Schritt vorwärts führten. Heute wissen wir ganz genau, weshalb noch Niemand bei dem Suchen nach dem Perpetuum-mobile sein Ziel erreichte, denn es ist jetzt der Nachweis dafür geführt, daß sich auf mechanischem, physikalischem, chemischem oder sonst einem Wege in Wirklichkeit keine Kraft gewinnen läßt, weil jede Kraftäußerung nur das Resultat einer schon vorangegangenen anderen Kraftäußerung ist. Ein Ding, welches auf ein anderes Ding eine Kraft äußert, muß seine Kraft vorher schon von einem dritten Dinge empfangen haben, und verliert sie wieder durch die Aeußerung derselben. Ein Billardball, welcher auf der ebenen Fläche des Billards dahinrollt, um durch die mechanische Kraft seiner Bewegung einen zweiten Ball beim Zusammentreffen fortzutreiben, hat seine Kraft durch den Stoß von dem Arme des Spielers erhalten, dem sie verloren ging, und gibt seine Kraft dem zweiten Balle ab, weshalb er stehen bleibt, während jener davonrollt. Es kann keine Kraft entstehen oder sich

bilden, sondern jede Kraftäußerung ist nur die Wirkung einer anderen vorhergegangenen, die wieder aufhört, wenn der erhaltene Kraftvorrath abgegeben oder verzehrt ist. Hiebei herrscht nun ein merkwürdiges Gleichgewicht, indem bei der Kraftübertragung die Kraftwirkung stets ganz genau dem Kraftverlust entspricht. Der Billardball, welcher durch den Stoß vom Arme ein gewisses Quantum Kraft erhalten hat, wird genau so viel Kraft entwickeln, als dem Arme verloren ging, und an den zweiten Ball, den er anstößt, ganz genau ebenso viel Kraft verlieren, als dieser im Weiterrollen entwickelt, so daß der erste Ball bei der Berührung mit dem zweiten Ball stehen bleibt, wenn er ihm seinen ganzen Kraftvorrath mittheilt, dagegen verlangsamt weiterrollt, wenn er nach der Berührung noch einen Kraftüberschuß besitzt. So aber, wie es mit den Billardbällen geschieht, geht es mit allen Dingen in der Natur, mit all' ihren wunderbaren Kraftleistungen, aus denen der unerschöpfliche Brunnen des Lebens fließt. Nirgends entsteht oder bildet sich Kraft; der Wind, welcher Mühlen treibt und gewaltige Wassermassen in Form von Wolken auf das Land trägt, hat seine Kraft von der Sonne und von der Erde zugleich; das Wasser unserer Ströme, welches Schiffe fortträgt und die Räder der Wasserwerke treibt, hat seine Kraft von der Anziehung der Erde, derselben Kraft, die den Stein zu Boden zieht u. s. w. Ja selbst von der lebenden Welt gilt dies, denn die Pflanze, welche wächst und blüht, hat ihre Lebenskraft von dem Samen; die Theile desselben ziehen andere Stoffe aus ihrer Umgebung an sich, übertragen auf dieselben ihre Lebenskraft, und so

geht dies fort. Dabei wächst und gedeiht die Pflanze, bis sie ihre Kraft wieder auf den Samen überträgt und dann stirbt. Es ist ein bereits vorhandenes Kraftquantum, das wir in der Natur durch stete Uebertragung wirken sehen und das sich nicht vermindern kann, so lange die Natur existirt. Denn sonst müßte ja ein Theil der Natur in Unthätigkeit versinken, die Natur müßte abzusterben beginnen, was, wie wir gesehen haben, durchaus nicht der Fall ist. Diese Eigenthümlichkeit in der Natur aber, daß von der vorhandenen Kraft nichts verloren geht und nichts zu derselben gewonnen wird, daß bei der Kraftübertragung stets Kraftverlust und Kraftäußerung in gleichem Verhältnisse stehen, nennt man das Gesetz von der Erhaltung der Kraft.

Dasselbe Gesetz ist es nun auch, welches die Erfinder des Perpetuum-mobile an der Erreichung ihres Zieles verhinderte; denn wenn sie keine Kraft gewinnen konnten, mußte ihre Maschine einmal stehen bleiben, weil durch die Reibung dem Mechanismus fortwährend Kraft verloren ging; die Reibung aber läßt sich auf keine Weise beseitigen.

Wir sprachen hier eben von einem Verlorengehen der Kraft, welches aber nur dem Anscheine nach stattfindet.

Die durch den Stoß in Bewegung gesetzten Billardbälle scheinen freilich ihre Kraft zu verlieren und bleiben wirklich einmal stehen, aber darum ist von der ihnen ertheilten Kraft auch nicht das Geringste verloren gegangen. Wo steckt denn aber die Kraft? Sie steckt im Billard selbst, sie ist über die ganze Bahn der Bälle auf dem Billard vertheilt. Freilich sind unsere Sinne zu mangelhaft, um da noch ihr Wirken

wahrzunehmen. Wir sehen nur, wie die elastischen Innenränder des Billards, die „Banden", wie sie der Billardspieler nennt, den Bällen beim Anschlagen einen Theil der ihnen mitgetheilten Kraft wieder zurückerstatten, indem sie dieselben mit erneuter Kraft fortschleudern, wir können aber nicht sehen, wie die beim Dahinrollen zusammengepreßten Tuchtheilchen wieder mit einer gewissen Energie emporschnellen und fühlen nicht die Wärme, welche durch die Reibung der Bälle an dem Tuch entsteht. Wärme ist nämlich auch eine Kraft, und man muß wissen, daß die Naturkraft das Kunststück versteht, sich zu verwandeln. Wenn wir eine Streichholzbüchse zur Hand nehmen und ein Streichholz daran reiben und entzünden, bewirken wir selbst einen solchen Verwandlungsprozeß. Denn die von unserer Hand beim Reiben geäußerte mechanische Kraft verwandelt sich in eine andere Kraft, welche Wärme heißt und sich wieder an der Spitze des Streichhölzchens in chemische Kraft umsetzt, die dort einen chemischen Prozeß hervorruft, den wir „Brennen" nennen. Die chemische Kraft verwandelt sich aber durch das Feuer am Streichholz weiter in Licht und Wärme, welche beiderseits im Grunde nichts Anderes sind, als ein Theil der von unseren Fingern beim Reiben entwickelten und verwandelten Kraft.

Wie aber mit der Streichholzbüchse, geht es mit allen Dingen in der Natur, die Kräfte verwandeln sich eine in die andere, durch gegenseitige Einwirkung der Dinge aufeinander. So verwandelt sich Wärme in mechanische Kraft und Bewegung, wie uns die Lokomotive beweist, in welcher die Wärme eine so feine Zertheilung und Ausdehnung des

Wassers bewirkt, daß dieses in dem engen, ihm zugewiesenen Raum nicht Platz hat, sich mit Gewalt in die Cylinder der Maschine preßt und mit den Kolben die Räder derselben bewegt. Ebenso kann sich mechanische Kraft in Elektrizität verwandeln, wie wir an jeder Elektrisirmaschine beobachten können, und wie sich Elektrizität in Bewegung umsetzen läßt, beweist uns die elektrische Eisenbahn. Chemische Kraft verwandelt sich in Wärme, was wir schon an dem Feuer in unserem Ofen gewahren können, das ja nur ein chemischer Verbindungsprozeß ist, und wie sich umgekehrt Wärme in chemische Kraft verwandelt, haben wir schon am Streichholz gesehen. Elektrizität verwandelt sich in Licht und Wärme, wie uns das elektrische Licht beweist, und Wärme verwandelt sich in Elektrizität, wie uns die Gewitter zeigen. Kurz, die verschiedenen Kräfte der Natur sind in einer steten Wandlung und Verwandlung begriffen, sie wechseln ihre Erscheinungen, aber bleiben selbst stets unverändert. Von denselben geht daher auch hier nichts verloren; da, wo sie scheinbar verschwinden, haben sie sich nur in etwas Anderes verwandelt und zwar ganz genau nach dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft, denn das Quantum der durch Reibung erzeugten Wärme entspricht ganz genau dem Quantum der bei der Reibung verbrauchten mechanischen Kraft, und wenn man die Wärme dabei nur ganz und gar ohne Kraftverlust auffangen könnte, würde man durch sie ganz dieselbe mechanische Kraft wieder hervorbringen können, durch welche sie erzeugt wurde. Die Eigenthümlichkeit der Naturkraft aber, in steter Wandlung und Verwandlung in der Natur begriffen zu sein, nennt

man den Kreislauf der Kräfte, der deshalb in der That das ist, was „die Welt im Inneren zusammenhält".

Wenn wir aber auch von einem „Kreislauf" der Kräfte sprechen, so darf man sich nicht denken, daß die Kraft irgend ein uns nicht wahrnehmbarer Stoff, ein feines „Fluidum" sei, das von einem Dinge zum andern fließe und dieses eben mit Kraft beseele. Nicht wie ein elektrischer Funke springt die Kraft vom Arme durch den Billardstock in den Billardball hinein, mit welchem sie forteilt, um bei der Berührung auf den zweiten Ball überzuspringen, sondern die Kraft schlummert in jedem Dinge, wenn wir sie auch nicht sehen können. Wer könnte es dem Steine, der auf dem Boden liegt, wohl ansehen, welche Kräfte in ihm wohnen? Doch schon beim Aufheben gewahren wir eine Kraft, die ihn mächtig zu Boden zieht, und wir brauchen ihn nur fallen zu lassen, um an dem Eindruck, den er in dem Erdboden hervorbringt, die Gewalt dieser Kraft zu beurtheilen. Es ist die Kraft der Schwere, die alle Gegenstände an der Erdoberfläche hält und ohne die wir in den Weltraum hinausfliegen würden. Werfen wir nun aber den Stein von uns, so bemerken wir, daß er die Bewegung, welche unsere Hand ihm ertheilt hat, fortsetzt, bis er niederfällt. Wiederum ist es eine neue Kraft, die in ihm erwacht ist, die Kraft des Beharrungsvermögens, welche ihn in der ihm einmal ertheilten Bewegung erhält, so daß er, wenn keine Hindernisse entgegenstünden — hier die Reibung mit der Luft und die Schwerkraft — bis in's Unendliche weiterfliegen müßte.

Nehmen wir den Stein noch einmal auf und suchen

ihn nun zu zerbrechen, so begegnen wir einer neuen Kraft in ihm, denn vergeblich suchen wir seine Theile von einander zu trennen — die Kraft der Kohäsion hält sie aneinander gefesselt. Ja, reiben wir den Stein an einem anderen, so bemerken wir, wie auch Licht und Wärme in dem Steine wohnen, was uns sein Aufleuchten im Dunkeln und seine Erhitzung verrathen. Bringen wir chemische Elemente in seine Nähe, so sehen wir auch die chemische Kraft in ihm sich regen, ebenso wie in dem Steine auch Elektrizität vorhanden ist. Diese und noch andere Kräfte schlummern also im Steine und brauchen nur geweckt zu werden, um in Erscheinung zu treten. Wie aber dem Steine, so ergeht es jedem Dinge in der Natur, überall schlummert die Kraft und harrt des Momentes, der sie in die Erscheinung treten läßt. Sie ist also eine Eigenschaft des Stoffes, von dem sie sich nur begrifflich, aber nicht materiell trennen läßt.

Dies Alles aber ist es eben, was dem Wirken der Natur den Stempel der Ewigkeit aufdrückt. Denn wenn uns das Gesetz von der Erhaltung der Kraft lehrt, daß nirgends in der Natur ein Kraftverlust stattfindet, weil jede Kraftäußerung die Wirkung einer vorhergegangenen ebenso großen Kraftäußerung ist, und so der vorhandene Kraftvorrath in der Natur nicht ab- und zunimmt, so sehen wir den letzteren im Kreislauf der Kräfte sein ganzes erhabenes Wechselspiel entfalten und all' die tausend und abertausend Dinge der Erscheinungswelt hervorbringen. Das Wesen der Kraft als Eigenschaft des Stoffes lehrt uns, das Wunder dieses Mechanismus in einer Eigen-

thümlichkeit des Stoffes selber suchen, die wir nun in Betracht ziehen wollen.

Alles, was uns umgibt, und was unsere Sinne wahrnehmen, besteht aus Stoff; wir selber sind ja nur gewöhnlicher Naturstoff, beseelt von dem Geiste des Lebens. Die Natur also arbeitet, schafft, baut und wirkt nur in und mit dem Stoffe und sie verbraucht daher fortwährend ganz ungeheure Massen ihres Baumaterials. Aber wo kommt denn der Stoff hin, den sie da in so ungeheuren Mengen verbaut und verarbeitet, und muß der Stoff nicht einmal erschöpft werden? Die Frage ist berechtigt und wir wollen es deshalb versuchen, sie zu beantworten.

Es ist richtig, daß die Natur bei ihrem ewigen Schaffen ungeheurer Stoffmengen bedarf. Aber es wäre ein Irrthum, zu glauben, daß die Natur ihren Stoff wirklich verbraucht, vielmehr weiß sie als ein praktischer Baumeister die schon benutzten Stoffe von Neuem zu verwerthen, und hierin liegt die Lösung des Räthsels, daß der vorhandene Stoff in der Natur niemals erschöpft wird. Nichts in der Natur ist wirklich beständig, sondern in einer fortwährenden Wanderung begriffen. Die Pflanze z. B. nimmt gleichsam die Stoffe zu ihrem Körper nur leihweise aus dem großen Vorrath der Natur und gibt derselben ohne Prozente zurück, was diese ihr freigebig gespendet hat. Es ist dies der Stoffwechsel, welcher die ganze lebendige Welt charakterisirt, also auch beim Thiere und beim Menschen stattfindet. So sind und werden wir selbst fortwährend Andere, denn die Elemente, welche unseren Körper bilden, kommen und gehen wieder, so daß wir nach Be-

rechnung der Physiologen schon nach etwa zwei Jahren völlig neue Geschöpfe sind, zwar noch in der alten Gestalt, mit all' ihren Eigenthümlichkeiten, aber aus ganz neuem Material bestehend, denn die Bestandtheile, welche damals unseren Körper zusammengesetzt haben, sind längst wieder aus demselben entwichen. Alles das aber, was der großen Naturstoffkasse zurückerstattet wird, bleibt dort nicht als todtes Kapital liegen, sondern wird von Neuem in Umlauf gesetzt, und so macht der Stoff einen fortwährenden Kreislauf vom Todten zum Lebenden und vom Lebenden zum Todten. Ja, auch die ganze sogenannte todte Welt betheiligt sich an dieser allgemeinen Stoffwanderung in der Natur. Nur so kann es geschehen, daß der Regen, welcher das Land befruchtet, nie gänzlich aufhört; er sammelt sich in Quellen, die sich zu Flüssen und Strömen vereinigen und sich schließlich in's Meer ergießen, das seinerseits wieder durch Verdunstung das Material zu neuen Wolken und neuem Regen liefert.

Es ist also die der Materie innewohnende erhaltende Naturkraft, welche als eine unsichtbare Triebfeder den großen Naturmechanismus bewegt, die verschiedensten Erscheinungen annehmen, aber nach dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft nie aufhören kann, zu wirken und zu bewegen.

Und das ist das Geheimniß von dem ewigen Schaffen der Natur, das Räthsel ihrer ewigen Selbstverjüngung, die sie nicht altern läßt, weil sie die Kraft des Lebens aus sich selber schöpft, in ewiger unaufhörlicher Selbsterneuerung.

Mögen daher die vielen Grübler, welche das Perpetuum-mobile vergeblich gesucht haben, die Nichterreichung ihres Ideals bedauern und die Unvollkommenheit menschlichen Werkes verachten, sie haben indirekt der Menschheit genützt, indem sie beitrugen zur Erkenntniß der großen Wahrheit, welche uns die Natur in ihrer Thätigkeit selber als das einzig wirkliche und mögliche Perpetuum-mobile erkennen ließ!

Mannigfaltiges.

Marie Preston und die Königin Marie von England. — Nikolaus Preston war geheimer Rath des Königs Jakob II. von England gewesen, und seinem Fürsten, als er vertrieben worden war, wie ein echter Schotte mit ganzer Seele treu geblieben. An der Stelle Jakob's saßen seine Tochter, die Königin Marie, und ihr Gatte Wilhelm auf Englands Thron, als der vertriebene König mit Unterstützung Frankreichs in England wieder landete und seine Anhänger zum Kampfe gegen König Wilhelm, seinen Schwiegersohn, aufforderte. Nikolaus Preston war einer der Ersten, die zu der alten Fahne eilten, während seine Tochter, ein elfjähriges Kind und die Pathe der Königin Marie, in London am Hofe blieb. Nach hartem Kampfe unterlagen die Aufständischen im Jahre 1689 den Heeren des Königs Wilhelm; Jakob II. verließ für immer das Land seiner Väter, das so viel Blut der Familie Stuart schon getrunken hatte, und seine Anhänger, darunter auch Nikolaus Preston, wurden vor ein Kriegs-

gericht gestellt. Nach den blutigen Grundsätzen der Zeit konnte das Urtheil nicht anders als auf Tod lauten. Da wurde Preston durch ein Wort aus Kindermund gerettet. Seine Tochter hatte von der Verurtheilung ihres Vaters gehört. Betrübt stand das liebliche Mädchen Tags darauf im Zimmer der Königin Marie und blickte auf ein großes Porträt König Jakob's. „Warum starrst Du das Bild meines Vaters so an?" fragte die Königin freundlich. „Ach," versetzte ihr kleines Pathchen weinend, „ich dachte nur, wie hart es sei, daß mein Vater sterben soll, weil er dem Ihrigen so treu war!" Diese Worte, die so viel Wahrheit in sich trugen, rührten das Herz der Königin Marie; sie küßte das Kind, eilte dann zu ihrem Gemahl und bestürmte diesen so lange mit Bitten, bis er Nikolaus Preston begnadigte. J.

Mildthätigkeit im Alterthum. — Man ist geneigt, die bei großen Unglücksfällen, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten ꝛc. heutzutage sich immer neu bewährende Mildthätigkeit Einzelner wie ganzer Kommunen als ein besonderes Kennzeichen moderner Humanität aufzufassen und zu preisen; und doch finden wir schon in den ältesten Zeiten bei ähnlichen Vorfällen ganz dieselben Aeußerungen theilnehmender Gesinnung und mildthätigen Eifers. Als einst die Insel Rhodos von jenem schweren Erdbeben heimgesucht wurde (224 v. Chr.), durch welches auch das siebente „Weltwunder", der am Hafen stehende Koloß in Trümmer sank, entstand in der ganzen römischen und griechischen Welt ein unglaublicher Wetteifer, den armen Rhodiern zu helfen und die Nachwehen des großen Unglücks zu mildern. Privatleute und Städte, Arme und Reiche, Fürsten und Könige schickten ihre Liebesgaben, begleitet von Aeußerungen des Mitgefühls, die noch heute etwas Rührendes haben. Die Könige von Sicilien, Hieron und Gelon, sandten jeder mehr als hundert Talente (über 1 Million Mark) und erhöhten diese Wohl-

that noch durch eine zart empfundene Ehrenbezeugung; denn sie errichteten auf dem Marktplatze ihrer Residenz zwei schöne Bildsäulen, deren eine das Volk der Rhodier, die andere das Volk der Sicilier vorstellte, letztere die erstere krönend, um, wie Polybius sagt, dadurch anzudeuten, daß die Sicilier sich geehrt fühlten, ihren unglücklichen Brüdern helfen zu dürfen. — Ptolemäus, König von Egypten, schickte dreihundert Talente, eine Million Maß Weizen, Bauholz zu zwanzig Kriegsschiffen und Handelsfahrzeugen; endlich insbesondere noch dreitausend Talente (14,139,000 Mark), um den Koloß wieder aufzurichten. — Aehnlich freigebig erwiesen sich die Könige Antigonus, Mithridates, Seleukos, Prusias, und die reichen Städte am Mittelmeer wetteiferten mit ihnen. Unter den spendenden Privatpersonen dürfte eine Frau Erwähnung verdienen, die ihrem Namen Chryseis (die Goldige) in Wahrheit Ehre machte: sie allein schenkte hunderttausend Maß Weizen! L. Z.

Kurze Rede. — Bald nach seiner Wahl zum Präsidenten der Union machte General Grant eine Reise durch die Staaten und nahm in Providence im Hause des Gouverneurs Burnside Wohnung. Ein Musikcorps begrüßte ihn mit „Hail the Chief“ und eine große Volksmenge drängte sich vor dem Hause. Burnside öffnete das Fenster, Grant trat vor und verbeugte sich schweigend, wie er stets bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegte. Die Menge wollte indessen eine Rede haben, doch Grant schüttelte verneinend den Kopf, bis plötzlich eine Stimme aus der Menge rief: „Nur zwei Worte, General!“ Der Wunsch wurde sofort erfüllt, Grant öffnete den Mund, sprach: „No, Sir!“ und zog sich unter dem Jubel des Volkes zurück. R.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.

UNIV. OF MICHIGAN.
JUL 13